Case
Shelf
No.

Library of
Wellesley College.
NON MINISTRARI SED MINISTRARE.
Presented by
Mr. E. S. Converse
Malden, Mass.
No. 10389

Fanny Lewald's
gesammelte Werke.

Neue, von der Verfasserin veranstaltete, revidirte Ausgabe.

Achter Band:

Clementine.

Auf rother Erde.

Berlin, 1872.

Verlag von Otto Janke.

Clementine.

Auf rother Erde.

Zwei Erzählungen

von

Fanny Lewald.

Neue, von der Verfasserin veranstaltete, revidirte Ausgabe.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1872.
Verlag von Otto Janke.

10359.

PT
2423
L3A8

Vorrede.

Ich habe es für nöthig gehalten, diesem Romane, wie der ihm folgenden Novelle „Auf rother Erde“ und den Romanen „Jenny“ und „Eine Lebensfrage“ ausdrücklich die Jahreszahl ihres ersten Erscheinens beidrucken zu lassen, weil das Interesse, welches sie von dem Leser beanspruchen, jetzt zum Theile bereits ein historisches ist.

Ueber die Entstehungsgeschichte der drei Romane „Clementine“, „Jenny“ und „Eine Lebensfrage“ giebt meine eigene Lebensgeschichte weitläufigern Aufschluß, und ich habe diesem eigentlich hier nur noch hinzuzufügen, daß es mich jetzt, als ich diese meine ersten Dichtungen, Behufs des Neudrucks, nach einem Menschenalter wieder einmal gründlich durchnahm, selber überrascht hat, bis zu welchem Grade sie Tendenzschriften gewesen sind. Damals, als man bei ihrem ersten Erscheinen gegen sie von einer und der andern Seite den Einwand erhob, daß die Ten-

*) Fanny Lewald's gesammelte Werke, Band III.

denz sich in der Dichtung zu sehr geltend mache, verstand ich kaum, was man damit meinte, so ganz und gar war ich hingenommen von den Bestrebungen jener Zeit, so ganz und gar war ich darauf gestellt, so viel an mir war, mitzuarbeiten an der Lösung der Fragen, mit denen damals in unserm Vaterlande die besten Kräfte sich beschäftigten. Viel oder wenig wie diese Romane dabei mitgewirkt haben mögen, darf ich sie als kleine Merksteine aus jenen Tagen immer gelten lassen. Baut sich doch auch ein Tempel nur aus den einzelnen Körnern auf, aus denen seine Bausteine und seine Marmorquadern sich zusammensetzen; und wenn ich jetzt es wohl verstehe, in wie weit der Ausspruch: diese Romane seien Tendenzschriften, ein gerechter war, so meine ich doch auch heute noch, daß jeder größern oder kleinern Dichtung ein bestimmter, leitender und durchdringender Gedanke inne wohnen müsse, und daß diejenigen Dichtungen in uns am mächtigsten wirken und nachwirken, die, nachdem sie uns angenehm beschäftigt haben, in unserm Geiste einen uns zusagenden oder fördernden Gedanken zurücklassen, so daß wir nach dem Lesen eines Werkes mehr übrig behalten und gewinnen, als die bloße Erinnerung, daß wir es gelesen haben, und daß es uns eine unbeschäftigte Stunde angenehm ausgefüllt hat.

Irre ich mich nicht, so haben auch unsere älteren klassi-

schen wie unsere besten neueren Romane alle sammt und sonders einen festen ethischen Grundgedanken, von dem aus sie sich auferbauen. Aber diesen Grundgedanken in der Dichtung so zu verkörpern, die Dichtung so mit ihm zu durchdringen, daß eben ein untrennbares einheitliches Ganzes vor uns steht, ist dem Anfänger wohl nur in den seltensten Fällen gegeben, ist nur den Größten und Besten gelungen. Und so mögen denn diese Jugendarbeiten in ihrer neuen vielfach veränderten Gestalt, denen, die jetzt jung sind, wie jenen Andern, die mit mir jung gewesen, als Erinnerung und Zeichen aus früheren Tagen entgegentreten, als Denkmale unseres früheren Ringens, wie unserer Fortschritte auf dem Wege zu geistiger und staatlicher Befreiung. Möchte ihnen die freundliche Aufnahme nicht fehlen, die ihnen damals so ermuthigend zu Theil geworden ist.

Berlin im Oktober 1870.

Fanny Lewald.

Clementine.

Erstes Capitel.

Also weil der Herr Geheimrath mich gestern geistreich gefunden hat, soll und muß ich ihn heirathen? fragte Clementine und sah dabei lachend ihre jüngere Schwester, die Frau des Professors Reich, an, die ganz erhitzt auf dem Sopha ihres Wohnzimmers saß.

Darum allein nicht, entgegnete diese, aber Du darfst diese Verbindung nicht ausschlagen, wie alle andern, die sich Dir boten. Der Geheimrath von Meining ist ein sehr geachteter, gebildeter und reicher Mann; er ist freilich fünfzig Jahre alt, Du bist aber schon siebenundzwanzig, was kann denn passender sein? Du hast mir selbst gesagt, daß Du an Dein früheres Verhältniß zu Robert Thalberg mit vollkommener Ruhe dächtest; warum also wieder ein Glück, ein wahrhaftes Glück von Dir weisen, das sich Dir vielleicht nie wieder bietet? Mein Mann wünscht diese Verbindung, die Tante, Deine letzte Instanz, dringt darauf, Meining erwartet das Glück seines Lebens davon und Du selbst hältst Meining nicht nur für einen liebenswürdigen, sondern auch für einen ehrenwerthen Mann; was willst Du denn eigentlich, Clementine?

Ich will nicht lügen, Marie! Ich will, ich kann es nicht, und je achtungswerther mir der Geheimrath erscheint,

um so weniger möchte ich ihn täuschen; ich kann nicht heirathen, quäle mich nicht.

Beide Damen gingen fast erzürnt von einander; die kleine, rosige Professorin in die Arbeitsstube ihres Mannes, um ihm das vermuthliche Mislingen ihres Planes mitzutheilen; die ernste, schlanke Clementine auf ihr Zimmer, um den Sturm, den diese Unterhaltung in ihr erregt hatte, ruhig austoben zu lassen.

Clementine und Marie Frei waren die Töchter eines hochgestellten preußischen Beamten. Sie hatten früh ihre Mutter verloren und eine Tante, Frau von Alven, eine kluge, feinfühlende Frau, die Witwe, und deren einziges Kind früh gestorben war, hatte die Erziehung der beiden Mädchen im Frei'schen Hause übernommen. Nichts konnte aber verschiedener sein, als der Charakter dieser beiden Schwestern: Clementine, heftig, geistreich und zu tiefem Fühlen geneigt, wurde schnell von plötzlichen Eindrücken gefesselt, die sich dauernd ihrer Seele einprägten; was sie einmal ergriffen hatte, was ihr lieb geworden war, das konnte keine Macht ihr entreißen, das hielt sie fest für's Leben. Aus diesem Gefühl entsprangen die treue Anhänglichkeit für Frau von Alven, die innige Liebe für ihren Vater und die fast mütterliche Zärtlichkeit für die um sechs Jahre jüngere Marie; aber zugleich auch eine leidenschaftliche, unwandelbare Liebe für Robert Thalberg, einen jungen Mann, mit dem sie in ihrer ersten Jugend in allen befreundeten Familien zusammengetroffen war.

Thalberg hatte in tausend Dingen die auffallendste Charakterähnlichkeit mit Clementinen. Auch auf ihn wirkten in seiner Jugend die Eindrücke des Moments, und ob-

gleich mit dem schärfsten Verstande und ungewöhnlichem Geiste begabt, hatte sein leidenschaftliches Herz ihn häufig fortgerissen und er sich oft dadurch in eigenthümlich verwickelte Verhältnisse gebracht, die bald störend, bald fördernd auf ihn gewirkt. Ein ungebändigter Freiheitssinn, ein an Tollkühnheit grenzender Muth, eigensinniges Beharren auf seinem Willen und doch eine fast kindliche Weichheit gegen die Personen, die er liebte, machten ihn für die Frauen unwiderstehlich; besonders da ein gebietendes, männlich schönes Aeußere gleich anfangs für ihn einnahm. Thalberg hatte Clementinen, wie alle jungen Leute ihres Kreises, seine Huldigungen dargebracht, weil sie hübsch und in der Mode war; bei näherer Bekanntschaft entdeckten Beide aber eine solche Aehnlichkeit in ihren Neigungen und Gesinnungen, sie begegneten sich so oft in ihrem Enthusiasmus für das Schöne, daß das gewöhnliche Wohlgefallen sich in eine wirkliche, ernste Neigung verwandelte und sie sich gegenseitig, ohne durch bestimmtes Versprechen an einander gebunden zu sein, als zu einander gehörend betrachteten. Clementinens Verwandte sahen ein Verhältniß, das für die Zukunft so viel Glück zu versprechen schien, ruhig wachsen, und als Thalberg den Ort verließ, nahm man allgemein an, daß das junge Paar längst einig und verlobt sei.

Clementine selbst lebte von da ab nur in der Erinnerung an Robert; Alles, was ihr begegnete, was sie that, wurde im Geiste Robert's Urtheil unterworfen, der, um mehrere Jahre älter als sie, einen wesentlichen Einfluß auch auf ihre geistige Richtung ausgeübt hatte. Sie liebte Alles, was seinem Willen angemessen schien, verwarf

Alles, was gegen seine Ansichten sein konnte, und lebte getrennt von ihm, mitten in der Gesellschaft, doch ganz allein mit dem fernen Geliebten; wie jene Nonnen, die, sich beständig unter den Augen ihres himmlischen Bräutigams wähnend, nur seinem Willen leben und kein anderes Gesetz kennen als das seine. Die Liebe zu dem Abwesenden war ein religiöser Cultus in ihrer Brust, und selbst der Gedanke, es könne ihr jemals möglich sein, den dringenden Bewerbungen anderer Männer die geringste Aufmerksamkeit zu gönnen, fiel ihr nie ein. Sie war den Ihrigen ergeben, half der Tante treulich die schöne Marie erziehen und bildete rastlos an sich fort, damit Robert, wenn er einst wiederkäme, sie nicht unter seinen Erwartungen fände.

So waren ein paar Jahre vergangen, die kleine Marie war zu einem reizenden Mädchen herangewachsen und das harmloseste, unbefangenste Kind geblieben. Ihre Familie, ihre Toilette, die Bälle, ihre kleinen Abenteuer von gestern, das war die Welt, die sie kannte; man liebte sie allgemein und was konnte sie noch wünschen? Sie war das verzogene Kind des Hauses. Bald nach ihrem sechszehnten Geburtstage hatte Professor Reich um ihre Hand geworben, hatte die Zustimmung des Vaters erhalten und die kleine Braut war mit der Myrthenkrone und dem weißen Schleier zum Altare mit demselben Gefühle gegangen, mit dem sie ein Jahr vorher, am Tage ihrer Confirmation, die Kirche betreten hatte. Sie hatte das Bewußtsein eines wichtigen Schrittes, ohne sich die Folgen desselben klar zu machen; und nachdem der schwere Abschied von Vater, Schwester und Tante vorüber war, folgte sie ihrem Manne, froh

und sorglos wie ein Kind, nach Heidelberg, wo er angestellt war.

Clementine blieb nun allein zurück. Sie war stiller und ernster geworden, von Robert hatte sie nur selten gehört, die Zeit seiner Rückkehr wurde von den Seinen immer weiter hinausgeschoben und sie konnte es sich nicht verhehlen, daß Robert's Wunsch, sie wiederzusehen, lange nicht mehr so lebhaft sein müsse, als in jener Stunde, wo sie unter den heißesten Thränen mit dem ersten Kusse von einander Abschied genommen hatten.

In dieser Zeit erkrankte Clementinens Vater und nach wenig Wochen standen sie und die Tante an seinem Sarge. Ihr ganzes Leben war nur ein Schrei des Schmerzes, der Robert herbeirief, um alles Leid an seinem Herzen auszuweinen, um alle Liebe, die der theure Vater besessen hatte, auf den geliebten Freund zu vererben — aber Robert, obgleich ihm der Todesfall angezeigt worden, kam nicht zurück; und seine Mutter äußerte gegen Frau von Alven, daß ihr Sohn wol so bald nicht heimkehren würde, da Berufsverhältnisse und, wie sie glaube, auch eine Herzens-Neigung ihn an seinen jetzigen Aufenthalt fesselten. Frau von Alven erschrak, hielt es aber für ihre Pflicht, endlich einmal mit Clementinen offen über deren Zukunft zu sprechen. Sie war durch den Tod ihres Vaters unumschränkte Herrin ihrer Handlungen geworden; die Tante sehnte sich in ihre Vaterstadt zurück, und so trat sie eines Tages ganz plötzlich mit der Frage vor die Nichte hin, welche Plane sie nun für die nächste Zeit gemacht habe? Sie verhehlte ihr dabei nicht, daß sie Berlin zu verlassen wünsche, verschwieg ihr nicht, was Roberts Mutter ihr

gesagt hatte, und war nicht wenig überrascht, Clementine bei der Nachricht, die für sie ein Todesstoß sein mußte, anscheinend ruhig zu finden.

„Ich weiß es längst, gute Tante!“ sagte sie, „daß Robert mich nicht liebt, sehr lange schon; und daß er jetzt für mich kein Wort des Trostes, der Theilnahme hat, keinen Gruß durch die Seinen, das nimmt mir mit dem letzten Zweifel die letzte Hoffnung; aber es ändert in meinen Gefühlen für ihn Nichts. Wir waren Beide durch keinen Eid an einander gebunden, Robert liebt mich nicht mehr, hat mich vielleicht nie geliebt, und ich habe sein Wohlwollen für Liebe gehalten — so glaubt er sich frei und ist es auch; denn nicht der Eid, sondern die Liebe bindet. Ich aber liebe ihn mehr als je, er ist Alles, Alles, was ich liebe, und darum bin ich sein, auch wenn wir uns nie wieder sehen sollten. Entgegne mir darauf Nichts,“ fuhr sie fort, als ihre Tante eine Einwendung machen wollte, „ich weiß, wie gut Du es mit mir meinst; darum laß mich mir selbst. Dich aber länger von den Freunden und der Heimat zu trennen, wohin es Dich zieht, dazu habe ich kein Recht. Marie verlangt nach mir, ich werde nach Heidelberg gehen, werde ihr nützlich sein und in dem Kreise ihres Hauses meine Zukunft finden. Versprich mir aber, daß Du mir nie fehlen wirst, wenn ich Dein bedarf.“

Frau von Alven weinte still; Clementine kniete vor ihr nieder, küßte ihre Hände und bat: „und nun noch Eins! Ich habe seit Jahren mehr gelitten, als ich zu leiden für möglich hielt; ich fürchte jede Berührung meiner tiefen Wunde mehr als den Tod; versprich mir, daß Robert's Name nicht mehr zwischen uns genannt wird und daß

wir uns trennen ohne Abschied; wir bleiben ja doch im Innern stets beisammen."

Die Tante gelobte Alles und wenig Wochen darauf rollte der Postwagen, welcher Frau von Alven in ihre Heimat führte, an Clementinens Wohnung vorüber, in der sie mit ihrem Schwager am Fenster stand, der gekommen war, sie nach Heidelberg abzuholen.

Nach den schmerzlichen Aufregungen der letzten Zeit, dem wehmüthigen Gefühl, von den Räumen zu scheiden, die so lange die stillen Zeugen ihres Lebens waren, that die Ruhe im Hause ihrer Schwester Clementinen anfänglich sehr wohl. Sie hatte die junge Frau fast unverändert gefunden. Marie liebte ihren Reich von Herzen, betete ihre beiden Kinder an, sorgte treulich für ihr Haus und war eine Frau, wie die Mehrzahl der Männer sie wünscht. Der Professor hielt regelmäßig seine Vorlesungen, arbeitete den Rest der Zeit emsig in seiner Studirstube und ließ sich während der Mahlzeiten mit der größten Theilnahme Alles erzählen, was in der Zwischenzeit von der Frau, den Kindern und den Dienstboten irgend zu erzählen war. Beide Eheleute waren durchaus zufrieden mit einander und wünschten nichts Besseres, als daß es immer so bliebe. Ohne bestimmten Blick in die Zukunft, ohne lebhaftes Gedenken einer Vergangenheit, ging ein Tag nach dem andern hin, und alle Abwechselung in Marien's Leben machte der Besuch gleichgestimmter Frauen und ein Spaziergang in der nächsten Umgebung. — Es dauerte auch nicht lange, bis Clementine sich äußerlich in diese Lebensart gefunden hatte, und bald war sie Allen unentbehrlich geworden. Ihr beweglicher Geist hatte tausend neue Spiele

für die Kinder, manche Erleichterung für Marie, manche Bequemlichkeit für den Professor hervorgerufen; es machte ihr Vergnügen, die Ihrigen zu erfreuen — aber sie selbst fühlte sich einsamer als vorher. Getrennt von ihren gewohnten Umgebungen, von der Tante, der ihr ganzes Herz offen lag, in der gleichförmigen Lebensart im Reichschen Hause, fühlte sie eine solche geistige Leere, daß nur die schöne Natur Heidelbergs sie aus ihrer Apathie zu reißen vermochte. Um sich zu zerstreuen, suchte sie eifrig längst vernachlässigte Studien wieder hervor, sie schmückte ihr kleines Stübchen, das nach dem Neckar sah, auf das freundlichste; aber vergebens. Stundenlang saß sie mit dem Buche in der Hand, sah den schönen Strom vorüberfließen, blickte ernsthaft die kleinen Häuser von Weinheim an und sah doch Nichts, als Robert's Bild, wie er zuletzt vor ihr gestanden, dachte Nichts, als die tiefe Demüthigung, verschmäht zu sein.

In einem kleinen Orte wie Heidelberg konnte eine Erscheinung wie Clementine, nicht unbemerkt bleiben; ihre ganze Persönlichkeit flößte lebhaftes Interesse ein, während ihr nach Außen abgeschlossenes Wesen für Kälte und Stolz galt. Man hatte sie bei ihrer Ankunft in alle Zirkel eingeführt, und überall hatte sie einen neuen Reiz in die Gesellschaft gebracht; besonders waren es die jüngeren Mädchen und die älteren Männer, die sich ihr anschlossen. Die Mädchen, weil sie von ihr keine Beeinträchtigung zu fürchten hatten, da sie jede Annäherung und Bewerbung eben so fein als bestimmt zurückwies; die älteren Männer, weil in ihrer Unterhaltung so viel Belebendes und Anregendes lag, daß sie sich die glücklichen Bemerkungen, die Clemen-

tine sie machen ließ, unbedingt als ihr eigenstes Eigenthum zuschrieben.

Unter diesen Männern war unstreitig der Geheimrath von Meining der bedeutendste. Er galt für einen der ersten Aerzte Deutschlands, war ein stattlicher Mann von fünfzig Jahren und so wohl erhalten, daß er den Ansprüchen, auch durch sein Aeußeres zu gefallen, nicht ganz entsagt hatte. Man sah, daß er in der Jugend ein schöner Mann gewesen sein mußte, und mit einer bei älteren Männern nicht seltenen Eitelkeit ließ er bisweilen errathen, daß ihm das Glück bei den Frauen hold gewesen sei. Auch stand er noch jetzt in großer Gunst bei den Damen und wurde gern gesehen in jeder Gesellschaft. Manche Mutter hätte ihn, der ihr selbst früher den Hof gemacht, recht gern zum Schwiegersohne angenommen, und allerdings war er, vermöge seiner Stellung, Das, was man gewöhnlich eine gute Partie zu nennen pflegt. In seiner Jugend hatte er die Frauen zu sehr geliebt, um sich an Eine dauernd binden zu mögen; dann hatte diese Leidenschaft ernsten Studien Platz gemacht. Er hatte Reichthum, Ehre und einen großen Ruf erworben, und der Gedanke, sich zu verheirathen, war allmälig ganz in den Hintergrund getreten, je mehr Reiz die materiellen Genüsse des Daseins für ihn gewannen und je mehr sich die eigenthümliche Selbstsucht aller Hagestolzen in ihm ausgebildet hatte. Doch war sein Gefühl für das Schöne und Gute niemals erloschen; er war in einzelnen Momenten einer Lebhaftigkeit und Hingebung fähig, die einem jüngeren Manne anzugehören schienen, und in dieser Stimmung konnte er die bedeutendsten Opfer bringen; dann fühlte er die Möglichkeit

und den Wunsch, Andere an seinem Glücke Theil nehmen zu lassen, und hätte vielleicht daran gedacht, eine Frau zu nehmen, wenn es ihm nicht unbequem gewesen wäre, danach zu suchen. Doch ließ er sich die Neckereien über diesen Punkt recht gern gefallen und lächelte wohlgefällig, wenn man behauptete, an einem schönen Morgen werde er einst ganz plötzlich mit einer Braut angefahren kommen, die ein Phönix an Schönheit und Liebenswürdigkeit sein und ihm wie ein Ideal erscheinen werde; sowie sein Haus ihm das schönste, sein Rock der beste und überhaupt Alles, was sein eigen, ihm als das Vollkommenste vorkomme.

Als Freund des Professors Reich und als Arzt der Familie hatte er Clementine in deren Häuslichkeit kennen und schätzen gelernt. Er hatte durch Marien, noch vor Clementinens Ankunft, erfahren, daß diese dem Grame über eine unglückliche Liebe fast erlegen sei, und nun sah er sie selbst: noch schön, obgleich lange über die erste Jugend hinaus, und liebenswürdiger und geistreicher als irgend eine Frau, die er kannte. Er sah das Mädchen, das der Mittelpunkt der Gesellschaft geworden, eben so liebenswürdig im Hause; sie hatte Rath für den Bedrängten und die zärtlichste Sorgfalt für den Leidenden; unermüdlich besorgt für Andere, schien sie zufrieden, ohne gerade froh zu sein, und ihre Ruhe wurde durch jene kleinen Veranlassungen, welche die meisten Frauen außer Fassung bringen, niemals erschüttert. Ihre äußeren Vorzüge zogen ihn an, und wenn er manchmal auf ihrem ausdrucksvollen Gesicht die Spuren eines tiefen Leidens, oder gar ihre Augen noch trübe von vergossenen Thränen sah, flößte sie ihm eine lebhafte Theilnahme ein. Er hatte

einmal mit Reich über Clementine gesprochen, und diese hatte geäußert, seine Schwägerin sei allerdings ein vortreffliches Mädchen, nur leider zu überspannt, und er wünsche nichts sehnlicher, als daß sie bald einen vernünftigen Mann bekäme, den sie liebe; denn sonst würde sie zu Grunde gehen durch ihren selbstgenährten Gram.

Ob Reich diese Bemerkung absichtlich gemacht, ob eine Absicht in des Geheimraths Frage gelegen, lassen wir dahingestellt sein; nur das steht fest, daß von jenem Tage an in Meining der Gedanke an eine Verbindung mit Clementinen erwachte. Dieses Mädchen in seinem Hause walten zu sehen, von ihrem Geiste seine Mußestunden verschönen zu lassen, ihrer milden Pflege in kranken Tagen zu genießen und sie, der er von Herzen zugethan war, ihren Kummer vergessen zu machen, war bald sein Lieblingswunsch geworden. Er hielt sich für den Mann, der sie über den verlorenen Geliebten zu trösten vermöchte, und je mehr und je länger er seine Bewerbungen um sie fortsetzte, je werther wurde sie ihm, je gewisser, daß er ihr nicht gleichgültig bleiben könne. So trat er denn, nachdem sie einen Abend vorher sich freundlich in Gesellschaft begegnet waren, am nächsten Morgen mit seiner Werbung um Clementinens Hand vor den Professor hin.

Reich war sehr erfreut, Marie entzückt über das Glück, das sich ihrer Schwester bot; Clementine allein sagte, wie so oft schon: „ich kann und werde nicht heirathen."

Man schrieb der Tante, Frau von Alven bestürmte die Arme mit den dringendsten Vorstellungen, Meining wollte ihr Zeit lassen, sich zu entschließen, und unterdessen nahmen die Ermahnungen und das Zureden des Professors

und Mariens kein Ende; die Unterhaltungen, mochten sie mit dem Fernliegendsten beginnen, endeten zu Clementinens Qual doch immer wieder mit dem Geheimrath von Meining.

Bei einer solchen Scene fanden wir die Schwestern, am Anfang unserer Erzählung, und es war nöthig so weit zurückzugehen, um den Leser mit den handelnden Personen bekannt zu machen, wobei wir uns zugleich das Recht vorbehalten, den Faden der Ereignisse, so oft es uns geeignet scheint, in den eigenhändigen Papieren und Briefen derselben zu verfolgen.

Zweites Capitel.

Sinnend stand Clementine am Fenster, als sie in ihr Zimmer getreten war; die Gedanken zogen, wie Bilder eines Schattenspieles, schnell an ihrer Seele vorüber; sie wollte dem Zureden ein Ende machen und mit der Tante dabei beginnen. So setzte sie sich denn nieder und schrieb:

Dein Brief hat mir wehe gethan, liebe Tante! Traust Du mir bei meinen Handlungen keine anderen Beweggründe, als Ueberspannung oder Eigensinn zu? Hältst Du mich denn für ein Kind, das die Verhältnisse des Lebens verkennt? So gut als Ihr Alle weiß ich, daß nach den Begriffen der Welt die Stellung einer verheiratheten Frau der eines Mädchens vorzuziehen ist. Glaubt mir aber, daß es eine tiefe Nothwendigkeit ist, die mich abhält, den Schritt zu thun, zu dem Ihr Alle mich überreden möchtet.

Ich hasse die Ehe nicht; im Gegentheil, ich halte sie so hoch, daß ich sie und zugleich mich zu erniedrigen fürchte, wenn ich dies heilige Band knüpfte, ohne daß mein Gefühl Theil daran hätte. Was kann es Beglückenderes geben, als mit einem geliebten Manne sein Leben hinzubringen? Für ihn zu sorgen, seine Freuden und Leiden zu theilen; zu wissen: Alles, was mein Herz be-

wegt, Alles, was mich berührt, theilt und fühlt mein bester Freund mit mir? Beide leben dann ein doppeltes Leben. O! ich habe mir das oft sehr schön gedacht, ich habe es heiß gewünscht, und ich halte heute noch die Ehe für den einzigen Weg, der den Menschen zu der größten Vollkommenheit führt, die seiner Individualität möglich ist. Darum aber kann ich den Gedanken an eine gleichgültige Ehe nicht ertragen, weil sie für mich eine unglückliche wäre; und ich habe es nie begreifen können, wie in der Ehe irgend Etwas die Menschen an einander kettet, als ihr Herz. Die Ehe ist in ihrer Reinheit die keuscheste, heiligste Verbindung, die gedacht werden kann; rein, wie ein Engel des Lichts, geht das Weib aus den Armen ihres geliebten Gatten hervor, und wenn man mir, nach dem katholischen Ritus, die Madonna, die reine Mutter Gottes nannte, hat für mich ein rührend tiefer Sinn darin gelegen, ein ganz anderer Gedanke, als die Kirche ihn will. Ja! die Ehe ist rein! und aus der Umarmung liebender Gatten kann ein göttlicher Mensch, ein Retter der Welt entstehen.

Aber was hat man aus der Ehe gemacht? Ein Ding, bei dessen Nennung wohlerzogene Mädchen die Augen niederschlagen, über das Männer witzeln und Frauen sich heimlich lächelnd ansehen. Die Ehen, die ich täglich vor meinen Augen schließen sehe, sind schlimmer als Prostitution. Erschrick nicht vor dem Worte, da Du mich zu der That überreden möchtest. Ist es nicht gleich, ob ein leichtfertiges, sittlich verwahrlostes Mädchen sich für eitlen Putz dem Manne hingibt, oder ob Eltern ihr Kind für Millionen opfern? Der Kaufpreis ändert die Sache nicht; und ich

gestehe Dir, ich würde das Weib, das augenblickliche Leidenschaft und heißer Sinnentaumel hinreißt, groß finden, gegen Diejenige, die das Bild eines geliebten Mannes im Herzen sich dem Ungeliebten ergibt, für den Preis seines Ranges und Namens. — Könnte ich glauben, der priesterliche Segen hätte Kraft zu binden und zu lösen, könnte das „Ja", das ich spräche, eine ganze Vergangenheit aus meiner Seele tilgen, wer weiß, was ich thäte. So aber! — Ich liebe nun einmal einen Mann, der mich verschmäht, dem meine ganze, ungetheilte, anbetende Liebe kein Glück zu bieten vermochte, als ich jung und schön war; und ich sollte einen Ehrenmann, der von mir die Freude seines Lebens erwartet, mit einem heiligen Eide betrügen? Ich sollte ihm ein Weib werden, das die Achtung vor sich selbst verloren hat? Das könnt Ihr nicht meinen, das kannst Du nicht wollen. Ich denke mit Ruhe an Robert, so lange ich mir selbst lebe; tritt aber der Gedanke, einem Anderen gehören zu sollen, vor mein Auge, dann sehe ich, daß ich nur in Robert lebe und daß mir der Traum der Vergangenheit mehr ist, als irgend eine Zukunft mir bieten könnte. Laß mir die Ruhe meines Bewußtseins.

Clementine.

Der Geheimrath v. Meining an Clementine Frei.

Mein theures Fräulein! Seit längerer Zeit erwarte ich Ihre Antwort auf eine Frage, die über meine Zukunft entscheiden soll. Sie wissen, wie werth Sie mir sind, lassen Sie mich offen sagen, wie warm und innig ich

Sie liebe, wenn gleich es einem Manne reiferen Alters nicht anstehen mag, eine Leidenschaft zu bekennen, die der Jugend angehört. Ich habe in meinem Berufe Frauen in allen Verhältnissen kennen lernen, und ich achte das Weib; ich achte und liebe in Ihnen das Weib, das klar über sich selbst und das Leben, zu dem Gefühl seiner Würde gekommen ist. Ich bin nicht jung genug, Theuerste! Ihnen schwärmerische Schwüre zu leisten, aber ich biete Ihnen meine Hand mit offenem Herzen. Was ein besorgter Gatte, ein zärtlicher Freund Ihnen sein könnte, das schwöre ich, das sollen Sie in mir finden, und dadurch allein will ich Sie gewinnen; nur aus freier Neigung sollen Sie die Meine werden.

Ich verlasse Heidelberg auf kurze Zeit: Sie sollen Ruhe haben, einen Entschluß zu fassen. Möge er zu meinen Gunsten sein! Der Ihrige.

v. Meining.

Frau v. Alven an Clementine.

Ich ehre Dein Gefühl, mein Kind! wenn gleich ich es nicht unbedingt richtig heißen kann, und es liegt mehr Selbstsucht darin, als Du zu glauben scheinst. Du gefällst Dir darin, Dich als die Leidende, die Reine zu betrachten, und Du bist Beides. Ich weiß, was Du geduldet hast, kenne ganz Dein reines Herz; Du bist unglücklich geworden durch Deine Liebe und durch Robert's Wankelmuth, bist gegen Deinen Willen sein Opfer geworden: das entbindet Dich nicht von der Pflicht, Dich mit Bewußtsein, aus freier Wahl für das Wohl Anderer zu

opfern. Das Weib ist geschaffen, sich liebend hinzugeben und zu beglücken; thust Du das? Du glaubst Dich mit Deiner Pflicht abgefunden, wenn Du Marien Dein Leben widmest, ihr den Haushalt erleichterst, obgleich sie dessen nicht bedarf. Du nimmst Dich der Kinder an, wenn Du Neigung dazu hast, glaubst sie zu erziehen, und der Menschheit, die an jeden von uns Rechte hat, damit Deine Schuld zu zahlen.

Belüge Dich nicht selbst, mein Kind! Du, vor Vielen dazu berufen, einem Manne das Leben zu verschönen, mit dem unerschöpflichen Reichthum an Liebe und Nachsicht, Du willst das nicht, weil es Dir zu schwer scheint, ernst gegen eine Neigung anzukämpfen, deren Gegenstand diese Liebe gewiß nicht einmal wünscht und Deiner nicht mehr denkt. Und wenn Mariens Kinder, die Du so sehr liebst, heranwachsen, wenn Marie und die Kinder Deiner nicht mehr bedürfen werden, was wird dann die unvermeidliche Leere Deines Herzens ausfüllen? —

Ich habe das Glück, Mutter zu sein, nur wenige Tage gekannt, und doch wirft das Andenken daran ein verschönendes Licht über mein ganzes Leben; magst Du noch so scharf und richtig denken, noch so lebhaft fühlen, das Glück kannst Du nicht begreifen, nicht ermessen, bis Du es gekannt hast. Ich selbst habe Alven ohne alle Neigung geheirathet, komme ich Dir deshalb wie eine Verworfene vor? Das aber schwöre ich Dir, so lieb mir Dein Glück ist, ich habe den Vater meines Kindes von Grund der Seele geliebt; wir haben uns in guten und bösen Stunden treu zur Seite gestanden, und ich habe nach seinem Tode mich nie entschließen können, zu einer

zweiten Ehe zu schreiten, obgleich ich sehr jung war und es mir, wie Du weißt, an Bewerbern nicht fehlte.

Ich mag Dir hart scheinen, aber ich bekenne es, ich werde irre an Dir. Du hältst so viel darauf, die Achtung vor Dir selbst nicht zu verlieren, weil Dir das leichter wird, als die unsere zu verdienen. Du achtest Dich, wenn Du Deiner Liebe treu bleibst, das ist bequem und leicht — wir aber würden Dich achten, wenn Du dem Glücke eines Anderen, eines braven Mannes, Deine Neigungen zu opfern im Stande wärest. Zwingen kann man Dich nicht, Du bist reich und unabhängig in jeder Beziehung; aber ich wende mich an Dein richtiges Urtheil, an Deine Wahrheitsliebe und an Dein Herz. Täusche Dich nicht selbst; täusche nicht die Erwartungen Deiner mütterlichen Freundin.

Clementine an den Geheimrath v. Meining.

Der Mann, der mir mit so ehrendem Vertrauen entgegenkommt, der mir seine Zukunft weihen will, muß wissen, an wen er sich gewandt hat; und wahr, wie gegen mich selbst, will ich gegen Sie sein.

Eine tiefe, leidenschaftliche Liebe hat seit meiner frühesten Jugend mein Herz erfüllt; diese Liebe ist nur flüchtig erwidert worden, sie hat mein Herz gebrochen. Einsam, mit meinem Schmerz nach innen gewiesen, sind mir Jahre des Leidens vergangen; ich habe mich gewöhnt allein zu stehen, ich habe es versucht, die Erinnerung an meine Liebe zu bekämpfen — es ist mir nicht gelungen; und so konnte es mir nie einfallen, den Bewerbungen, mit

denen man mich ehrte, Folge zu leisten, besonders da die Mehrzahl jener Bewerber mir vollkommen gleichgültig, und ich ihnen fast ganz fremd war.

Sie kennen mich lange und gut, und ich gestehe Ihnen gern, daß Ihre Freundschaft mir werth, daß mir an Ihrer Achtung gelegen ist; aber niemals die Ihre zu werden, war noch vor wenig Tagen mein fester Entschluß. Ich wollte mich nicht verheirathen. Nicht das Zureden meiner Schwester macht mich in meiner Gesinnung schwanken, sondern die ernsten Vorstellungen meiner Tante, die mich sehr ergriffen haben. Ich habe schwer mit mir gekämpft, und ich will die Ihre werden, wenn ich Ihnen nach diesen Geständnissen genüge. Ich erkenne vollkommen und freudig Ihren Werth an, darum aber zweifle ich, daß ein gebrochenes Herz Ihrer würdig sei.

Glauben Sie dennoch, daß ich zu Ihrem Glücke beitragen könne, so thue ich es von Herzen, und will streng über mich wachen, das Glück zu verdienen, das einer Frau an Ihrer Seite werden kann. Mit innigster Achtung.

Clementine.

Der Geheimrath v. Meining an Clementine.

Haben Sie Dank! wir werden glücklich sein. Theure, holde Geliebte! Ist es denn nicht die Pflicht des Arztes, zu heilen und zu lindern? Wie gern will ich Dich schonen, meine Clementine! wie sorgsam werde ich die wunde Seele meines kranken Weibes hüten und heilen! Wirf die Vergangenheit von Dir, insofern sie Dich schmerzt, bewahre jedes Andenken, das Dir werth ist; nur Eines versprich mir und nimm es als Beweis meines vollen

Vertrauens — nenne mir nie den Namen des Mannes, der Dich leiden machte, niemals, Geliebte! Ich kenne Dich und traue Dir unbedingt. In drei Tagen kehre ich zurück; möge die Hoffnung auf dies Wiedersehen, meine holde, meine theure Braut! Dich so beglücken, als mich. Auf Wiedersehen denn, Geliebte! Der Deine.

Meining.

Drittes Capitel.

Die Tage bis zur Rückkehr des Geheimraths vergingen Clementinen in der heftigsten Aufregung. Der Brief ihrer Tante, die Bitten und Vorstellungen Reich's und ihrer Schwester, hatten sie zu einem Entschlusse gebracht, dessen sie sich nie fähig gehalten hätte. Meining war ihr mit so edlem Vertrauen entgegengekommen; es hob sie in ihren eigenen Augen, daß sie, deren Herz seine Jugend eingebüßt hatte, noch einen so bedeutenden Mann, als Meining, fesseln und beglücken könne; sie wollte ein neues Leben beginnen, weil sie es nun einmal gelobt, ihre Vergangenheit zu opfern; und bei all' diesen Entwürfen zitterte sie vor dem Gedanken an Meining's Ankunft.

Während der letzten Nacht, die sie schlaflos verbrachte, fiel ihr plötzlich ein, sie müsse eigentlich noch einmal an Robert schreiben, ihm ihre Verlobung anzeigen und ihm befehlen, sie ganz wie eine Fremde zu betrachten, wenn sie jemals sich begegnen sollten. Aber Robert schreiben? durfte das Meining's Braut! — ihm befehlen, sie zu meiden, hieße ja, ihm bekennen, daß er ihr theuer und gefährlich sei, und befehlen? — ihm befehlen, dessen Auge ihr Leitstern, dessen leisester Wunsch ihr unumstößlichstes Gesetz gewesen war? — Alle ihre alten Qualen,

alle ihre Gewissensbisse bestürmten sie aufs Neue, sie wollte für Meining leben und dachte nur an Robert. In wirren Fieberträumen verging der letzte Theil der Nacht, der Morgen sah hell und klar in ihr Fenster, als sie die schweren, müden Augenlider aufschlug. Sie war vollkommen ermattet, ließ sich theilnahmlos ankleiden und sah kalt wie eine Fremde den Anstalten zu, die Marie mit unruhiger Freude für die Ankunft des Geheimraths traf.

Endlich erschien er. Clementine, die in entscheidenden Momenten eine große Gewalt über sich besaß, ging ihm bis zur Thüre entgegen und bot ihm ihre Hand zum Willkomm; er schloß sie herzlich in seine Arme, küßte ihre Stirne und der Bund war geschlossen.

Es liegt im Charakter der Frauen, sich in unabwendbare Verhältnisse leichter zu fügen, als man es nach der Unruhe, die sie vor der Entscheidung peinigt, für möglich halten sollte. So war denn auch die neue Braut plötzlich zu einer Ruhe und Klarheit gekommen, die Meining entzückte, und ihrer Familie die Ueberzeugung gab, daß sie Recht gethan hätte, auf diese Verbindung zu dringen. Es war im Beginne des Frühjahres, und schon im Juni sollte die Hochzeit gefeiert werden. Clementine traf selbst die nöthigen Anstalten für den neuen Haushalt, hatte eine Menge Meldungsbriefe an entfernte Freunde zu schreiben, Glückwünsche zu beantworten und blieb dadurch in einer fortwährenden Thätigkeit, die ihr wenig Zeit zum Nachdenken übrig ließ. Ihr Bräutigam brachte jeden Abend und jede Stunde, die sein Beruf ihm frei ließ, in ihrer Gesellschaft zu und hatte, aufgeregt durch

die neuen Verhältnisse, eine Jugendlichkeit wieder gewonnen, die er längst verloren, und deren er sich nicht mehr fähig geglaubt hatte. So war sie ihm von Herzen gut geworden, da sie mit jedem Tage seinen gebildeten, klaren Geist und seinen liebenswürdigen Charakter mehr kennen lernte, der sich freilich grade jetzt in seinem günstigsten Lichte zeigte, und darum Clementine die Hoffnung auf eine beglückende Zukunft gab.

Indessen rückte endlich der Hochzeitstag heran, dessen Vorabend in einer befreundeten Familie, nach alter, deutscher Art, mit Poltern zugebracht werden sollte. Dem Brautpaare selbst war das nichts weniger als angenehm; man konnte sich aber dem wohlgemeinten Anerbieten der Freunde nicht füglich entziehen, und Meining äußerte lachend, am Ende sei auch eine ganze glückliche Zukunft mit ein paar lästigen Stunden nicht zu schwer erkauft. Sie fuhren zum Polterabende hin und Clementine fühlte sich auf das Unangenehmste berührt von dem widrigen Wechsel possenhafter Scherze und ganz ernsthafter Gedanken, weil sie selbst so ernst, so feierlich gestimmt war, daß jeder Scherz sie verletzen mußte. Meining hingegen nannte das Ganze nur eine langweilige Einrichtung, die man aber leicht aushalten könne, und mußte über manchen Einfall von Herzen lachen, obgleich er eben so froh war als seine Braut, als die Gesellschaft sich endlich trennte, da die Mitternacht lange vorüber war. Nachdem er Clementine vor ihrem Hause aus dem Wagen gehoben hatte, und sie, einen Augenblick vor der Thür weilend, sich nach dem Schlosse wendete, fielen die letzten matten Strahlen des Mondes zitternd darüber hin, und es schien ihr un-

möglich, sich jetzt, mit dem übervollen Herzen, in die engen Räume eines Zimmers zu sperren.

Lieber Freund! bat sie, wenn Sie nicht zu müde sind, geben Sie heute noch einem, vielleicht überspannten Einfalle nach; ich will dafür auch von morgen ab eine grundvernünftige Frau werden. Lassen Sie uns hinauf gehen auf's Schloß, es ist kaum eine Stunde bis Sonnenaufgang; wir wollen heute, an dem Tage, an dem uns Beiden ein neues Leben beginnt, auch den Tag beginnen sehen.

Der Geheimrath war es gern zufrieden; die Nacht war schön und mild. Schweigend stiegen sie den Weg hinan, der von der Hirschgasse aufwärts führt. Eine Reihe wechselnder Gedanken zogen durch Clementinens Brust, sie sah Meining an, und auch vor seinem geistigen Auge schien sein früheres Leben, schien ihre Zukunft vorüberzugehen. Es war ein feierlicher Gottesdienst in ihrem Herzen. Oben auf der Höhe angelangt, sah man nichts, als einen dichten, weißen Nebel, der die ganze Gegend verdeckte; die Luft wehte kühl und Meining zog besorgt die wärmende Hülle um die schlanke Gestalt seiner Braut. Gedankenvoll ließen sie sich auf der Bank vor dem Weingärtchen nieder. Da plötzlich schmettert ein tausendstimmiger Lerchenchor gen Himmel, der Nebel zerreißt vor dem ersten Lichtblick der Sonne, und wie von unsichtbaren Geisterhänden fortgezogen, schwindet der dichte, weiße Schleier und das Neckarthal liegt vor den trunkenen Augen der Entzückten. Drüben das kleine Weinheim mit seinen in Laub versteckten, weißen Häusern; vor ihnen

der lachende, jugendmuthige Strom mit Kähnen, die von Neckargemünd daherzogen, um sie her die Wipfel der Bäume, die am Fuße des Berges wurzeln, mit dem berauschenden Dufte der ganzen reichen Vegetation, und zu ihren Füßen das kleine schlummernde Heidelberg. Clementine war sehr ergriffen von der Herrlichkeit des Augenblicks. Das reinste, heiligste Gefühl zog ihr Herz zu den Menschen, die Gott einer solchen Welt werth gehalten, und mit Thränen der Begeisterung warf sie sich an Meining's Brust und sprach: Ach, laß uns schön sein, wie diese Welt, wahr und rein, wie dies Licht. Jetzt, jetzt bin ich Dein und mehr als irgend ein Eid morgen am Altare, bindet mich diese Stunde an Dich. Ja, wir wollen glücklich, wir wollen dieser Welt werth sein! Sieh, Guter! ich habe jetzt nichts, nichts mehr auf der Welt als Dich. Sei Du meine Welt, stehe mir bei, wenn ich wanke, und verlasse mich nie!

Sie war während des Sonnenaufgangs plötzlich aufgestanden, in heftiger Bewegung vor Meining auf die Kniee hingesunken und badete seine Hände in Thränen. Er zog sie, gerührt und erschreckt durch ihre Leidenschaftlichkeit, empor, preßte sie fest an seine Brust, und der innige Druck seiner Hand, der Ton seiner Stimme hatten noch mehr Beruhigendes, als die Worte: Mein theures, theures Weib! ich werde Dir nie fehlen, Du bist mein und nichts soll uns jemals trennen. — Eine Weile hielt er sie noch schweigend in den Armen, dann trieb er zum Aufbruch, denn Clementine schauerte in der leichten Kleidung; und um sie allmälig zu beruhigen, sagte er scher-

zend: komm, komm, mein Herz! daß uns die guten Heidelberger nicht zurückkehren sehen; was würden die von ihrem Arzte denken, wenn sie wüßten, daß er seine Braut dem ungesunden Morgennebel preis gibt. — So, unter freundlichen Gesprächen, führte er die leidenschaftlich Bewegte den Berg hinab zu ihrem Hause.

Viertes Capitel.

Der Hochzeitstag, die Feste nach demselben waren schon eine geraume Zeit vorüber, das Beisammensein war für die beiden Eheleute zu einer ruhigen Gewohnheit geworden. Meining war ungemein beschäftigt, seine Kranken, seine Collegia, ein größeres Werk, das er zu schreiben begonnen, und das während des Brautstandes liegen geblieben war, nahmen seine ganze Zeit in Anspruch; während Clementine eigentlich ohne alle wirkliche Beschäftigung war und es ihr selbst an jenen wohlthätigen Zerstreuungen fehlte, die der Umgang mit Freunden sonst zu bieten pflegte. Ihre Haushaltsangelegenheiten ließen sich in einer Stunde abthun; Meining war den ganzen Morgen außer dem Hause in Anspruch genommen; kehrte er Mittags zurück, so hatte ihn die große, angreifende Praxis müde gemacht, er mußte nothwendig eine Stunde der Ruhe haben, um sich für die Geschäfte des Nachmittages zu stärken, und waren auch diese endlich beendet, dann ging es an ein so eifriges Arbeiten und Studiren, daß sogar Clementinens Vorschläge zu kleinen Ausflügen, zu denen die reizende Lage Heidelbergs so sehr verlockt, fast immer abgewiesen werden mußten. Führte das Abendessen sie endlich doch zusammen, so war Meining so zer-

ſtreut, innerlich ſo ſehr beſchäftigt und ſo abgeſpannt, daß er oft um Entſchuldigung bat und ſeinen Beruf verwünſchte, der ihn ganz und gar verlange, und ihm den ruhigen Genuß ſeiner Häuslichkeit unmöglich mache. Vor ſeiner Verheirathung hatte der Geheimrath oft mit Clementinen den Plan beſprochen, ſich von den größeren Geſellſchaften fern zu halten, in denen er bisher faſt jeden Abend zugebracht und deren er überdrüſſig geworden war, und ſie war das gern zufrieden geweſen. Statt deſſen wollten ſie einen kleinen Kreis gewählter Freunde, wenigſtens einmal in der Woche, bei ſich verſammeln, von deren traulichem Umgange ſich beide Eheleute viel Genuß verſprachen, und den ſie am Anfange des Winters wirklich mehrmals eingeladen hatten. Grade an ſolchen Abenden war dann Meining aber zufällig abgerufen worden, nach einer Stunde zerſtreut von dem Bette eines ſchwer Erkrankten wiedergekehrt, und eine nicht zu beſchreibende Mißſtimmung hatte ſich dadurch der kleinen Geſellſchaft bemächtigt, die der Wirthin freundlichſte Aufmerkſamkeit kaum zu bannen vermochte. Es wurde alſo auch dieſer Verſuch bald aufgegeben, denn Meining ſelbſt ſchien keine Luſt daran zu finden. Er erklärte offen, dieſe Art von Geſelligkeit dünke ihn noch viel unbequemer, als die großen Zirkel, in denen man ungeſtört plaudern und unbeachtet ſchweigen könne; ja er fühle entſchieden, daß er jetzt, wo er ſeine Clementine bei ſich habe, erſt die Sphäre gefunden, in der ihm nach der Arbeit wohl und behaglich werde. Glaube mir, pflegte er zu ſeiner Frau zu ſagen, für mich beginnt in Dir ein neues Leben; ich arbeite zehnmal mehr und beſſer als früher, denn ich arbeite nicht für mich allein;

und ich finde nach der Arbeit hier bei Dir mehr Freude und Genuß, als mir jemals die Gesellschaften geboten haben, in denen ich stundenlang im Frack, den Hut in der Hand, Conversation machen und wahre Thorheiten anhören mußte. Wenn Du mir beistimmst, leben wir Beide nur für uns allein.

Clementine willigte ein. Ihre geselligen Verbindungen lösten sich fast ganz auf, sie sah es ziemlich gleichgültig an, weil Meining's Zufriedenheit ihr letztes Ziel war, und sie selbst in der Ehe mehr und Anderes gesucht hatte, als ein glänzendes Leben in der Gesellschaft. Ihre ungewöhnliche geistige Regsamkeit, die Meining an dem Mädchen so interessant gefunden, war in der Zurückgezogenheit, in der sie lebten, doppelt groß geworden; der Kreis ihrer Gedanken hatte sich in den neuen Verhältnissen erweitert; sie fühlte sich berechtigt und werth, auch das geistige Leben ihres Mannes zu theilen und zu verschönen, und sehnte oft den Abend herbei, um mit Meining ein paar Stunden plaudern zu können, weil sie hoffte, er würde, wie als Bräutigam, Lust daran finden, er würde ihr die Ereignisse des Tages mit jener sicheren Klarheit, die ihm so eigenthümlich war, erzählen, ihr seine Gedanken darüber mittheilen, ihre Ansichten hören und berichtigen — mit einem Worte, er würde sie wie einen Freund betrachten, wie den vertrautesten Freund, dem jeder Gedanke enthüllt werden muß, weil er ihn versteht, weil er ihn liebt, um des Freundes willen, der ihn gedacht hat. Dazu kam es aber nur sehr selten. Clementine schmerzte das. Sie konnte sich des Gedankens nicht entschlagen, daß Meining ihre geistigen Eigenschaften

jetzt weit weniger als früher schätze, daß er diese an seiner Gattin leicht entbehren, vielleicht gar nicht einmal vermissen würde. Er bedurfte nur einer sorglichen Frau, einer freundlichen Gesellschafterin, mit der er sich, wenn er nicht zu müde war, über unbedeutende Dinge heiter unterhielt, die er wirklich sehr lieb hatte und der er gern viel Freude bereitet haben würde, hätte er vor übergroßer Beschäftigung nur die Zeit gefunden, an Das zu denken, was sie freuen könnte. Vor Allem aber fühlte er sich sehr froh, ein so behagliches Haus und eine Frau zu besitzen, die jedem seiner Wünsche mit der größten Bereitwilligkeit zuvorkam. Er pries sich glücklich, grade diese Frau gewählt zu haben, er zweifelte nicht, daß sie sich zufrieden fühlte, weil er es war und es noch immer mehr wurde, je länger sie mit einander lebten.

Ganz anders sah es aber nach Jahresfrist in der Seele seiner Frau aus. Sie konnte nie jenen Sonnenaufgang an ihrem Hochzeitstage vergessen; und es schmerzte sie tief, daß trotz der Treue, mit welcher sie das Versprechen jener Stunde gehalten, ihr das Glück nicht zu Theil geworden war, das sie sich damals erhofft. Es schmerzte sie, daß das Leben, ohne unsre Schuld, so weit zurückbleibt hinter Dem, was es sein könnte, daß es uns nicht vergönnt ist, Das zu werden, wozu die Fähigkeit in uns liegt. Sie konnte den Wunsch nicht aufgeben, mehr von der Seele und dem Herzen ihres Mannes zu besitzen, als jene ruhige Neigung, die er für sie hegte. Es war zuerst ihr Aeußeres gewesen, das ihn angezogen; er hatte dann ihren guten Willen, ihr wohlwollendes Herz und einen sittlichen, zuverlässigen Charakter in ihr

erkannt, und diese Eigenschaften schätzte er an ihr. Aber jener Schätze von Liebe und Hingebung, deren sie sich bewußt war, bedurfte der ruhige, ältere Mann nicht. Er war kein leidenschaftlicher Liebhaber, wie Robert, der heute die Geliebte kränkte und ihre Nachsicht erforderte, während seine Liebe morgen ihre Thränen trocknete und eine Versöhnung herbeiführte, die durch den gehabten Schmerz nicht zu theuer erkauft wird. Es verstimmte sie, daß Meining ihre Theilnahme an seinem geistigen Leben kaum zu begehren schien, und obgleich sie sich ihm aus Ueberzeugung freudig unterordnete, hätte sie es doch gern gesehen, daß er, der sich sonst an ihrem Geiste stets erfreut, sie auch in der Beziehung neben sich mehr hätte gelten lassen. Sie vermißte es oft auch schmerzlich, daß er sie in ihrem Enthusiasmus für das Schöne und Große zwar gewähren ließ, daß er ihn aber nicht mit ihr zu theilen schien; und sie bedachte nicht, daß sie von dem bejahrten Manne nicht die Leidenschaftlichkeit fordern könne, die ihr angeboren und durch ihre Liebe zu dem enthusiastischen Robert nur gesteigert worden war.

Mag immerhin Selbstsucht in dem Gefühle liegen, Andere auf die Art und Weise beglücken zu wollen, die uns die beglückendste scheint, ohne zu fragen, ob es eben auch die Weise ist, die man von uns begehrt, es ist eine Selbstsucht, von welcher nur wenige Menschen ganz frei sein möchten, und sie quälte Clementine um so mehr, weil sie sich nicht zufriedengestellt fühlte und weil sie nicht so glücklich zu machen glaubte, als sie es gewünscht hatte. Sie wollte ihrem Manne einen wahren Himmel bereiten, und er begehrte nur ein ganz gewöhnliches Erdenglück,

und in besonders traurigen Stunden war ihr eben deshalb häufig der demüthigende Gedanke gekommen, daß jede tüchtige, gutmüthige Haushälterin sie ihrem Manne ersetzen, ihm das Glück gewähren könne, das er in ihr finde. Sie that ihm und sich damit zu nahe, und dennoch lag etwas Wahres auch darin. Sie hatte an sich die Erfahrung zu machen, die sich täglich im Leben wiederholt, daß Altersverschiedenheit für das Glück der Ehe gefährlicher wird, als man gewöhnlich glaubt; auch selbst in dem Falle, wenn der Mann der bedeutend Aeltere ist. Das Mädchen, wenngleich nicht mehr jung, bekommt durch die Ehe eine zweite Jugend, während der ältere Mann, den man bis dahin noch immer einen Mann in den besten Jahren, einen Heirathscandidaten nannte, plötzlich vom geselligen Schauplatz abgetreten, durch die Ehe zu einem alten Manne wird, sobald die ruhige Häuslichkeit ihn von der Mühe, jung und glänzend zu scheinen, befreit. Der ältere Mann, der sich verheirathet, will gewöhnlich ausruhen vom Leben; das ältere Mädchen, deren Gefühl nicht so durch das Leben verbraucht ist, wie das der Männer, will nun erst zu leben beginnen, und es kann dabei an Täuschungen und Enttäuschungen nicht fehlen.

So gewöhnte sich auch Clementine in einer Art stummer Entsagung allmählich neben ihrem Manne wieder an das stille Innenleben, zu dem sie sehr geneigt war und das sie Jahre hindurch als Mädchen geführt hatte. Sie erfüllte auf's Strengste ihre Pflichten, suchte nach Beschäftigung umher, ergriff, der Billigung Meining's gewiß, bald dies bald jenes und fühlte sich immer un-

glücklicher, je länger dieses Suchen währte. Gar oft sehnte sie sich in jene Zeit zurück, in der sie einsam da gestanden und ungestört das Recht besessen hatte zu leiden, weil Niemand da war, der mit ihr und durch sie litt. Jetzt war das vorüber. Was sollte Meining denken, wenn er sie traurig, oder gar wenn er sie weinend fände? Hieße es nicht mit Undank seine ruhige, immer gleiche Güte lohnen, wenn er sie nicht zufrieden sähe? Sie zwang sich zufrieden und glücklich zu scheinen, weil die Vernunft es forderte, aber ihr Herz wußte nichts davon, und ihr Körper litt unter dem Zwang, den sie sich auferlegte. Eine krankhafte Abspannung bemächtigte sich ihrer, und wurde dem Auge ihres Gatten endlich sichtbar. Auf sein ängstliches Befragen erklärte sie aber, sie sei durchaus gesund, er sähe ja selbst, daß sie keine Schmerzen habe; es müsse ein zufälliges Unbehagen sein, das sich gewiß bald geben würde. Seinen Vorschlag, mit ihrer Schwester und mit deren Kindern das nahe Baden zu besuchen, schlug sie ab, weil sie sich weder Heilung noch eine Zerstreuung davon versprach, und vor Allem weil sie Meining, der sich schnell an sie gewöhnt hatte und sie nur ungern vermißte, nicht verlassen wollte. Er wenigstens sollte Nichts entbehren. Sie nahm sich vor, mehr als je über sich zu wachen, sie schien auch wieder heiterer zu werden und neue Kraft zu gewinnen, Meining beruhigte sich über ihren Zustand, und es blieb Alles so, wie es gewesen war.

Wie konnte es auch anders sein! Clementine, aufgewachsen unter der warmen Sonne der Liebe, hatte sich

plötzlich in die gemäßigte, wenn auch noch milde Zone ruhiger Vernunft verpflanzt gefunden, in welcher ihr Herz nicht die Nahrung fand, wie sie dieselbe bedurfte, und nicht freudig leben und treiben, sondern nur kränkelnd fortvegetiren konnte, ohne Farbe, ohne Blüthe, durch die eigene angeborne Kraft.

Fünftes Capitel.

Es war im Sommer am zweiten Jahrestage ihrer Hochzeit, als Clementine arbeitend in ihrem Zimmer saß, in einer jener Stimmungen, in denen alles Leid der Welt auf uns zu drücken scheint. Sie hatte am Morgen ihren Mann aufgesucht, ihn beschäftigt gefunden und ihn nicht sprechen können; dann hatte sie, weil ihr das Herz so voll war, ihrer Tante schreiben wollen; aber was konnte sie ihr sagen?

Der Briefwechsel zwischen ihnen war sehr selten geworden. Unwahr gegen diese treue, mütterliche Freundin zu sein, hätte sie nicht vermocht, und ein Wort der Klage, des Mißmuthes laut werden zu lassen, wäre ihr wie ein Unrecht gegen Meining vorgekommen, das dieser nicht um sie verdient hatte. So war es kein bestimmter Schmerz, der sie drückte, aber eine Traurigkeit, eine Müdigkeit, die schlimmer waren als Schmerz. Trübe Ahnungen einer freudlosen Zukunft wechselten mit wehmüthigen Erinnerungen an eine längst entschwundene Zeit. Sie dachte der Zuversicht, mit welcher sie vor zwei Jahren in dies Haus getreten war, und wie wenig sie das Glück gefunden, das sie gehofft; freilich war es nur ihre Schuld, denn ihr Mann war sich gleich geblieben, immer gut und freundlich gegen sie. Es

sei eine Schwärmerei, sagte sie sich, daß sie nicht glücklich zu sein vermochte mit einem Loose, das hundert Frauen ihr beneidet hätten. Wie durfte sie auch von dem bejahrten Manne eine Leidenschaft fordern, die sie selbst nicht für ihn fühlte? Ihre auf Achtung gegründete Neigung erwiderte er herzlich, aber Liebe, wie sie derselben bedurfte, konnte er nicht mehr empfinden, seine Frau konnte nicht sein ausschließlicher Gedanke sein, da er durch seinen Ruf und seine Berühmtheit der Welt gehörte. Er hatte eine Frau genommen, um an ihrer Seite Ruhe zu finden nach der Arbeit des Tages. Dafür hatte sie Theil an seiner Ehre, trug seinen berühmten Namen und hatte ja selbst nur ein ruhiges Glück erwarten können, als sie die Seine geworden war. Wie durfte sie mehr verlangen? Wie sich zurücksehnen nach den lebhaften, stürmischen Eindrücken ihrer Jugend? Sie klagte sich an, ungerecht gegen Meining zu sein; sie war unzufrieden mit sich selbst und versank zuletzt in ein dumpfes Hinbrüten, aus dem ihres Gatten Tritte, die sie auf der Treppe hörte, sie aufschreckten.

In der besten Laune trat er in das Zimmer. Er hielt einen großen Brief in seiner Hand. Rathe, liebe Frau! sagte er, was ich Dir hier bringe? Aber rathe etwas Großes, Gutes, denn es übertrifft meine Erwartungen und wird auch Dich sicher sehr erfreuen!

Clementine rieth mehrmals vergebens, bis der Geheimrath ihr den Brief zu lesen gab, der die Anfrage des preußischen Ministeriums enthielt, ob er sich entschließen könne, seine Heidelberger Verhältnisse mit einer Anstellung in Berlin zu vertauschen, die ihm unter den glänzendsten Bedingungen angetragen wurde.

Diesen Brief habe ich vor vierzehn Tagen erhalten, fügte er hinzu, habe mir nun Alles reiflich überlegt und denke, heute an die preußischen Behörden zu schreiben, daß ich ihre Bedingungen annehme. Ich werde dort eine freiere und bedeutendere Stellung haben als hier, und Du wirst in Deiner Vaterstadt Dich gewiß viel behaglicher fühlen, als in dem kleinen Heidelberg.

Und das bescheerst Du, Lieber, mir heute zu unserm Hochzeitstage? fragte Clementine, sehr erfreut durch diese Aufmerksamkeit ihres Mannes und durch die Hoffnung einer Veränderung, die ihr augenblicklich erwünscht schien, weil es eben eine Veränderung war.

Unser Hochzeitstag ist heute? Sieh, Clementine! das hatte ich bis in den Tod vergessen. Deshalb kamst Du wol auch heute so früh in mein Arbeitszimmer? Aber ich konnte Dich nicht sprechen, weil ich einen Kranken bei mir hatte. Nachher kamen gleich meine Studenten; dann wartete schon mein Wagen, ich mußte zu einem Consilium und konnte nicht mehr zu Dir kommen. Ach, armes Kind! und ich glaube gar, heute Morgen bin ich heftig gegen Dich gewesen! Sage mir selbst, war es nicht so?

Clementine hatte es allerdings wehe gethan, daß ihr Mann sie mit einem recht unfreundlichen: „störe mich nicht, ich habe keine Zeit!" fortgeschickt hatte, als sie zu ihm ging, um ihn einen Augenblick zu sprechen, daß er auch den ganzen Vormittag nicht zu ihr gekommen war, was freilich öfter geschah; aber sie dachte, am Hochzeitstage hätte er kommen müssen, den hätte er nicht vergessen dürfen. Immer geneigt, die Schuld sich beizumessen und das Beste zu glauben, hatte sie Meining, als er ihr den Brief brachte,

beschämt bekennen wollen, wie sie geglaubt, er hätte ihres Hochzeitstages nicht gedacht, ein Unrecht, das keine Frau so leicht vergiebt; aber nun hörte sie es, es war ihm wirklich ganz und gar entfallen, und nur zufällig hatte er ihr heute den Brief gegeben. Seine Freundlichkeit vertrieb indeß sofort den innern Verdruß, und sie setzten sich Beide so fröhlich an die kleine Tafel, wie Clementine es lange nicht gewesen war. Meining war lebhaft wie in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft; er machte die prächtigsten Plane für die Zukunft; er klagte sich an, daß er seine arme Clementine über die Gebühr vernachlässigt, daß er und sie ihr Leben gar nicht recht genossen hätten.

Nun soll es anders werden, sagte er; mein Werk liegt gedruckt vor uns, und hat schon seine erste Frucht, meine Berufung nach Berlin, getragen; aber nicht mir allein, der leidenden Menschheit muß und wird es nützen. Ich darf mir nun schon etwas mehr Ruhe gönnen. Die Praxis gebe ich auf und beschäftige mich in Berlin nur mit theoretischen Arbeiten und mit der Klinik. Mögen meine Schüler den Weg verfolgen, den ich ihnen gebahnt; ich will anfangen auszuruhen. Nur eine praktische Erfahrung will ich machen, daß Du, meine Beste! eben so vortrefflich die Honneurs eines großen Hauses, als das Glück der engsten Häuslichkeit zu machen verstehst, daß Du überall gleich liebenswürdig, überall dieselbe bist.

Bist Du der Einsamkeit denn müde, lieber Meining? Und wird Dir in Berlin das Leben in der Gesellschaft behagen, da es Dir hier kein Vergnügen machte? fragte sie.

Ganz gewiß! Denn ich bedarf von Zeit zu Zeit gänzlicher Veränderung der Lebensweise; und wie ich vor zwei

Jahren mich nach vollkommener Zurückgezogenheit sehnte und großes Glück darin fand, so freue ich mich jetzt der Abwechselung und verspreche mir viel davon, auch für Dich. Ich habe mir das Alles überdacht. Schon meine Verhältnisse zum Hofe werden mich nöthigen, ein Haus zu machen, und was sollte uns daran hindern? Denn mir ist es Ernst damit, und damit Du Dich gleich jetzt davon überzeugst, lasse ich meine Collegia für den heutigen Abend absagen und wir bleiben zusammen.

Clementine nahm den Vorschlag mit Dank an. Sie glaubte nur zu gern an eine frohe Zukunft, nicht erwägend, daß unsere Entwürfe und Hoffnungen dem Balle gleichen, den frohe Kinder in die Luft werfen. Mag er noch so prächtig, noch so hoch steigen, das Gesetz der Schwere zieht ihn unwiderstehlich nieder, und man ist froh, wenn man ihn wieder in den Händen hält, mit denen man ihn emporwarf. Es ist eben dem Menschen nicht gegeben, sich lange in jener Stimmung zu erhalten, in die ein Moment der Aufregung uns versetzt; glücklich diejenigen Gemüther, denen das Andenken an solche Augenblicke nicht ganz entschwindet, denen es ein Höhenpunkt, ein Ziel bleibt, nach dem das Auge sich gern wendet, zu dem der Wunsch hinstrebt.

Nach der ersten, freudigen Spannung, in welche diese Unterhaltung sie versetzt hatte, fiel es Clementine schwer auf's Herz, sie müsse das neue Glück mit der Trennung von ihrer Schwester und von deren Kindern erkaufen, die ihr fast unentbehrlich waren, was ihr Mann wohl wußte. Aber daran hatte er gar nicht gedacht. Er hatte sie nicht mit einer Sylbe gefragt, ob sie eben so gern nach Berlin

gehe als er selbst, sondern es bestimmt vorausgesetzt, weil es ihm erwünscht war. Eigen war es doch auch, ihr eine Ueberraschung zu bereiten durch einen Entschluß, der auf ihr ganzes Leben von so wesentlichem Einflusse war, der ihre ganze Zukunft in sich schloß. Meining konnte gewiß sein, daß sie sich keinem Plane entgegen zeigen würde, den er werth hielt, aber schon die gewöhnlichste Rücksicht hätte es verlangt, daß er seiner Frau die Berufung gleich mitgetheilt und wenigstens scheinbar um ihre Meinung gefragt hätte. Das war es eben, was sie auch oft drückte! Ihr Mann behandelte sie wie ein Kind, das man sehr liebt, dem man jedem Kummer ersparen möchte — aber sie war kein Kind, sie war seine Frau, die mit ihm seine Sorgen theilen wollte, und die sich seine Zurückhaltung für Geringschätzung auslegte. Er hatte ihr nur selten und sehr oberflächlich von seiner Vergangenheit gesprochen, nie um die ihrige gefragt; sie hatten Beide ihre sorglich verschwiegenen Geheimnisse und eigentlich Nichts gemeinsam, als die Gegenwart. Sie empfand das störend, es schien ihr eine Art von Gleichgültigkeit zu sein, und darum versuchte sie es auch an jenem Abende, nachdem sie von einer Fahrt in's Freie zurückgekehrt waren und ihr Mann wieder von Berlin, von seinen Entwürfen für die Zukunft sprach, einmal offen mit ihm über ihre frühere Neigung für Robert zu reden, was ihr jetzt, da sie in ihre Vaterstadt zurückkehren sollte, fast wie eine unerläßliche Pflicht erschien.

Kaum aber merkte Meining ihre Absicht, als er sie mit den Worten unterbrach: Ja! Du hast Recht, wir müssen uns einmal darüber verständigen. Ich weiß, mein Kind! daß Dir vielleicht Manches über mein früheres Leben er-

zählt worden ist, das Deine Besorgniß und, warum soll ich nicht die Wahrheit sagen? auch Deine Neugier und Eifersucht erregt haben mag; aber . . . .

Lieber Meining! entgegnete Clementine, Neugier und Eifersucht, das ist es nicht. Ich habe aber oft gedacht, wenn ich Dich bisweilen besonders ernsthaft oder nachdenkend werden sah, es möchten vielleicht Erinnerungen aus vergangenen Zeiten sein, die Dich beschäftigten; und es hat mir dann leid gethan, nicht einmal ahnen zu können, was Dich bewegte. Eheleute sollen ja keine Geheimnisse vor einander haben, und ich gestehe Dir offen, es liegt auch etwas Verletzendes, Trauriges darin, vor dem Leben seines Mannes, wie vor einem Räthsel zu stehen. Man hat mir von einer Leidenschaft —

Nun, ein für allemal, liebste Clementine! laß das Räthsel unerrathen! fiel der Geheimrath ihr in das Wort. Es liegt in meiner Vergangenheit Nichts, dessen ich mich anzuklagen hätte; Nichts, was ich bereue, und Nichts, was Deine oder meine Zukunft beunruhigen könnte, das muß Dir genügen. Ich habe Dir selbst gesagt, daß meine früheren Jahre von manchen lebhaften Gefühlen bewegt worden sind, aber was das sogenannte Vertrauen zwischen Eheleuten betrifft, so halte ich das, ehrlich gesagt, wie Du es ansiehst, für eine unnöthige, kaum delikate Neugier. Frage Dich selber, ob ich nicht Recht damit habe?

Aber, wandte sie ein, man beurtheilt den Menschen doch ganz anders, wenn man die Elemente kennt, die auf seine Bildung wirkten?

Das sind Redensarten, Kind! Daß ich jung war, Leidenschaften hatte, wie jeder Andere, das kannst Du Dir

denken und das habe ich Dir gesagt; daß ich dabei eben so oft glücklich als unglücklich war, das versteht sich von selbst; und ob die Gegenstände dieser Liebe Amalie oder Rosamunde hießen, ob sie blond oder braun waren, das ist wol ziemlich gleichgültig, da sie jetzt jedenfalls alt und grau sind und Deine Eifersucht nicht mehr erregen können. Uebrigens, schloß er scherzend, übrigens kennst Du meine letzte, unwandelbare Neigung und Liebe für eine Frau, welche, ihre kleinen überspannten Ideen abgerechnet, ein ganz vollkommenes Geschöpf ist. Von dieser Frau hängt das Glück meiner Zukunft ab, und ich glaube an sie so unbedingt, daß mir ihr liebes, offenes Auge mehr Gewähr giebt, als alles Erzählen aus der Vergangenheit, bei dem doch immer ein fremdes Geheimniß gratis in den Kauf gegeben wird.

Clementine mußte lachen, schien aber doch nicht ganz zufrieden, so daß Meining wohl fühlte, heute müsse er sich ganz darüber aussprechen. Deßhalb fuhr er plötzlich ernsthaft fort: Laß uns einmal darüber ganz in's Klare kommen. Wenn ein verständiger Mann eine Frau nimmt, deren Vater er sein könnte, so muß es mit vollem Vertrauen auf den sittlichen Werth dieser Frau geschehen. Nicht um Dir aus meinen früheren Verhältnissen ein Geheimniß zu machen, vermeide ich die Berührung der Vergangenheit, sondern aus Schonung für uns Beide. Du hast mir, als ich um Dich warb, gesagt, daß Dein Herz nicht frei sei; ich habe dennoch gewünscht, Dich die Meine zu nennen, und es ist, in Wahrheit! nie ein Zweifel an Dir in meinen Sinn gekommen. Aber ich wiederhole Dir es heute, was ich Dir damals schrieb: ich will von Dir den Namen Deines frühern Geliebten niemals wissen.

Vielleicht begegnen wir ihm im Leben. Glaubst Du, ich sei so ganz frei von Eifersucht, daß ich Dich nicht ängstlich beobachten würde, daß ich nicht ganz gleichgültige Dinge mißdeuten könnte?

Meining, bester Meining! Darum verlangtest Du, ich sollte gegen Dich schweigen? Kannst Du denn glauben, daß ich jemals .... rief sie ganz betroffen aus.

Der Geheimrath legte seine Hand auf die ihre und sagte mit sanfter Abwehr: Ich glaube, daß ein Funke nie besser geborgen ist, als da, wo kein Luftzug ihn trifft. Die Liebe, der man entsagt hat, ruht am sichersten in tiefster Brust, ohne daß ein Wort ihr neues Leben giebt. Ich habe stets die Frauen belächelt, die gegen eine Leidenschaft zu kämpfen behaupteten und, indem sie dies immerfort sagten, aller Welt von dieser Leidenschaft erzählten, von der sonst vielleicht Niemand etwas erfahren haben würde. Darum also, um Dir den Sieg über eine Neigung, die Du selbst unterdrücken wolltest und mußtest, zu erleichtern, um mir die Geschmacklosigkeit eines Eifersüchtigen mit grauem Haare zu ersparen, darum wollte ich, daß nie von Deiner Jugendliebe zwischen uns die Rede sein sollte; darum wünsche ich es noch jetzt so. Ich weiß Dir Dank für das Glück, das ich in Dir gefunden; ich bin durchaus zufrieden, ich segne den heutigen Tag, meine Wahl und Dich — aber, ich bekenne Dir's offen, die Art von Vertrauen, die Du meinst, liebe ich nicht. Es liegt oft viel mehr Vertrauen zwischen Eheleuten in rücksichtsvollem Schweigen, als in plauderhaften Mittheilungen. Ich denke, meine kluge Clementine, Du wirst mich darin verstehen; wo nicht — nun

so müßte ich einmal, gegen meine Gewohnheit, Gehorsam und Fügsamkeit gegen meine Ansichten von Dir verlangen, auch wenn sie nicht die Deinen wären.

Die Erörterungen hatten den Geheimrath aufgeregt; er erhob sich und ging langsam im Zimmer auf und ab, bis er zuletzt gedankenvoll am Fenster stehen blieb. Clementine war keines Wortes mächtig. Tief durchdrungen von ihres Mannes gütiger und kluger Liebe, bedauerte sie es, ein Gespräch herbeigeführt zu haben, das ihm unangenehm war und ihm den Abend eines Tages verdarb, der so freundlich begonnen hatte; und doch that ihr Meining's augenblickliches Leiden im Grunde wohl. Sie sah wie sehr er sie liebte und daß er um sie litt, aber sie vermochte nicht den Anfang zu einer Unterhaltung zu finden, die ihren Mann zerstreuen, ihn von den peinlichen Gedanken abziehen konnte, die ihn bedrückten. Sie war selbst so erschüttert, daß sie ihren Gefühlen Raum lassen mußte, und sie vermochte es nicht, nach Art mancher Frauen, über Dinge, die sie beschämen, mit verstellter Ruhe fortzugehen. Sie stand also auf, schlang ihren Arm durch den seinen und sprach: Sei nicht böse, Lieber, wenn ich Unrecht hatte, und bleibe mir gut! Sage nur, Du gestrenger Herr, wie Du es willst, ich werde schon gehorchen, und nun komme und stecke als Zeichen der Versöhnung die Friedenspfeife an. Indeß bereite ich den Thee und — das ist mein Friedens- und Versöhnungspfand.

Ein Kuß, den ihr Mann herzlich erwiederte, war das Ende dieser Scene, und nachdem Meining den beabsichtigten Brief an das preußische Ministerium geschrieben,

verging der Abend den Beiden, wie er begonnen, in traulichem Plaudern über die künftigen Verhältnisse, und langem Ueberlegen, wie es möglich sein würde, später auch dem Professor Reich in Berlin eine Anstellung zu verschaffen, um die Trennung der beiden Schwestern nicht zu einer dauernden werden zu lassen.

Sechstes Capitel.

Indessen rückte die Zeit dieser Trennung, die für den Oktober festgesetzt war, schneller heran, als man es wünschte, und der Abschied von Heidelberg fiel dem Geheimrath und seiner Frau viel schwerer, als sie es geglaubt hatten. Sie waren an das mildere Klima, an den kürzeren Winter gewöhnt. Meining hatte eine lange Reihe von Jahren dort gelebt und in manchem seiner Collegen einen Freund gefunden; Clementine konnte sich von der Schwester und namentlich von den Kindern nicht losreißen, und die Reise zu dem sehr ersehnten Ziele begann mit Thränen und mit schwerem Herzen, wie es gar so oft geschieht.

Meining und Clementine hatten sich eigentlich auf das Reisen selbst gefreut. Der Geheimrath hatte es sich zum Feste gemacht, seine junge liebenswürdige Frau all seinen alten Freunden, die sie auf dem Wege besuchen wollten, zu präsentiren und ihrer Bewunderung zu genießen; während Clementine, die noch reiselustig war, sich doppelten Genuß davon in der Gesellschaft ihres Mannes versprach. Es lag ein eigner Zauber für sie in dem Gedanken, mitten in der fremden Umgebung mit ihrem Manne allein zu sein, nur auf einander angewiesen, ganz auf sich selbst

beschränkt. Sie wußte, daß ihr Herz weit und froh werde, so oft es ihr vergönnt war, wie ein leichter Zugvogel die Welt zu durchfliegen; sie hoffte dasselbe von Meining und war im Voraus entzückt über das Glück, das sie Beide in dieser Stimmung empfinden mußten. Leider aber verbitterte der Himmel selbst die erwartete Freude. Das Wetter war schon am Tage ihrer Abreise ungewöhnlich kühl und regnig geworden und blieb fast beständig schlecht. Man konnte kaum daran denken, den Wagen zu verlassen, fand es auf den Landstraßen neblig, trotz der noch frühen Jahreszeit; in den Städten still, weil der Regen die Leute zu Hause hielt. Meining, der sonst immer gesund war, hatte, darauf trotzend, sich eine Erkältung zugezogen, die, wenn auch unbedeutend, ihn doch mislaunig machte, und das Wiedersehen seiner frühern Bekannten trug noch dazu bei, ihn vollends zu verstimmen. Die Meisten hatten so gewaltig gealtert, daß ihr Anblick ihm peinlich war, weil es ihn selbst auf unangenehme Weise an seine vorgerückten Jahre mahnte. Er fand einige mitten in einer großen Familie, gedrückt von Sorgen und nicht belohnt für ihr Leben, wie sie es verdienten, Andere untergegangen in Egoismus und Pedanterie, Wenige in zusagenden Verhältnissen, verheirathet mit Frauen ihres Alters und zufrieden mit ihrem Geschicke. Diese konnten es nicht unterlassen, ihn halb im Ernste, halb scherzend darauf aufmerksam zu machen, daß er doch eine gar junge Frau gewählt hätte, was, trotz ihrer Liebenswürdigkeit, immer bedenklich sei; Jene rührten ihn durch eine Masse von Klagen, durch Leiden, denen er nicht abhelfen konnte, und je mehr er Grund hatte glücklich zu sein, um so drückender

wurde ihm die Lage seiner frühern Bekannten. Unwohl und niedergeschlagen, wie er es war, drang er auf die größte Beschleunigung der Reise und beschloß Tag und Nacht zu fahren, um schneller an das Ziel und zur Ruhe zu gelangen, womit seine Frau, unter diesen Verhältnissen, nur einverstanden sein konnte.

Bei der Eile, mit welcher die Reise zurückgelegt wurde, sah sich Clementine wie mit einem Zauberstabe in ihre geliebte Vaterstadt versetzt. Als sie zuerst die bekannten Plätze erblickte, überfiel sie eine solche Wehmuth, daß ihr die Thränen aus den Augen stürzten und sie sich, wie ein banges Kind, an Meining schmiegte, nicht wissend, ob es Freude oder Schmerz, Hoffnung oder Furcht sei, was sie bewegte. Da ging die erste bekannte Person vorüber, und ein Gefühl von unbeschreiblichem Vergnügen trocknete die Thränen. Nun war es bald ein Dienstmädchen, das in ihrem elterlichen Hause gedient, ein Offizier, mit dem sie auf den Bällen getanzt, ein Fenster, an dem sie oft mit einer Freundin gestanden, ein Laden, in dem sie als kleines Kind ihr Spielzeug gekauft — kurz auf jedem Schritte neue Gegenstände der freudigsten Erinnerung. Sie war wieder zum frohen Kinde geworden, und Meining konnte gar nicht Alles sehen und bewundern, was ihm Clementine, als des Sehens und Bewunderns würdig, zeigte. Er wurde selbst heiter, als er den Ort, an dem er zu wirken berufen war, so glänzend und bewegt vor sich sah, und die Freude seiner Frau erhöhte diese gute Stimmung. Jetzt bog der Wagen in die Jägerstraße ein; sie hielten vor dem Hause von Clementinens Eltern, in dem Hause, in welchem sie jetzt wieder wohnen sollte.

Sie war immer im Besitze dieses Grundstückes geblieben, das ein Verwandter für sie verwaltet hatte, als sie Berlin verließ, und hatte sich das Quartier, welches ihre Eltern einst inne gehabt, frei machen lassen, sobald sie die Nachricht von Meining's Berufung in ihre Vaterstadt erhalten. Jetzt trat sie wieder in die wohlbekannten Räume ein. Es war ihr, als hätte sie sie eben verlassen, als kehre sie von einem Spaziergange zurück; aber wie war Alles so fremd, so öde! Die Zimmer, kaum nothdürftig möblirt, schallten wieder von der Stimme der Sprechenden; nur die Stimme des theuern Vaters, der herzliche Willkomm der Tante tönten nicht an ihr Ohr — sie waren todt, entfernt! Und doch saß da drüben am Fenster noch die schöne, stattliche Frau mit dem Wachtelhündchen, vor der Thüre die alte Blumenverkäuferin mit dem ewigen Strickstrumpf; noch gingen die Offiziere und Referendare lorgnirend und grüßend an den Fenstern der gefeierten Sängerin vorüber; die Schauspieler eilten zur Probe in das nahe Theater; die Feinschmecker zogen zu Thiermann. Es war Alles das Alte geblieben, nur Clementine war eine Andere, eine Fremde in der Heimat geworden.

Mit diesen Gefühlen betrat sie ihr ehemaliges Stübchen und versank in tiefe Gedanken, aus denen das Fragen ihrer Jungfer und des Dieners sie rissen, die auspacken und einrichten und herstellen wollten. Dann kam Meining hinzu, die Wohnung wurde durchwandert, Rücksprache über die nöthigsten Erfordernisse genommen und das Treiben des Augenblickes machte sein Recht geltend für diesen Tag und die ganze nächste Zeit.

Auch fanden sich jetzt wirklich eine Menge Geschäfte

für die Hausfrau. Der Geheimrath wünschte sich glänzend einzurichten, seine Säle zu dem Sammelplatz der geistigen Größen zu machen, und in diesem Sinne mußten die Einrichtungen getroffen werden. Clementinen's geläuterter Geschmack, ihr angeborner Schönheitssinn kamen ihm dabei vortrefflich zu Statten. In wenigen Wochen waren die öden Zimmer in eine Wohnung verwandelt, die trotz der modernen Pracht einfach und behaglich erschien, weil ihre Besitzerin heimisch darin und für diese Umgebung geschaffen war, und Meining fand eine Freude daran, Clementine in diesen neuen Verhältnissen zu betrachten. Fast täglich wurden ihr Fremde vorgestellt. Ein großer Kreis fing an, sich um sie zu versammeln, und, obgleich das Alles sie augenblicklich zerstreute, vermißte sie doch gar sehr ihre früheren Bekannten, deren sie nur noch äußerst wenige in Berlin vorfand. Von ihren Jugendfreundinnen waren die meisten verheirathet und mit ihren Männern nach fernen Orten gezogen. Die alten Freunde ihres Vaters waren theils gestorben, theils, da sie dem Beamtenstande angehörten, ebenfalls versetzt; so, daß ihr eigentlich nur die Frau eines reichen Kaufmannes von dem früheren Kreise übrig geblieben war. Clementine hatte dieselbe erst ein Jahr vor ihrer Abreise von Berlin kennen lernen, und Beide hatten sich, vielleicht grade wegen ihrer vollkommen unähnlichen Charaktere, angezogen. Clementine war eben damals sehr niedergedrückt gewesen, und es hatte sie gefreut zu sehen, daß Jemand so lebensfroh, so vollkommen glücklich sein könne, als Marianne, deren gutmüthiges, offenes Wesen sie für dieselbe eingenommen hatte. Sie hatte Freude daran gefunden, Marianne, die

arm war und bei entfernten Verwandten lebte, Theil nehmen zu lassen an den Zerstreuungen und Genüssen, die ihr elterliches Haus fast täglich bot. Dort hatte jener reiche Bankherr die Mittellose kennen gelernt, sich in sie verliebt und sie bald nach Clementinen's Abreise geheirathet. Bezaubert von dem Liebreiz seiner Frau, hatte er ihr in der ersten Zeit ihrer Ehe in Allem den Willen gelassen, und Marianne hatte sich dann in ein Meer von Zerstreuungen gestürzt, die nicht ganz ohne nachtheiligen Einfluß auf sie geblieben waren. Eine Anlage zu Ziererei und Gefallsucht, die Clementine oft an ihr getadelt, hatte sich mehr ausgebildet; da sie ihrem Manne aber auf's Innigste ergeben, und sehr glücklich mit ihrem kleinen Töchterchen war, ließ Clementine die Hoffnung nicht schwinden, die Lebenslustige werde von den Thorheiten, welche sie in dem Weltleben angenommen, zurückkommen, je mehr dasselbe ihr zur gleichgültigen Gewohnheit und das Kind ihr Freude und Beschäftigung werden würde. Sie gab sich also ohne Rückhalt dem Vergnügen hin, welches das Beisammensein mit der früheren Bekannten ihr gewährte; Marianne behauptete, außer sich vor Entzücken über die Rückkehr ihrer Clementine zu sein, und da ihre Männer durch Geschäfte sehr beansprucht, die Frauen also sich selber überlassen waren, kamen sie häufiger zusammen, als es eigentlich in Clementinen's Absicht gelegen hatte.

Der Geheimrath hatte zwar anfangs seinen Vorsatz, keine Praxis zu übernehmen, durchaus festhalten wollen; er konnte es aber nicht durchführen, da er bald von den angesehensten Familien der Residenz in bedenklichen Fällen zu Rath gezogen wurde, und die Hülfe, die der Vor-

nehme und Reiche forderte, dem Armen nicht versagen durfte. Dadurch machte es sich ganz anders, als er es beschlossen hatte. Eine ausgedehnte Praxis nahm ihn bald so sehr in Anspruch, daß er kaum Zeit behielt, seinen Vorlesungen an der Universität gerecht zu werden, und Clementine sah ihn also fast noch weniger, als in Heidelberg, da er sich in Berlin der Gesellschaft nicht entziehen konnte und wollte, und somit auch die wenigen freien Abendstunden besetzt waren, die sie in Heidelberg doch immer mitsammen verlebt hatten. Oft traf es sich, daß die Eheleute, die sich Morgens nur flüchtig gesprochen hatten, erst bei dem späten Mittagessen wieder zusammentrafen, welches sie bald als Gäste außer dem Hause oder mit Gästen in ihrem Hause einnahmen, und daß dann Meining, wenn er anderweit in Anspruch genommen war, seiner Frau dringend zuredete, den Abend nicht allein zu verleben, sondern das Theater oder eine Gesellschaft zu besuchen, in welcher sie sich zu unterhalten hoffen konnte.

So geschah es auch, als sie eines Mittags in kleinerm Kreise im Hause des Bankiers gegessen hatten. Die Gesellschaft war zeitig aus einander gegangen, und Marianne bat ihre Freundin, den Rest des Abends bei ihr zuzubringen, um, wie in alten guten Tagen, ein wenig von alten guten Tagen zu plaudern. Später, zum Thee, sollten die Männer zurückkehren.

Marianne hatte der Geheimräthin nie so nahe gestanden, daß diese zu einer besonders vertrauten Unterhaltung mit ihr geneigt sein konnte. Sie versprach sich deshalb von dem Abende keine wesentliche Befriedigung, willigte aber doch ein, ihn mit Marianne zu verleben,

weil dieser viel daran gelegen zu sein schien. Nachdem die Männer sich entfernt hatten, zogen sich die beiden Frauen dann in ein kleineres Zimmer zurück, setzten sich behaglich nieder, und, wie immer, begann die Unterhaltung von ganz äußerlichen Dingen. Man sprach von Moden — und von Kleidung, und Marianne meinte: Mit Dir ist im Grunde nicht davon zu reden, denn Du, meine Beste! kleidest Dich wirklich wie eine Nonne! Schon als Mädchen haben Deine ewigen, dunkeln Kleider, Deine einfachen Hüte mich tödtlich gelangweilt; nun aber, wenn man Deine neue Equipage und die Diener in Eurer Livree sieht, müßte man wirklich meinen, nun werde eine Dame in strahlender Toilette daraus hervorsehen — aber nein! eine Herrenhuterin, eine barmherzige Schwester sieht heraus, mit edlen Zügen, dunkeln Augen, mit freundlicher Miene; und man erfährt verwundert, die Dame im schwarzen schlichten Kleide, die in sanfter Nachlässigkeit in den Wagenkissen lehnt, sei die junge, reiche Geheimräthin von Meining, die Frau eines unserer berühmtesten Männer, der sie unaufhörlich mit Schmuck und Putz überhäuft. Weißt Du, lieber Schatz! daß Du damit Deinem Manne zu nahe trittst? Man muß ja glauben, daß Du nicht glücklich bist, wenn Du Dich so aufgiebst. Die junge, schöne Frau eines alten Mannes, die so schmachtend aussieht und jeden Schmuck verschmäht, muß man durchaus für unglücklich halten. Aber Scherz bei Seite! bist Du denn glücklich verheirathet? Ich konnte mir gar nicht denken, daß Du Dich jemals einem so alten Manne verbinden könntest. Wie lebst Du denn eigentlich mit Deinem Manne?

Siehst Du das nicht, Marianne? sehr zufrieden. Meining ist nicht mehr jung, aber er ist so gut, so geistreich, so brav und hat mich so lieb, daß mir gar Nichts zu wünschen bleiben kann. Und in der That! jung bin ich ja auch nicht mehr; Meining ist dreiundfünfzig Jahre, aber ich bin auch schon dreißig Jahre alt, und damit ist man eben keine junge Frau.

Marianne lachte laut auf. Als ob ich jünger wäre! und doch behandelt mich mein vierunddreißigjähriger Mann ebenso wie er unsere kleine Nanny behandelt; nur daß er gern möchte, die Kleine lernte sprechen und ich schweigen. Mutter und Tochter verrathen aber wenig Anlage zu den Eigenschaften, die man ihnen wünscht. Schade überhaupt, daß Du nicht meinen Mann geheirathet hast. Er ist bezaubert von Deinem ruhigen Anstande, von Deinem verständigen, geistreichen Wesen, und als der Geheimrath neulich erzählte, daß Ihr in Heidelberg ganz wie die Einsiedler gelebt hättet, und wie häuslich Du eigentlich wärest, schien das meinem Manne der Gipfel des Glücks zu sein; während ich mir fest vornahm, Dich für die fabelhafte Langeweile zu entschädigen. Was hast Du denn eigentlich dort angefangen?

Oh! ich habe dort sehr angenehm gelebt! Besonders scheint es mir in der Erinnerung so. Freilich war ich viel allein — aber hier sehe ich Meining fast gar nicht; und wenn mich auch augenblicklich das Leben in der Gesellschaft noch unterhält, so werde ich seiner doch bald wieder müde werden und Meining vielleicht noch früher als ich. Dann beginnen wir wahrscheinlich unser stilles

Leben wieder, und Du kannst dann selber sehen kommen, wie wir's eben treiben.

Um Alles nicht! lieber Engel, damit bleibe mir fern. Sage mir nur in aller Welt, was Du solch einen langen Tag hindurch beginnst? Ich stürbe bei dem bloßen Gedanken an solche einsame Glückseligkeit.

Ich habe gelesen, liebste Marianne! Habe selbst den Haushalt besorgt, Mariens Kinder unterrichtet, und damit ist mir die Zeit vergangen. Ich bin ja immer gern zu Hause gewesen.

Marianne lächelte, sah der Freundin fest in's Auge und sagte mit schmeichelnder Stimme: Erlauben Sie, gnädige Frau! daß ich an allen Ihren Worten zweifle. Mir ist es vorgekommen, als hätten Dero Gestrengen, was man so nennt, eine unglückliche Liebe gehabt, und als hätten Sie sich nachher aus — nun aus dépit amoureux verheirathet.

Sie hielt plötzlich inne, da sie sah, daß die Geheimräthin die Farbe wechselte und ihr die Antwort schuldig blieb, wie man sie einem zudringlichen Kinde weigert; und als könne sie eine Ungeschicktheit durch die zweite vergessen machen, rief sie: Ich schwöre Dir, ich habe es in der That geglaubt, als ich Dich kennen lernte, aber ich habe nie gewagt, Dich damals darum zu befragen. Nur Frau Thalberg bin ich, ehe sie Berlin verließ, einmal deshalb angegangen, weil Du mit ihr früher so bekannt warst, und sie sagte mir, sie hätte nie davon gehört. So wollte ich Dich's heute einmal selber fragen, und da wirst Du böse! Wie ist das nur möglich, bei einer lange abgethanen Sache. Ich hab' es ja nicht bös'

gemeint! Es war im Grunde nur ein Scherz — ein Zeitvertreib! —

Ich weiß, ich weiß das! entgegnete Clementine, die ihrer Aufwallung schnell wieder Meister geworden und bemüht war, der peinlichen Unterhaltung ein Ende zu machen. Sie bat darauf, man möge ihr die kleine Nanny holen lassen, und in dem Tändeln mit dem Kinde verging die Zeit bis zu der Männer Rückkehr. Der Geheimrath aber fand seine Frau verstimmt; sie klagte über Ermüdung und man brach früher als gewöhnlich auf.

Siebentes Capitel.

Das gesellige Leben bewegte sich rasch und bunt; Gesellschaften, Theater, Bälle und Concerte wechselten fast täglich mit einander ab, Meining fand, wie er es selbst vorausgesehen, eine große Freude an der Gesellschaft, die ehrenvolle und höchst schmeichelhafte Art, mit der ihm von allen Seiten begegnet ward, freute ihn und regte ihn an; dazu kam, daß er sich von seinen nähern Bekannten hatte überreden lassen, Karte spielen zu lernen, und er fand darin eine so angenehme Zerstreuung, ein so geistreiches Ausruhen nach der Arbeit, daß ihm schon darum die Gesellschaft lieb wurde, weil er sicher war, dort seine Partie Whist oder L'hombre nicht zu entbehren. Dadurch sah sich auch Clementine aus der abgeschlossensten Einförmigkeit schnell in eine ganz entgegengesetzte Sphäre versetzt. Der Name ihres Mannes, sein Rang und Reichthum und ihre eigne Liebenswürdigkeit zogen die Blicke auf sie. Man bemühte sich, sie in den Zirkeln zu haben, und der Nachsatz: „kommen Sie, Frau von Meining ist bei uns", wurde mancher Einladung hinzugefügt. Clementine lächelte oft selbst, wenn sie bedachte, wie sie gar Nichts dazu thue, den Ruf der Liebenswürdigkeit und des anmuthigsten Geistes zu verdienen. Sie gefiel, weil sie einen

Jeden gewähren ließ, sie sprach im Ganzen wenig und ruhig, hörte mit Verstand zu, konnte aber doch bisweilen, wenn ihr Gefühl angeregt wurde, zu lebhaftem Gespräche hingerissen werden oder einen Streit durch eine geschickte Wendung beenden. Das nahm die Männer für sie ein. Und obgleich sie nach jener Unterhaltung mit Marianne mehr Sorgfalt als bisher auf ihre Kleidung wendete, um nicht wieder zu ähnlichen Bemerkungen Anlaß zu geben, machte ihr gänzliches Verzichten auf jene Bewunderung, die durch eigene Schönheit und durch Pracht der Kleidung hervorgerufen wird, den Neid und die Eifersucht der Frauen schweigen. Meining's zärtliche Eitelkeit auf seine Frau fand hier in dem größern Kreise die reichlichste Nahrung, und er gefiel sich darin, sie mit Schmuck und Luxus zu umgeben, um den Edelstein, den er in ihr besaß, auch in der glänzendsten Fassung zu zeigen. Hatte er sie früher geachtet und werth gehalten, so war er nun recht eigentlich verliebt in sie. Sie war ihm die treue Gefährtin von früher und doch eine ganz neue Erscheinung, und er hatte Nichts lieber, als wenn man ihn um des Besitzes dieser Frau willen glücklich pries. Dann unterließ er nie, ihre häuslichen Tugenden, von deren Ausübung jetzt gar nicht mehr die Rede war, auf das Eifrigste zu rühmen und hinzuzufügen, wie thöricht es sei, zu einer glücklichen Ehe Gleichheit des Alters als wesentliche Bedingung zu betrachten, er sei fast noch einmal so alt, als seine Frau, und doch vollkommen glücklich.

Und in der That, die Ehe des Geheimraths konnte man für ein Muster von Zufriedenheit betrachten. Denn daß Clementine unter den Spitzen und Perlen ihr Herz

leer und sich mitten in der größten Gesellschaft häufig verlassen fühlte, das konnte die Welt nicht wissen. Sie sehnte sich, da ihre Ehe kinderlos zu bleiben schien, nach Mariens Kindern, sie hätte viel darum gegeben, wenn Marie ihr eines derselben anvertraut hätte, aber weder Marie noch der Geheimrath, der das unruhige, kindliche Treiben nicht mehr liebte, zeigten dazu Neigung, so daß sie auch diesen Wunsch bald aufgeben mußte, und das Liebebedürfniß in ihrer Seele blieb unbefriedigt. Sie fühlte sich alt werden und arm in all' dem Reichthum, der sie umgab, und die Ueberzeugung, in ihrem Leben könne keine Freude mehr erblühen, wurzelte immer tiefer in ihrem Herzen. Dazu kam, daß die neue Lebensweise sie aufregte und angriff, und, was sie sich selbst kaum zu gestehen wagte, das Bild des einst Geliebten trat hier, wo sie die schönste Zeit ihres Lebens mit ihm verlebt hatte, unaufhörlich vor ihr inneres Auge.

Wenn sie bisweilen einsam und abgespannt in ihrem Mädchenstübchen saß, das sie sich jetzt zum Arbeitszimmer eingerichtet hatte, gedachte sie mit inniger Wehmuth an die Stunden, die sie hier in Robert's Andenken verträumt, und ein Gefühl von Trostlosigkeit bemächtigte sich ihrer, ohne daß sie selbst sich dessen deutlich bewußt war.

In dieser Stimmung traf sie in den ersten Tagen des Decembers folgendes Billet von einer Frau, die für einige Zeit ihren Wohnsitz in Berlin aufgeschlagen hatte, um sich von dem Geheimrath berathen zu lassen, wodurch auch Clementine mit ihr bekannt geworden war.

Werthe Frau! hieß es in demselben, der Geheimrath verläßt mich eben, mit dem Versprechen, heute Mittag bei

mir auf gut Glück ein Mittagbrod einzunehmen, wenn Sie ihn begleiten wollen. Und wollen müssen Sie diesmal; wäre es nur, um einen meiner geistreichsten Bekannten kennen zu lernen, der mich heute besuchte, und den ich eingeladen habe. Ich, die Fremde, habe ihm, der nur für wenige Tage hier ist, alles Schöne seiner Vaterstadt versprochen und ihm zugesagt, daß er die liebenswürdigste der hiesigen Frauen bei mir finden solle.

Machen Sie, daß ich mein Versprechen halten kann. Der Geheimrath läßt Ihnen durch mich sagen, er werde Sie abholen kommen. Auf Wiedersehen also!

Clementine war um vier Uhr bereits fertig, als der Geheimrath nach Hause kam, um mit ihr zu dem Diner zu fahren. Sie fanden die aus wenig Personen bestehende Gesellschaft schon beisammen: Frau von Stein mit einer Dame im ersten Zimmer, die Männer in der Nebenstube, die eben angekommenen Zeitungen durchblätternd. Auch Meining ging in das Kabinet und kehrte nach einiger Zeit mit einem Manne zurück, den Clementine, da sie mit dem Rücken gegen die Thür gesessen hatte, erst erblickte, als der Geheimrath ihn zu ihr führte. Herr Thalberg, sagte er, der, wie ich eben höre, ein Freund Deines väterlichen Hauses war.

Clementine war keines Wortes mächtig. Ein furchtbarer Schmerz durchzuckte ihre Brust, ihr Herz schlug so heftig, daß es sie betäubte, und ihre Aufregung wäre sicher Niemandem entgangen, wenn nicht Frau von Stein in komischem Verdrusse ausgerufen hätte: Also Sie kennen einander? O! das ist ein himmelschreiendes Unrecht! Das ist ja der interessante Fremde, den ich Ihnen an-

gekündigt hatte, und nun ist es ein ganz alter Bekannter Ihrer Familie, den Sie besser kennen, als ich selbst!

Clementine erwiederte den Scherz mit einem erzwungenen Lächeln und Robert entgegnete: Für mich, gnädige Frau! ist die Ueberraschung, die Sie mir zugedacht, um so größer, da ich Frau von Meining noch in Heidelberg vermuthete. In Wahrheit, wir Landleute werden so fremd in der großen Welt, daß wir auch von den glänzendsten Gestirnen an ihrem Horizonte wenig mehr erfahren.

Diese künstliche, kalte Galanterie brachte Clementine wieder zu sich. Es gelang ihr, eine gleichgültige höfliche Antwort zu geben. Sie fragte, ob Thalberg viel auf dem Lande lebe, und erfuhr, daß er, nach dem Tode eines Verwandten, dessen große Güter an der Mecklenburger Grenze geerbt und dort seinen Wohnort gewählt habe, da ihm das Landleben und die damit verbundene Thätigkeit sehr zusage. Nur dann und wann, schloß er, verlasse ich meine Einsamkeit, um etwa wie im vorigen Jahre das Marienbad, oder wie jetzt, um meine Vaterstadt einmal wieder zu besuchen. Doch denke ich höchstens ein paar Wochen hier zu verweilen.

Ein Diener meldete, daß angerichtet sei, und die Gesellschaft begab sich zur Tafel. Man setzte sich nieder, man plauderte. Clementine war es, als erlebte sie das Alles nur im Traume, aber in einem Traume, aus dem sie zu erwachen fürchtete. Sie sah Robert wieder! Das war die stolze, hohe Gestalt, das befehlende Auge, die siegesgewisse Stirne; das war der Mund, der so kalt und eisig spotten und so unwiderstehlich sein konnte, wenn er sich zur Bitte öffnete; das war das schöne, dunkle Haar mit

der Fülle seiner reichen Locken, das bei ihrem Abschiede sich auf ihre Stirn gedrückt hatte. Jeder Laut seiner Stimme war ihr bekannt, aus jedem Worte sprach sie eine beseligende Erinnerung an. Neues Leben schien für sie zu beginnen, ihr Gesicht glühte, ihr Herz schlug frei, es war ihr, als würde sie nach langem Leiden und hoffnungsloser Krankheit aus winterlicher Nacht plötzlich gesund in den belebenden Strahl der Sonne geführt, und sähe rings umher den Frühling blühen. Nicht der Vergangenheit, nicht der Zukunft gedachte sie, sie war glücklich im Moment.

Während Clementine diesem sie bewältigenden Zauber nachgab, war die Unterhaltung bei Tisch lebhaft geworden. Der Geheimrath sprach sich anerkennend über die ganze Richtung aus, die er in der preußischen Verwaltung gefunden, und die es ihm doppelt lieb mache, seine jetzige Stellung angenommen zu haben. Er wunderte sich, daß Robert, der von seiner Familie für den Staatsdienst bestimmt worden war, und die ersten Schritte dazu mit Neigung gethan hatte, sich plötzlich aus der Carrière zurückgezogen habe, und fragte ihn, was ihn dazu bewogen hätte.

Vor allen Dingen, entgegnete dieser, der Wunsch nach Unabhängigkeit. Man kann im Grunde den Staatsdienst doch nur von zwei Gesichtspunkten aus betrachten; einmal, als ein Mittel zu ehrenvoller, segensreicher Wirksamkeit, oder als ein Mittel zum Erwerb. Von beiden Seiten aber bot er mir keine Befriedigung.

Und ich hätte grade geglaubt, daß der Wunsch nach

Wirksamkeit in der Verwaltung, der Sie sich gewidmet hatten, volle Genüge finden müsse, sagte Meining.

Nicht im Geringsten! versetzte Robert. Der Dienst bei der Verwaltung ist ein reines Maschinenwesen, und die niedern Beamten gleichen einer Uhr, die gehen muß, wenn sie aufgezogen wird. Glücklich genug, wenn der Uhrmacher sein Fach versteht und die Räder nicht zum Gehen zwingen will, nachdem er die Feder zerbrochen hat.

Mich dünkt aber, daß es in Preußen an einsichtsvollen Dirigenten nicht fehle; dafür bürgt das allgemeine Fortschreiten des Staates. Wenigstens können Sie nicht leugnen, daß überall der beste Wille vorhanden ist! fuhr der Geheimrath fort.

Das leugne ich auch nicht! entgegnete Robert. Die Frage für den Staatsdiener, der sich nicht zur Maschine hergeben will, ist aber die, ob seine Ansichten von Menschenglück, von Fortschritt mit denen übereinstimmen, die ihm zu verbreiten befohlen werden. Das war nun leider nicht mein Fall. Ich sah und erkannte manches Gute, das gefördert wurde; aber mir blieb überall das drückende Gefühl eines geflissentlich gehemmten Fortschritts, und diese Halbheit machte mir meinen Beruf zur Last. Ich mochte nicht für Halbheiten mein ganzes Wirken opfern.

Das Gespräch nahm mehr und mehr eine politische Wendung, die ganze kleine Gesellschaft nahm allmälig Theil daran; selbst die Damen mischten hin und her eine Bemerkung ein, und es fiel deshalb der Hausfrau auf, daß Clementine stiller als gewöhnlich war. Auf ihr Befragen entgegnete diese, daß ihr mit dem Wiedersehen des früheren Lebensgenossen das Andenken an ihre Jugend,

an Entfernte und Gestorbene erwacht sei und sie bewege. Frau von Stein fand das natürlich, aber auch der Geheimrath, der bisher sich fast ausschließlich mit Thalberg unterhalten, bemerkte, als man sich vom Tische erhob, gegen seine Frau, daß ihn ihr Schweigen überrasche. Hast Du das Sprechen heut verschworen? scherzte er — oder wärest Du unwohl, Liebe? Deine Hand ist in der That sehr kalt! fügte er schnell besorgt hinzu.

Keines von Beidem! antwortete sie, Du weißt, ich habe manchmal meine stillen Tage, an denen das Hören mir ein doppelter Genuß ist.

Nun, der soll Dir wieder werden, meine Liebe! Ich habe Herrn Thalberg eben aufgefordert, morgen den Abend mit uns Beiden zuzubringen, und ich denke, er schlägt es uns nicht ab, sagte Meining.

Im Gegentheil! ich nehme es mit Freuden an, wenn ich nicht fürchten muß zu stören! meinte Robert.

Sie werden uns sehr willkommen sein, brachte Clementine scheu hervor, und nach einer kurzen und ganz oberflächlichen Unterhaltung trennte man sich für den Abend.

Meining fuhr gegen seine Gewohnheit gleich mit seiner Frau nach Hause und drang mit einem gewissen Eifer in sie, ihm den Grund ihrer auffallenden Zerstreutheit und Theilnahmlosigkeit zu sagen. Sie entschuldigte sich wie gegen Frau von Stein und er ließ es gelten. Einen Augenblick aber hatte sie geschwankt, ob sie ihrem Manne nicht sagen solle: nimm die Einladung zurück, ich kann diesen Mann nicht wiedersehen! Dann aber fiel ihr die Unterredung ein, die sie einst mit Meining über unzweck-

mäßiges Vertrauen gehabt hatte, sie bedachte, daß Thalberg nur wenige Tage in Berlin bleiben, daß sie ihn, außer an dem nächsten Abende, wahrscheinlich nicht mehr sehen werde, und das beschwichtigte ihre Zweifel. Sie beschäftigte sich, um sich zu zerstreuen, den Rest des Abends mit all den kleinen Dingen, die ihrem Manne angenehm sein konnten, und erhielt sich dadurch in einer Art Heiterkeit, die auch ihn erheiterte und ihn völlig sorglos machte.

Und doch schlief sie mit dem traurigen Bewußtsein ein, ihren Mann zum erstenmale absichtlich getäuscht zu haben, und des Geliebten Bild begleitete sie auch noch in dem Traum der Nacht.

Achtes Capitel.

Robert Thalberg an den Hauptmann v. Feld.

Berlin, den 5. December 1839.

Seit vier Tagen bin ich hier, habe meine kleine Angelegenheit mit den Behörden abgemacht und die wenigen alten Bekannten, die ich noch gefunden, wieder einmal begrüßt. Es ist ein Unrecht von Dir, daß Du Deine langweilige Garnison nicht verläßt und die zwanzig Meilen nicht herüberfährst, damit wir in Berlin, dem Schauplatz unsrer raschen Jugend, endlich noch einmal ein paar Tage zusammenleben. Mir ist hier Vieles fremd geworden in den drei Jahren meiner Abwesenheit, und ich könnte ganz ernsthafte Betrachtungen machen über das Leben und die Vergänglichkeit und Eile desselben, wenn ich sehe, wie eine ganze Generation, die ich früher gekannt, bereits gestorben, und eine neue, junge Welt herangewachsen, die mir fremd ist. Schade nur, daß diese Bemerkung, in der sich so viel Schmerzliches verbirgt, für Alle eben so alt, als für den Einzelnen immer neu ist. Für mich liegt darin jedesmal die dringende Aufforderung, das Leben intensiv so schnell und viel zu genießen, als ich es vermag, und Andern zu nützen, so gut es geht.

Augenblicklich unterhält mich das Stadtleben wieder

vortrefflich, und doch weiß ich, daß ich mich nach wenig Tagen zurücksehnen werde nach meinem lieben Hochberg, daß mir die schöne Welt fade, die Stadt eng vorkommen wird, und daß ich mit doppelter Lust zu meinen wintergrünen Wäldern, zu meinen gefrornen Seen zurückeilen werde. Auch habe ich, für den Fall, daß diese Lust mich plötzlich anwandelt, meine Einrichtungen getroffen. Meine Einkäufe sind besorgt, und ich glaube fast, länger als acht Tage halte ich es nicht aus, mich so geflissentlich zu amüsiren, es sei denn, Du träfest währenddessen hier ein.

Denke Dir, welch eine Begegnung ich hier gehabt habe! Du erinnerst Dich wohl der schönen Clementine Frei, der ich Dich zuerst auf einem Brühl'schen Balle vorstellte, und der Du bald, wie wir Alle, huldigtest, bis Du zufällig bemerktest, daß mich ein lebhafteres Interesse an sie fesselte. Damals war ich fest entschlossen, sie zu meiner Frau zu machen, denn ich liebte sie oder glaubte es wenigstens, und unsre Verbindung war eine zwischen uns und den beiden Familien stillschweigend abgemachte Sache. Wie das aber manchmal geht, Zeit, Entfernung und neue Eindrücke verdrängten ihr Bild aus meiner Seele und — doch Du kennst jene Vergangenheit mit ihren stürmischen Erinnerungen. Genug also! ich habe Clementine in diesen Tagen hier ganz unerwartet als Geheimräthin von Meining wiedergesehen und sie sehr verändert gefunden. Es ist, so scheint mir, nur noch die Spur von ihrer Schönheit vorhanden. Sie sieht leidend aus und älter, als sie ist; eine wehmüthige Ruhe, ein melancholischer Ausdruck der Augen, der durch die lieblichen Züge um den Mund nicht gemildert wird, lassen

mich vermuthen, daß sie viel gelitten hat. Ihr Mann ist bedeutend älter, fast ein Greis. Er ist offenbar sehr eingenommen von dem Wesen seiner Frau, die hier wieder sehr gefeiert wird; übrigens ein angenehmer, geistreicher Mann, der mich für den heutigen Abend eingeladen hat. Mein Name und ich waren ihm fremd. Wie ich Clementine kannte, wundert mich das eigentlich.

Ich schreibe Dir nur so flüchtig, weil ich bestimmt voraussetze, Dich hier wiederzusehen. Laß mich bald von Dir hören, damit ich meinen Aufenthalt danach einrichte.

Derselbe an Denselben.

Den 8. December.

Also bleibst Du wirklich Deinem Vorsatze treu, alter Freund! und wir sehen uns erst wieder, wenn die Entenjagd Dich, Du Nimrod, zu mir führt? Es ist eine Thorheit, daß Du jetzt nicht kommst; aber lange nicht so thöricht, als Dein Vorschlag, daß ich länger in Berlin bleiben und mir unter den Töchtern des Landes eine Burgfrau für Schloß Hochberg suchen solle. Ich denke, über den Punkt kennst Du meine Gesinnungen. Nach der Täuschung, die ich erfahren, nach jener tollen Leidenschaft, mit der ich an Brigitte hing, bin ich mit der Liebe fertig, und eine bloße Haushälterin — dazu bedarf ich keiner Frau, die ich behalten muß, wenn sich der geliebte, schönselige Engel in eine anspruchsvolle, launenhafte Frau verwandelt hat. Mit aller Weisheit lernt man seine Braut erst kennen, wenn sie zur Frau geworden ist; und mögen dann die Charaktere noch so elend zusammenpassen,

man ist an einander gefesselt und schleppt die hemmende Last mit sich, wie der Gefangene die Kette. Ich kenne das! — Ueberlege es Dir selbst, wie viele von unsern früheren Bekannten glücklich oder innerlich gefördert worden sind durch die Ehe, die ich übrigens nicht angreifen will. Sie paßt nur nicht für Jeden, und ich glaube, ich würde mich jetzt darin ausnehmen, als wenn ich mir die Kleider anzöge, die ich zu meinem Confirmationstage trug. Hätte ich zu sechsundzwanzig Jahren geheirathet, ich wäre nun vielleicht ein solider Hausvater, der seinen Kohl baut, die Frau Gemahlin Sonntags in die Kirche führt und die Jungen buchstabiren lehrt. Jetzt möchte das mir nicht mehr anstehn. Nimm selbst den Fall, ich fände ein Weib, wie ich es wünschen müßte, das Wort und Probe hielte — wo wäre die Gewißheit, daß ich für sie paßte? In der Ehe wird gar zu oft nur Einer von den Gatten glücklich, und das scheint mir auch zwischen dem Geheimrath von Meining und seiner Frau der Fall zu sein, bei denen ich neulich einen Abend zugebracht habe. Er ist, das sieht man, mit seinem Loos durchaus zufrieden; ob sie es ist? Ich zweifle. Auch ist sie in Wahrheit zu jung für ihren Mann, den Jeder für ihren Vater halten muß. Sie kann wirklich noch recht schön sein, gradezu noch schön. Obgleich sie mir, als ich sie zuerst wiedersah, gewaltig verändert schien, finde ich mich jetzt in den bekannten Zügen zurück, erfreue mich an dem feinen Ausdruck ihres Gesichts und namentlich an ihrer schönen Farbe, wenn sie lebhaft spricht. Es ist nicht jenes plumpe Roth, das heißes Blut und die Sinne in die Wangen treiben, sondern der lichte, zarte Wiederschein einer warm

empfindenden Natur und ganz etwas Eigenthümliches an ihr. Sie ist noch immer eine interessante Frau.

Heute Abend will ich noch einen Ball mitmachen, morgen noch ein paar Besuche, und dann geht's in den Wald zurück.

Der Hauptmann v. Feld an Robert Thalberg.

Den 11. December.

Ich kenne Dich zu lange, um nicht zu wissen, daß ich diesen Brief in Gottes Namen nach Berlin richten kann, und daß er Dich dort finden wird. Fährst Du nicht wirklich sehr bald ab, liebster Freund, so bleibst Du lange dort; und willst Du wissen, was Dich festhalten wird? die Geheimräthin von Meining. Ich habe immer die Ueberzeugung gehabt, daß Dir Clementine weit mehr war, als Du nachher in Deiner Sturm- und Drangperiode selbst geglaubt hast; wo Du von Freundschaft, herzlicher Anerkennung und allem Teufelszeuge fabeltest, während eine ganz gesunde, innige Liebe Dir im Herzen saß, bis jene unglückselige, aber freilich reizende Brigitte, wie ein Komet an Deinem Horizonte erschien, und Dich in ihren Weltfahrten und Wirbeln mit sich fortriß. Es war eine tolle Zeit. Du bist übrigens mit den Frauen lange nicht so fertig, als Du glaubst, und wenn Du Dir nicht bald eine vernünftige Frau nimmst, stehe ich für Nichts. Sei gescheut und mache aus Großmuth und Reue, „aus herzlicher Anerkennung und Freundschaft", keine dummen Streiche.

Das ist ein ehrlich Soldatenwort — kurz und bündig, wie ich es liebe.

Aus Clementinens Papieren.

Den 6. December. Gott sei Dank! Der Abend ist vorüber. Der Mensch kann doch gewaltig viel über sich gewinnen. Nach dem Eindruck, nach dem Entzücken und der bangen Scheu, mit der ich Robert gestern wiedersah, hätte ich es nicht für möglich gehalten, den heutigen Abend so ruhig mit ihm verleben zu können. Wie schlug mir das Herz, als er in unser Wohnzimmer trat, als ich ihn hier erblickte, wo ich einst an seinem Herzen die bittersten Thränen des Abschiedes weinte, und doch einen Himmel von Hoffnungen in der Brust trug. Auch ihn schien es zu bewegen, als er in die alte, ihm einst so bekannte Wohnung trat, die ihm doch fremd geworden sein muß, in den neuen Anordnungen, wie ich selbst es ihm geworden bin. Seine Stimme klang mir gestern so weich, so mild, es lag die Versöhnung einer langen Vergangenheit darin — oder trog mich nur mein Wunsch? Er ist noch ganz der Alte, mir noch derselbe, der er mir immer war; auch Meining schien ihn sehr anziehend zu finden. Er hat ihn dringend zur Wiederkehr geladen, die ich aber nicht wünschen kann und darf. Es ist so schwer, gegen Jemand den gleichgültigen Ton der Gesellschaft zu finden, der uns einst so nahe stand, dessen Stimme das Echo in unsrer Seele erweckt. Aber was man ernstlich will, das soll man ja erreichen können; und Robert fährt bald wieder fort, und Alles bleibt wie es bis jetzt gewesen. Er muß viel gedacht, viel erlebt haben, seit ich ihn nicht gesehen. Es klingt so Vieles aus seinen Reden hervor, was er nicht ausspricht und was ich dennoch höre und verstehe. Wenn ich nur Herr

wäre über mich; aber mein Herz klopft und meine Nerven beben, wenn er kommt. Ich wollte, er wäre nicht mehr hier.

Den 8. December. Es ist fast zwei Uhr in der Nacht; ich komme von Mariannens Ball zurück, und ich bin munter und frisch wie in der Jugendzeit. Es ist mir noch nicht möglich, mich zur Ruhe zu legen. Das erste klare Winterwetter hat immer einen so belebenden Einfluß auf mich ausgeübt. Sogar schreibelustig bin ich; habe ich doch vorgestern und heute meinen alten Vertrauten, das Tagebuch, vorgenommen, das mir seit Jahren fremd geworden ist. Mariannens Fest war aber auch ganz reizend, Meining wünscht, ich möchte es mir zum Maßstab nehmen für das unsere. Das Leben in diesen Kreisen ist eigentlich doch interessanter, als es mir seit lange schien; und heute, wo ich alle jungen Frauen meiner Bekanntschaft tanzen sah, hat es mir fast leid gethan, daß ich seit meiner Verheirathung darauf verzichtet habe. Thalberg bat mich dringend, nur einmal zu walzen; er tanze sonst auch nicht mehr, wir müßten zusammen eine Ausnahme machen; ich mochte aber nicht. Als ich mich entschloß, Meining's Frau zu werden, habe ich durch die Verbindung mit einem so viel älteren Manne dergleichen Genüssen entsagt, indeß habe ich das nie bereut. Marianne fragte mich heute, als ich, während die Andern tanzten, hinter Meining's Stuhl stehend, dem Whist zusah und Thalberg neben mir war, ob wir nicht sehr glücklich wären, einander wieder zu sehen? Wir müßten doch alte Bekannte und Jugendfreunde sein. Robert antwortete: Ich bin es gewiß und wünsche nur, daß Frau von Meining mich nicht ungern wieder sieht. Ach! rief

Marianne, welche Frau sieht einen alten Anbeter nicht gerne wieder, so lange sie noch jung und schön ist; und von der Seite ist Frau von Meining sicher ohne Sorgen. Mir war die ganze Unterhaltung höchst zuwider, ich schämte mich und fürchtete, mein Mann könnte sie hören; der war aber so in sein Spiel vertieft, daß er des Geschwätzes gar nicht inne ward. Endlich ging ich zu den alten Damen in das Nebenzimmer, aber auch dahin kam mir Marianne neckend nach, lachte, that geheimnißvoll und sagte: Also den Hof hast Du Dir doch machen lassen, so gut wie wir, und der schöne Thalberg hat das nicht vergessen. Denn als ich ihn heute etwas ins Gebet nahm, war er Deines Lobes voll und in Bewunderung Deiner Schönheit. Und darin hat er so unrecht nicht: denn heute, wo Du einmal trotz Deiner Einfachheit Dich stylvoll angekleidet hast, siehst Du wirklich so eigenartig aus, daß es jeder Einzelne bemerkt. Du hast immer etwas Besonderes, das man fühlt und sieht, aber nicht nachmachen kann — heute indeß bist Du ganz reizend! — Ah! da kommt er wieder! Nun ich will nicht stören, car l'on revient toujours à ses premiers amours! und damit ging sie, die Melodie des Liedes trällernd, leichtsinnig wie ein Kind davon. Ich war in der peinlichsten Verlegenheit, Thalberg aber gleichmäßig und freundlich. Wir sprachen von Mariannens wunderlichen Eigenheiten. Thalberg meinte, sie gliche auffallend einem Kupferstiche, den er in diesen Tagen angekauft, und den er mir zur Ansicht schicken wolle. Dann hatte Meining grade seine Partie beendet, und wir fuhren fort, als man zu Tische ging.

Neuntes Capitel.

Am nächsten Morgen hatte Clementine eben ihren Wagen zu einer Fahrt in den Thiergarten vorfahren lassen, als man ihr Thalberg anmeldete. Sie empfing ihn, und er entschuldigte sich, daß er den Kupferstich selbst bringe; er habe sich aber das Vergnügen, sie zu sehen, nicht versagen können. Doch wolle er sie von ihrer Promenade nicht abhalten und bäte um die Erlaubniß, sie zu ihrem Wagen führen zu dürfen. So geschah es. Während sie die Treppe hinunterstiegen, überlegte Clementine, was sie nun eigentlich thun solle. Jeden Andern hätte sie augenblicklich aufgefordert, den Abend in ihrem Hause zuzubringen, und Thalberg darum zu bitten, konnte sie sich nicht überwinden. Was würde aber Meining dazu sagen, wenn sie ihm erzählte, wie flüchtig sie Thalberg abgefertigt hätte, und was würde dieser selbst von ihr denken? So entschloß sie sich, ihn für den Abend einzuladen, und er sagte freudig zu.

Am Mittage erzählte sie dem Geheimrath von dem Besuch und von ihrer Einladung, der sich derselben freute und hinzufügte, er habe den Obrist B. und den Maler R., die er zufällig gesprochen, zu einer Partie bei sich geladen. Wir machen dann ruhig unser Spiel, sagte er,

und Du mußt Deinen Gast, da er nicht spielt, selbst unterhalten, bis zum Abendessen.

So waren denn, als die drei Herren sich zum Spiele gesetzt hatten, Robert und Clementine allein an ihrem Theetische, und sie fühlte eine fast mädchenhafte Scheu, als sie nun nach langjähriger Trennung, zum ersten Mal mit dem geliebten Manne, der ihr ein Fremder sein mußte, sich allein befand, allein in jenen Zimmern, in denen sie so oft in glücklicher Unbefangenheit und im Gefühl der wärmsten Liebe beisammen gewesen waren. Nun war das Alles anders. — Ihre Befangenheit entging dem scharfen Auge Thalberg's nicht, dessen Blicke an ihr hingen, denn auch er war von lebhaften Erinnerungen bewegt. Dadurch wollte anfangs kein rechtes Gespräch in den Gang kommen, und Thalberg blätterte in halber Zerstreutheit in einem Buche, das zufällig auf dem Sopha lag. Es war das Buch der Lieder von Heine, auf dessen Schriften sich nun die Unterhaltung wandte.

Lieben Sie Heine noch so als früher? fragte Robert, ich weiß, daß Sie von den ersten Heine'schen Gedichten, die Sie kennen lernten, sehr entzückt waren; und wie mir dies Buch beweist, dauert diese Vorliebe fort.

Nicht so unbedingt als Sie glauben, entgegnete sie. Ich bekenne, daß mich Vieles in den Liedern, die ich damals einzeln kennen lernte, lebhaft ergriff und anzog. Daß der Schmerz über eine verschmähte Liebe, dessen er sich schämt, sich in wilder Ironie verbirgt, das fand ich bei einem Manne eben so wahr als ergreifend, daß er aber später Nichts mehr schont, selbst nicht diese Liebe, nicht die Sitte, nicht sich selbst, das hat ihn mir verleidet.

Ja freilich, für den Gebrauch der Jugend hat er nicht geschrieben! bemerkte Robert, und ein spottender Zug wurde um seinen Mund sichtbar. Aber wüßten Sie, meine gnädige Frau, wie gewaltsam uns Männer das Leben enttäuscht, wie es oft grausam und unerbittlich die letzten Bande, die uns an unsere Kindheits- und Jugendwelt fesselten, zerreißt; wie es uns Alles raubt, Glück, Poesie und Glauben — Sie würden Heine vielleicht anders beurtheilen.

Vielleicht! antwortete sie, aber ich müßte den Dichter beklagen, der so sehr an sich und der Menschheit irre werden konnte, daß er die Leidenschaft nur in ihren Tiefen aufsucht, wo sie der Unschönheit längst zum Raube geworden ist und dem reinen Gefühl einen Schauder des Entsetzens einflößt. Wenn ich von mir auf andere Frauen schließen kann, muß Heine's Zerrissenheit . . . .

Also auch Sie, auch Sie sprechen es nach, Heine ist zerrissen! O! das klingt sehr groß, sehr vornehm. Aber wer ist denn ganz? — etwa die Leute, die in enger, dumpfer Beschränkung zwischen denselben vier Pfählen Wiege und Sarg haben? die aus Mangel an Temperament, aus Mangel an Leben keinen Reiz des Lebens, keine Verlockung der Sünde empfinden? Die Leute, die den heißesten Wunsch des Herzens, das einzige Glück ihres Daseins feige aufgeben, weil es gegen ein gemachtes, bürgerliches Gesetz anstößt? Die Leute also sind ganz, die sollen Heine beurtheilen? Glauben Sie mir, gnädige Frau! wer ein ganzer Mensch ist, ganz an Körper und Seele, von dieser in den Himmel gehoben, von jenem an die Erde gekettet, doppelt in seinen Wünschen und Be-

dürfnissen, auf der Erde ohne das ersehnte Glück, für den Himmel nichts als eine unbestimmte Hoffnung — wer sich da von dem zwiefachen Getriebe nicht zerreißen läßt, wer sich nicht blutig stößt an den Barrieren und Hecken bürgerlicher und göttlicher Gesetze — der ist kein Mensch, der müßte ein Gott sein.

Robert war, während er sprach, immer lebhafter geworden, und Clementine sah ihn in einer von jenen leidenschaftlichen Aufregungen, die sie so wohl kannte, und denen bei ihm nur zu leicht ein Anfall tiefer Schwermuth folgte, wenn sie nicht durch Unterhaltung verbannt wurde. In solchen Augenblicken hatte sich früher oft ihr Einfluß auf sein Gemüth geltend gemacht, deshalb begann sie auch jetzt nach einer Pause, in der Robert in tiefes Denken versunken war: Nun wohl denn mir, daß ich kein Mann bin, daß mich das Leben nicht so hart enttäuscht hat, und daß mir mein bestimmter Weg vorgezeichnet ist.

Und haben Sie diesen Weg nie schwer, nie rauh gefunden? haben Sie nie die Neigung gehabt, von diesem vorgeschriebenen Wege abzuweichen? Ist er Ihnen nie unbequem geworden?

Niemals! — als Kind hätte ich es aus Furcht vor Vater und Tante nicht gethan; später hätte ich mich vor meinen Gefährten geschämt, und dann ist mir das eigne Gefühl ein guter Compaß geworden, dessen Nadel mir immer wieder den rechten Weg zeigte und nach Norden wies.

Ja! nach Norden, sagte Thalberg, nach dem Norden der kalten Vernunft, in dem das heiße Blut erstarrt. Aber Sie erwähnten Ihrer Tante, sagte er plötzlich ab-

brechend, wie geht es Frau von Alven und wo lebt sie jetzt?

Damit war die Unterhaltung über Heine beendet und ging zu gleichgültigen Dingen über, obgleich auch bei diesen ein Wiederhall der Erregung bemerkbar blieb, die Robert's Seele bewegte. Endlich hörten die Herren zu spielen auf, man ging zu Tisch und sprach während der Mahlzeit unter Anderm auch bald wieder über die politischen Ereignisse des Tages. Robert sprach seine freisinnigen Meinungen unumwunden aus, und schien dabei verwundert, daß Clementine, die in früher Jugend wie eine gelehrige Schülerin all' seine Ansichten getheilt, sich jetzt mehr dem Bestehenden und Hergebrachten zugewendet hatte. Mich dünkt, sagte er, Sie hätten einst mit viel größerer Theilnahme den bewegenden Ideen unsrer Zeit gehuldigt, und ich hätte Sie begeistert gesehen, als die Julitage uns eine neue Aera zu verkünden schienen. Was hat Sie denn unsrer Fahne abwendig gemacht?

Und wer sagt Ihnen, daß mich die große Idee der Freiheit nicht noch eben so erwärmt, daß ich den Enthusiasmus der Männer dafür nicht begreife? antwortete sie. Damals glaubte ich aber, auch für uns Frauen sei die Freiheit, nach der die Männer streben, ebenfalls ein unerläßliches Gut, und nur von diesem Glauben bin ich zurückgekommen.

Sehr mit Unrecht, gnädige Frau! sagte der Maler. Warum sollen die Frauen, in denen wir ein Ideal verehren, nicht mit uns fühlen und mit uns Theil haben an den höchsten Schätzen, nach denen wir streben? Warum sollte ein Geschlecht, dem Eleonore Prohaska und das

Mädchen von Saragossa angehörten, nicht eben so lebhaft den Sinn für Freiheit und Vaterland haben als wir?

Für ein Vaterland, wandte Thalberg leichthin ein, haben die Frauen allerdings oftmals keinen Sinn, und sie können ihn im Grunde auch nicht haben. Ihre Heimath wird ihnen durch die Ehe zugewiesen, ihr Vaterland giebt ihnen ihr Mann. Würden Sie es Ihrer Frau, falls sie eine Französin oder Engländerin wäre, nicht sehr verargen, wenn sie nicht mit Ihnen von Herz und Seele eine Deutsche würde? Und so sind die Frauen eigentlich geborne Kosmopoliten, die nur für eine allgemeine Freiheit, für eine Freiheit in abstracto Interesse haben können, fügte er lächelnd hinzu.

Wie sieht es denn nun mit Ihren Weltfreiheitsideen aus, gnädige Frau? fragte sie der Obrist.

Ich sage Ihnen ja, antwortete die Geheimräthin, daß ich die liberalen Gesinnungen der Männer vollkommen begreife und achte, daß ich selbst aber eine gewaltige Aristokratin bin, und ich glaube, im Herzen sind wir Frauen es alle. Wir sind nicht gewöhnt, uns in die Menge zu verlieren; wir stehen abgesondert für uns und lassen uns von den Männern, denen wir, sobald wir sie lieben, ein ganz apartes Adelsdiplom zuerkennen, gern als treue Vasallen huldigen. Oder noch lieber beten wir den König unsres Herzens mit tiefster Demuth an, der uns viel mehr untheilbar ist, als es den Franzosen jemals ihre Republik gewesen.

Alle lachten, und Meining sagte: Das sind auch die besten Grundsätze für Euch, denn Politik und Liberalismus kleiden die Frauen nicht. Ich kannte selbst eine

geistreiche Frau, die treue Freundin eines Mannes, der Deutschland die Freiheit predigte, bis sie ihn auf dem Montmartre begruben; und so 'angenehm ich sie sonst immer fand, so unerquicklich schien sie mir, wenn sie jene Ideen von Freiheit aussprach, die im Munde ihres Freundes groß und würdig klangen.

Darin stimme ich Ihnen bei, Herr Geheimrath! fuhr Thalberg fort, ja ich glaube sogar, daß die wahre Stellung des Weibes eine abhängige sein muß. Ich wünsche nur, daß sie von dem freien Manne abhänge, der in ihr den Menschen achtet. Unsre Liebe ist ihre Freiheit, die ihnen allen Schutz und alle Rechte zuerkennt, deren sie bedürfen. Sie müssen mit uns den Gedanken der Freiheit theilen, ohne sie selbst zu begehren, weil für sie dieselbe ein Unding ist.

Im Ganzen, bemerkte der Maler, als Clementine ihre volle Zustimmung zu Thalberg's Aeußerung gab, werden nicht alle Frauen dieser Meinung sein; denn, wenn sie auch die freie Frau der St. Simonisten empörend finden, so ließen sie sich doch nur zu gern ein bischen emancipiren, und ich für meinen Theil wollte Nichts dagegen haben, wenn man mir einige recht schöne junge Mädchen als Schüler und Collegen zuertheilen wollte.

Wenn es so weit ist, meinte der Geheimrath, lasse ich mir meine Frau zum Assistenten ernennen!

Und glaubst Du, Lieber, daß ich dazu nicht vortrefflich wäre? Glaubst Du, wenn man mich von Jugend auf in all' den Wissenschaften unterrichtet hätte, mit denen man die jungen Leute so früh bekannt macht, ich hätte das nicht auch erlernen können? fragte Clementine.

Im Gegentheil; ich bin überzeugt, Du wärest der niedlichste Professor im Mousselinkleide geworden und würdest die interessantesten Vorträge gehalten haben. In Fällen, in denen psychische Leiden der Krankheit zu Grunde liegen, würde so ein feiner, weiblicher Medikus mit seiner liebenswürdigen Neugier vielleicht schneller die Quelle des Uebels errathen, als wir Männer; denn eine gewisse Art von Scharfsicht besitzen die Frauen gewiß in höherm Grade als wir: ich meine die Scharfsicht des Herzens, die wirklich sehr groß bei ihnen ist.

Nun denn in Gottes Namen losmarschirt auf die Emancipation der Frauen, sagte der alte Obrist, denn in mein Fach pfuschen die schönen Hände nicht hinein; aber ich möchte grade von Ihnen, meine Gnädige! die Sie eine sanfte und kluge Frau sind, es einmal erfahren, was Sie sich von der Emancipation der Frauen denken, und wie Sie sich dieselbe in der Ausführung wohl vorstellen.

O! versetzte Clementine, ich habe überhaupt nicht viel daran gedacht, weil ich sie, meinem ganzen Wesen nach, für mich nie begehrenswerth fand. Emancipirt wird das Weib, wie Herr Thalberg sehr wahr bemerkte, durch die Liebe und in der Ehe. Da soll sie gleiche, oft schwerere Pflichten haben, als ihr Mann; aber auch gleiches oder wenigstens ähnliches Recht. Man soll sie nicht gewaltsam niederhalten und ihr nicht unnöthig Leid aufbürden, das sie nicht tragen kann, ohne zu unterliegen. Unsre Freiheit liegt in uns; wir müssen Herr sein über uns selbst, sonst über Niemand — und so denke ich, Alles, was die sogenannte Emancipation bezwecken könnte, wäre,

eine Erziehung zu befördern, die uns für unsern Beruf tüchtiger machte.

Also gleiches Recht vor Gericht und dergleichen schöne Dinge begehren Sie nicht? fragte der Obrist.

Das mag vielleicht in manchen Fällen von Nutzen sein, die ich augenblicklich nicht durchdenken kann. Es aber als Schutz gegen die Seinen zu benutzen, gegen Brüder, Väter oder gegen den eigenen Mann, das scheint mir ein so trauriges Recht, wie die Trennung einer Ehe, die, obgleich ich eine gute Protestantin bin, in meinen Augen ein Sakrament und unauflöslich ist.

Und so verdammen Sie Jeden, wandte der Maler ein, der sich scheiden läßt, weil er vielleicht das Leben mit dem Gatten oder der Frau nicht mehr ertragen konnte? weil Laster und Verderbtheit des einen Theils, oder auch nur ganz verschiedene Gesinnungen das Zusammenbleiben zu einem Unheil machen und ein Glück untergruben, das in einer neuen Ehe auf das Schönste für zwei Menschen erblühen könnte?

Verdammen kann ich Niemand, sagte Clementine bewegt, nur das weiß ich bestimmt, daß ich lieber sterben möchte, als mein Wort brechen, und daß ich die Möglichkeit, wie eine Frau zur zweiten Ehe schreiten könne, nicht begreife.

Mit den Worten hob sie die Tafel auf. Meining küßte sie, trotz der Anwesenheit der Fremden, auf die Stirne; sie machte sich aber eilig von seinem Arme los, ging mit Thalberg, der zuletzt gar keinen Antheil mehr an der Unterhaltung genommen hatte, voran in den Salon, und man trennte sich dann bald darauf.

Zehntes Capitel.

Thalberg an den Hauptmann v. Feld.

Den 18. December.

Du hast wahr prophezeit, mein Freund, ich bin noch immer in Berlin und bleibe wol auch noch einige Zeit hier. Was soll ich auch am Ende jetzt in Hochberg beginnen? Ich sitze dort an den langen Winterabenden allein, grüble über Gott und Menschen und reformire die Welt in Gedanken, ohne daß damit in der Wirklichkeit das Geringste gebessert wird. Augenblicklich bin ich auf meinen Gütern gar nicht beschäftigt; meine Anordnungen für die Ausführung meiner Zwecke sind getroffen und müssen nun ruhig fortwachsen, ungestört, um zu gedeihen. Meine Geschäfte besorgt mein Verwalter, auf den ich mich verlassen kann, und ich habe ihm heute die nöthigen Befehle zukommen lassen, mit der Weisung, daß ich die Weihnachtszeit, ja vielleicht den ganzen Winter hier zubringen würde, und daß er mir mein Reitpferd und ein Paar Schlittenpferde herschicken solle. Ich behalte mein Coupee, das ich zur Reise benutzte, hier und habe gestern einen Schlitten gekauft, der Dir sehr gefallen würde.

Ich habe mir nun hier ein Quartier genommen, mich häuslich eingerichtet, die alten Verbindungen erneut und

finde mich wieder einmal ganz heimisch in Berlin. Die Abende, welche nicht durch bestimmte Einladungen besetzt sind, bringe ich häufig bei Geheimrath von Meining zu, wo in kleinem Zirkel die Zeit auf das Angenehmste vergeht. Sehr viel trägt dazu die Geheimräthin bei. Sie ist voller Geist und Gefühl; anregend, wie keine Andere; dabei die angenehmste Haltung und eine Höflichkeit, die bei ihr aus dem Herzen kommt. Alles um sie her ist Grazie und weibliche Eleganz! Mich dünkt oft, wenn ich ihren Hut oder ihren Handschuh liegen sehe, ich müßte ihn aus hundert andern als den ihren erkennen. Es ist ein Zauber von Weiblichkeit und Reinheit in Allem, was zu ihr gehört; und obgleich ihr Haus ganz nach dem jetzigen Geschmack eingerichtet ist, sieht es doch vollkommen anders aus, als bei den Uebrigen. Mir wenigstens wird schon behaglich und heimisch, wenn ich im Vorzimmer den Duft von Reseda bemerke, den sie sehr liebt und der ihre Zimmer erfüllt. Wenn ich mir denke, daß diese schöne junge Frau dem alten Manne gehört, den sie doch nur wie ihren Vater lieben kann, thut sie mir immer leid; und ich gestehe Dir, mir ist oft der Gedanke gekommen, ich hätte ein Unrecht gegen sie gut zu machen, und sie wäre glücklicher gewesen, wenn sie mein geworden wäre. Fände ich eine Frau, die ihr gliche, in deren Seele ich so klar lesen könnte und die mich so vollkommen verstände, als sie, ich glaube, dann entschlösse ich mich doch zur Ehe. Daß mein einsames Leben auf Hochberg im Grunde traurig ist, das fange ich erst hier wieder zu fühlen an.

Du siehst, Dein guter Rath von neulich trägt vielleicht noch seine Früchte; willst Du ihn aber wirksam

unterstützen, so benutze die treffliche Schlittenbahn, mich hier zu besuchen. Ich habe hinlänglich Platz für uns Beide.

Derselbe an Denselben.

Am zweiten Weihnachtstage.

Ich kam gestern Abend zu Clementinen, um sie zu bitten, morgen bei einer Schlittenpartie, die wir am Vormittage bei Frau von Stein verabredet hatten, meine Dame zu sein. Es war etwa sechs Uhr. Der Diener, der mich melden ging, sagte mir gleich, Herr Geheimrath hätte außer dem Hause gespeist, die gnädige Frau sei zu Hause, aber er zweifle, daß sie mich annehmen würde. Dabei that er so geheimnißvoll, lächelte so pfiffig, daß ich neugierig wurde und ihm bis in den kleinen Eßsaal folgte, der nur noch durch Clementinen's Wohnzimmer von ihrem Arbeitskabinet getrennt ist, das ich noch nicht kannte. Im Wohnzimmer brannte nur eine matte Lampe, und da der Diener nicht ahnte, daß ich ihm durch die dunkle Zimmerreihe gefolgt war, ließ er die Thüre offen, so daß ich den reizendsten Anblick von der Welt hatte. Ich sah in ein höchst zierliches, kleines Gemach, mit grüner Seide tapeziert. Gegen das Fenster hin brannte ein Weihnachtsbaum mit seinen bunten Lichtern, eine Menge Spielzeug lag schon zerstreut umher, und ich hörte das jubelnde Lachen von Kinderstimmen, ehe ich die Kleinen sah. Eine der kleinen Stimmen rief grade: Aber Tante Clementine! Du hältst ja gar nicht still!

Endlich sah ich Clementine. Sie lag in einer grünen Couchette, die vor dem Kamin stand, und hielt ein schönes,

zweijähriges Mädchen in den Armen. Zwei ältere Mädchen, etwa fünf- und siebenjährig, waren um sie beschäftigt, das eine ihr das Haar aufzuflechten, das andere ihr eine Masse von Corallen, die auf einem Tische vor ihnen lagen, umzubinden. Es war ein wundervolles Bild! Clementine war schöner, als ich sie je zuvor gesehen. Das schwarze Haar hing in aufgelösten Wellen herab, gemischt mit dicken Corallenschnüren, von denen ihr einige wie eine Binde über der Stirne lagen. Die Kinder hatten ihr die Aermel zurückgeschlagen, das Tuch abgebunden und sie mit mancherlei Schmuck behängt, den sie ihnen zum Spiele gegeben hatte. Hände, Hals und Arme waren marmorklar in der Beleuchtung und das fein gerötheте Gesicht bezaubernd in dem Ausdruck von Glück, der aus ihren Augen strahlte.

Sie erhob sich, als ich gemeldet wurde, rasch von ihrem Divan, und gab dem Diener den Befehl, mich in ihr Wohnzimmer zu führen; sie würde gleich bereit sein, mich zu sehen. Die Thüren wurden zugemacht, ich ging schnell von meinem Lauscherposten zurück und wurde nach einigen Augenblicken in das Cabinet geführt, das einen ganz veränderten Anblick gewonnen hatte.

Die zerstreuten Spielsachen waren einigermaßen geordnet, die beiden größern Mädchen spielten seitwärts an dem Weihnachtsbaume, und nur das kleinste saß bei Clementine auf dem Divan. Sie selbst hatte in der Eile eine Haube aufgesetzt, sich in eine große, schwarze Mantille gewickelt und kam mir mit den Worten entgegen: Entschuldigen Sie es, daß ich Sie hier in der Unordnung empfange; ich habe mir aber für den heutigen Abend diese kleinen

Gäste geladen und muß nun zusehen, daß sie keinen Schaden bei den Lichtern nehmen. Sie hielt das Kind, das sich ängstlich an sie schmiegte, auf dem Arme, während sie stand; nöthigte mich dann zum Sitzen und fragte nach meinem Begehr. Ich war so entzückt über die Scene, daß ich eigentlich Nichts begehrte, als sie anzusehen; die Schlittenfahrt hatte ich fast vergessen. Ich fragte, wer die Kinder wären, und erfuhr, es wären die Töchter einer Familie, die in dem Hause wohne und ihr die Kinder bisweilen überlasse. Es sind meine Gäste, fügte sie hinzu, wenn Meining nicht zu Hause ist, dem sie zu viel Geräusch machen, und ich habe sie mir heute geladen, um ihnen mit einem Weihnachtsbaume die Freude zu vergelten, die ich ihnen oft verdanke. Jetzt im Winter, wo die Natur uns keine Blume bietet, sind das meine lieben Pflänzchen, deren Wachsen und Gedeihen mich unsäglich freut. Sie glauben nicht, wie gut und wie gescheut solch ein unverdorbenes Kind ist. Halb mit mir, halb mit den Kindern beschäftigt, sprach sie abwechselnd scherzend mit ihnen und mit mir.

Ich hätte stundenlang so sitzen mögen. Plötzlich merkten wir ein helleres Aufflammen der Weihnachtslichter. Clementine, die sehr ängstlich besorgt für die Kinder schien, bat mich, die untern Lichter, an welche die Kinder reichen könnten, auszulöschen. Ich that es und nahm nun auch die beiden größern Mädchen zu uns hin. Nun ging es an ein Plaudern: Tante! wer ist der Herr? Ist das auch ein Onkel? Clementine bejahte die Frage und nannte meinen Namen. Warum bist Du nicht immer hier, Onkel? — Weil ich nicht immer hier sein darf. — Hast Du

denn die Tante Clementine nicht lieb? — O! sehr, sehr lieb! rief ich hingerissen aus. — Kannst Du uns denn leiden? fragte die kleine Emma, unsre Wärterin sagt, der Onkel Geheimrath könne uns nicht leiden, weil er schon so alt ist. — Tante, unterbrach Röschen, behalte lieber diesen Onkel hier und schicke den alten Onkel Meining fort. Ja! Tante! thue das, dieser Onkel, der ist so schön und freundlich wie Du bist, schick' den alten Onkel fort! — Das Alles schwatzten die kleinen Dinger so schnell durch einander, daß man gar nicht Einhalt thun konnte.

Clementine wurde roth, und Thränen, die sie mir verbergen wollte, traten ihr in die Augen, als sie sich rasch zu Emma bückte. Schäme Dich, sagte sie, daß Du so von dem guten Onkel Meining sprichst. Wenn Du ihn nicht lieb hast, dann kann ich Dir auch nicht gut sein, und Du darfst nicht wiederkommen, Du böses Kind! Ihre Stimme bebte, ich fühlte, was sich in ihr regte, und ich hätte ihr dies Leiden mit meinem ganzen Sein vergelten mögen; denn, was soll ich es Dir verbergen — ich liebe Clementine.

Wie spielt das Leben mit uns, mein Freund! und wie wenig verstehen wir unser Glück. Diese Frau war einst von Herzen mein, und ich konnte sie verschmähen; sie liebt mich noch, und ich kann sie nicht besitzen. Ich habe ihr Leben zerstört, das fühle ich, und die Rache bleibt nicht aus; denn jetzt erst weiß ich, daß ich Nichts mehr vom Leben zu erwarten habe. Wie war es möglich, daß ich diese Liebe verkannte? Sie ist das einzige, wahre Gefühl meines Herzens gewesen, und ich selbst habe mich

um mein Glück gebracht. Ihr und mein Unglück habe ich selbst bereitet.

Um ihr nicht zu sagen: ich bete Dich an! um ihr nicht zu Füßen zu fallen, stand ich auf und brachte meine Schlittenfahrt in Vorschlag. Clementine lehnte sie entschieden ab, da ihr Mann an dergleichen keinen Theil nähme und sie, ohne ihn, solche Partien nicht mitmache. Ich bekam einen Dank und empfahl mich — ein unvergeßliches Bild in der Seele.

Aber es ist mir lieb, sehr lieb, daß sie nicht mit mir fährt; sie hat Recht, sie soll Alles vermeiden, was sie dem Schatten eines Vorwurfs aussetzen könnte. Grade weil ich sie liebe, will ich selbst über sie wachen; ja fast könnte ich wünschen, sie liebte mich nicht mehr, damit der reine Friede ihres Herzens nicht getrübt werde — und doch scheint mir das Leben sehr arm ohne das Bewußtsein ihrer Liebe.

Daß ich bleibe, bedarf nun keiner weiteren Bestätigung mehr.

Der Hauptmann an Robert.

Den 27. December.

Sage mir, was fängst Du an? Wirst Du denn niemals Ruhe finden? Denkst Du nicht mehr, daß Du Brigitte eben so heiß geliebt, daß sie Dir auch das vollkommenste der Weiber dünkte? Rede mir nicht mehr davon, daß Du noch bleiben willst; wenn Dir Clementinen's Ruhe und Ehre werth sind, eile sie zu verlassen, ehe es für Euch Beide zu spät wird. Grade weil ich überzeugt

bin, daß Clementine nie einen Andern liebte, als Dich, weil auch ich glaube, daß nur Vernunft und Pflicht sie an ihren Mann fesseln, weil ich ihre und Deine Leidenschaftlichkeit kenne und fürchte, grade darum mußt Du fort.

Und was willst Du? Sie zwingen, noch unglücklicher zu werden, als sie es vielleicht schon ist? Vielleicht war es nur ihr reines Bewußtsein, das sie bisher aufrecht erhielt, willst Du ihr das rauben? Willst Du die Ehre ihres Mannes, der Dich gastlich aufgenommen, ihren häuslichen Frieden, Deinen Wünschen opfern? Du wirst es thun, aber sage mir nie mehr, daß Du Clementine geliebt hast.

Robert an den Hauptmann.

Den 29. December.

Deinen Brief habe ich erhalten, lieber Feld! Deine Vorwürfe vergebe ich Dir, weil ich sie nicht verdiene. Clementine ist mir heilig wie meine Ehre. Wie kannst Du aber Brigitten's nur erwähnen, im Vergleich zu Clementinen? Jetzt fühle ich es mehr als je, daß nur Sinnlichkeit und Verblendung mich an Brigitte fesselten. Als ich sie zuerst sah, als der entzückte, stürmische Beifall des Publikums sie über sich selbst erhob und sie alle Leidenschaften, die das Herz der Orsina durchtobten, selbst zu fühlen schien, und nun dastand, ruhend in sich, abgeschlossen, fest und groß, mitten in einer untergehenden Welt, erschien sie mir so gewaltig, daß es mich trieb, dies Weib kennen zu lernen. Ich fand in ihr, was ich erwartet hatte, einen großen Charakter, ein glühendes Herz, ver-

sunken im Strudel des Lebens. Stunden des leidenschaftlichsten Entzückens hat sie mir gegeben. Liebe bedurfte sie nicht, flößte sie nicht ein. Ich war eitel darauf, sie zu besitzen, die Alle mir beneideten; ich freute mich ihrer und schwelgte wie sie in ihren Triumphen. Wenn die Blicke der staunenden Menge trunken an ihr hingen und ihr kühnes Auge nur mich suchte, dann habe ich ein eigenthümliches Glück empfunden. Es liegt ein großer Reiz in der Hingebung einer Frau, die der Bühne, der Welt angehört. Sie regte meine Phantasie mächtig an, meine Sinne waren in dem höchsten Aufruhr, ich war außer mir. Ich hätte sie und den Grafen ermorden können, als sie mit ihm entfloh — ich hätte mit ihr die Welt durchziehen, mich mit ihr vernichten mögen; aber nie ist es mir eingefallen, niemals, sie mir als meine Hausfrau zu denken, wie Clementine mir ewig vor Augen steht. Wäre Brigitte mir treu gewesen, ich hätte vielleicht nie an Haus und Weib gedacht, sie hätte mich fortgerissen. An ihr unstätes Leben gekettet, hätte ich mich über mich selbst, über sie, über Alles noch lange, wer weiß, ob nicht fast für immer getäuscht; denn sie war eine Titanennatur, der man schwer widerstand. Nun aber! Hättest Du Clementine, die schöne Geliebte meiner ersten Jugend, gesehen wie ich, in der züchtigen Haube, die Kinder um sie her und sie selbst ein frohes Kind mit ihnen: Du würdest wie ich keinen andern Gedanken haben, als sie. Wenn ich sie mir denke, als mein Weib, mit meinem Kinde, in den Zimmern meines Schlosses — ich wäre der seligste Mensch geworden. Ach! „ich wollte unendlich glücklich sein oder unendlich elend — und jetzo bin ich elend.“

Sie verlassen kann ich nicht; genug, daß sie sich mir entzieht, so viel sie kann, daß ich sie fast nur in Gesellschaft sehe. Ich weiß es ihr Dank, daß sie mich flieht; denn grade ihre Sittenreinheit ist es, die ich an ihr liebe. Und doch bleibe ich in Ihrer sanften Nähe. Ich weiß, sie und ich, wir haben Beide keine Hoffnung auf Glück, als das, uns in flüchtigen Momenten zu begegnen, die abzukürzen ich nicht den Muth habe. Denke von mir, was Du willst; ich bleibe.

Elftes Capitel.

Aus Clementinens Tagebuch.

Am zweiten Weihnachtsabend. Gott im Himmel! womit habe ich mein Loos verschuldet? Wie wage ich es noch, Meining in das Auge zu sehen, mich auf seinen Arm zu stützen, während mein Herz Nichts mehr kennt, als jene unglückselige Liebe? Ach, ich hätte mich so gern getäuscht; ich wollte mich überreden, daß ich ihn jetzt mit Ruhe sehen, daß er mir ein Freund werden, daß er mein armes, einsames Leben verschönen könne. Und ein Kind mit seiner Einfalt muß mir die Falschheit meines Herzens aufdecken. Arme, kleine Emma! was kannst Du dafür?

Ich wollte ihn nicht mehr sehen; aber wie soll ich das machen, ohne Meining's Aufmerksamkeit zu erregen? So muß ich ihm täglich begegnen, mich verstellen, lügen und kalt scheinen, während die heißeste Liebe mich zu ihm zieht, während ich fühle, wie er mich liebt. Und ich habe keine Wahl! Ich muß fortschreiten auf dem Wege des Trugs! Meining's Frieden, seine Ruhe müssen erhalten werden, Robert darf es nie erfahren, wie ich ihn liebe, wie ich meine Pflicht verletze. Ein Weib, die Frau eines so edlen Mannes, die einen Andern liebt! Wer mir das je als möglich vorgestellt hätte! — Und wie soll es enden!

Den 28. Dezember. Der Wind tobt durch die Straßen und peitscht den Schnee vor sich her. Es ist so todt und kalt in der Luft; auch mir ist es fröstelnd und bang. Meining ist nicht zu Hause; ich wollte, er käme zurück und bliebe bei mir, denn ich fürchte mich allein vor mir selbst. Ich wollte lesen und vermochte es nicht; die Kinder, die ich holen ließ, sprachen von Onkel Thalberg, von dem mein Herz ohnehin schon laut genug spricht. Dann wollte ich mich zerstreuen und sah auf die Straße hinaus; eine arme Frau ging vorüber, starr und weinend vor Kälte. Ich ließ sie hereinholen, wärmen, speisen und kleiden — wohl ihr, daß man ihr helfen kann. Mir kann Niemand helfen!

Den 2. Januar. Mir träumte die ganze Nacht von Dir. Ich saß mit Dir und den Kindern, und wir sahen aus den Fenstern auf das Meer, das auf- und niederwogte, und Du wickeltest mein Haar zu Locken um Deine Hand, immer neue bildend und die frühern zerstörend. Darauf erzähltest Du von Deinen Reisen und Deinem Leben und sagtest: wir sind uns schon früher begegnet, da haben wir uns geliebt, und Du liebst mich noch, Clementine. Nun fing ich bitterlich an zu weinen. Du aber küßtest mein Haar und führtest mich hinab an's Meer. Schweigend und ruhend auf Deinem Arme, wandelte ich auf und ab mit Dir, und Du zogst lange, weiße Perlenschnüre aus den Wellen, und schmücktest mein Haar, daß mir die vollen Perlenreihen bis an das Herz niederreichten. Da wurde mir entsetzlich bange, und ich sagte: aber Perlen bedeuten ja Angst und Thränen? und Du lächeltest trübe und sprachst: erwartest Du es anders?

Ich wachte auf, in Thränen gebadet. Gott selbst wollte mich warnen im Traume. Was soll ich thun?

Clementine an Frau v. Alven.

Berlin, den 3. Januar 1840.

Glück auf zum neuen Jahre, meine gute Tante! und möge es uns nichts Uebles bringen. Hast Du mich denn ganz vergessen, daß auch kein Wort mehr von Dir zu hören ist? Ich sprach noch gestern mit Meining davon, der Dich leider noch immer nicht kennt; und wir überlegten, ob es nicht möglich wäre, daß Du jetzt für einige Zeit zu uns kämest. Mir geschähe der größte Gefallen damit, denn ich habe seit Jahren Nichts so sehnlich gewünscht, als wieder mit Dir, Du treue Freundin, zusammen zu sein. Auch weiß ich eigentlich nicht, was Dich davon abhalten könnte, recht bald zu kommen, damit Du noch einen Theil der Winterfreuden und das beginnende Frühjahr mit uns genießen könntest.

Du hast es mir immer abgeschlagen, uns in Heidelberg zu besuchen, unter dem doppelten Vorwande, die Reise sei zu weit, und Eheleute müßten erst Jahr und Tag allein mitsammen leben, ehe sie an einen Hausgenossen denken dürften. Beide Rücksichten fallen jetzt weg, und ich fange getrost an, Deine Wohnung bei uns einzurichten. Du sollst die Zimmer haben, die Du früher bewohntest; Alles soll an der alten Stelle stehen, und Deine Clementine hat auch die alte Liebe für Dich.

Komm Herzens-Tante! ich bin so viel allein, ich habe Grillen, die ich nicht bannen kann; ich muß Dir Vieles

sagen, ich bedarf dringend Deines Rathes, also laß Dich nicht vergebens bitten und erwarten.

In acht Tagen könntest Du hier sein, wenn Du noch die gute, flinke Tante wärest. Meining, der immer sehr gütig gegen mich ist, bittet mit mir um Deinen Besuch und empfiehlt sich Dir bestens; so auch die Generalin und alle Deine übrigen Freunde, die sich ein Fest daraus machen, Dich wiederzusehen. Schreibe mir, welchen Tag Du einzutreffen denkst, gute Tante! Wir kommen Dir, wenn es Meining's Geschäfte erlauben, bis zur ersten Station entgegen oder schicken Dir mindestens unsern Wagen und Diener. Aber komme bald, denn ich bedarf Deiner in der That.

Frau v. Alven an die Geheimräthin v. Meining.

St...., den 12. Januar 1840.

Mein liebes Kind! ich wünsche gewiß ebenso sehr als Du, daß es uns vergönnt würde, eine Zeit mit einander zu verleben; leider müssen wir aber den Plan noch für eine Weile hinausschieben, da ich nicht wohl genug bin, jetzt an eine Reise zu denken. Indeß will ich mich so rüsten, daß ich bei der nächsten gelinden Witterung mich auf den Weg mache, und so wollen wir Beide um einen milden Winter bitten.

Was Du mir von Grillen und Klagen schreibst, das kann ich nach diesen unbestimmten Ausdrücken nicht verstehen; will es auch nicht, falls irgend etwas Deinen häuslichen Frieden gestört hätte. Dergleichen kommt wol in jeder Ehe vor, und man muß sich nur hüten, ein

Wort davon, auch gegen die beste Freundin, laut werden zu lassen. Der Frieden stellt sich oft gar leicht wieder her; das ausgesprochene Wort kann aber nie zurückgenommen werden und ist nur zu oft eine Saat, die böse Früchte trägt. Meining ist, wie Du mir selbst sagst, gut und brav und liebt Dich. Mußt Du Dich also aussprechen, ist es Dir Bedürfniß, so sei es gegen ihn. Suche mit ihm und Dir selbst in's Reine zu kommen, und — wenn Du dulden mußt, dulde schweigend. Das ist der einzige Rath, den ich für verheirathete Frauen habe.

Im Frühjahr sehen wir uns, wie ich hoffe, wieder; mögen dann mit dem Winter auch Deine Grillen verschwunden sein. Du warst ein kluges, kräftiges Mädchen; halte Dich, wie eine brave Frau soll, und schweige, mein Kind! damit Du in den Himmel kommst. Gott erhalte Dich, und gebe uns ein frohes Wiedersehen, wie es herzlichst wünscht Deine treue Tante.

Dieser Brief verursachte Clementinen die lebhafteste Betrübniß. Sie hatte in der Verwirrung ihrer Seele keinen andern Ausweg gewußt, als die Tante zu ihrem Beistande herbeizurufen. Robert gänzlich zu vermeiden, war in ihren Verhältnissen unmöglich, ohne daß Meining es bemerkte; fast täglich traf sie mit dem Geliebten zusammen und litt unsäglich, wenn sie ihren Gatten so freundlich gegen Thalberg sah. Sie hätte Meining Alles bekennen mögen, ihn bitten, mit ihr fortzugehen, damit sie dieses Elends ledig würde. Je mehr ihr Herz an Robert hing, je mehr Liebe sie dadurch ihrem Manne entzog, je mehr fühlte sie das Bedürfniß, demselben dienst-

bar zu sein, sich vor ihm zu demüthigen, und ihn durch jede mögliche Aufmerksamkeit für die entzogene Liebe zu entschädigen. Wenn dann Meining erfreut und dankbar für so viel Zuvorkommenheit und Güte, sie in seine Arme schloß oder sie küßte, hätte sie vor Scham vergehen mögen; besonders wenn sie bemerkte, wie dann Robert's Auge auf ihr ruhte, wie er die Farbe wechselte, und düster wurde und nicht Ruhe fand, bis Meining sich entfernte.

Auf die Tante war ihre letzte Hoffnung gerichtet. Dieser ruhigen Frau ihr Leiden zu klagen, schien ihr der einzige Trost, und da Frau von Alven nur wenig ausging, hoffte Clementine darin eine Entschuldigung zu finden, wenn sie selbst sich in ihre Häuslichkeit zurückzöge. Aber Frau von Alven verweigerte für's erste den Besuch, Clementine blieb mit ihrem Kummer allein, und wußte Nichts zu thun, als die Kreise, in denen sie Robert zu begegnen glaubte, so wenig als möglich zu besuchen.

Anfänglich schien Thalberg das zu billigen, und nur die unverkennbare Freude, mit der er sie jedesmal wiedersah, verrieth ihr, wie schwer er sie vermißt hatte. Grade das Entbehren aber reizte und steigerte seine Leidenschaft auf das Höchste, und bald versuchte er ebenso eifrig Clementinen zu begegnen, als sie ihn zu vermeiden strebte. Wo er sie nur irgend vermuthen konnte, fehlte er niemals, und wenn sie sich nur für einen Augenblick im Theater oder auf der Promenade zeigte, war er sicher an ihrer Seite. Gelang es ihm, trotz alle Dem, ein paar Tage hindurch nicht, sie zu sehen und zu sprechen, hatte sie seine häufiger werdenden Besuche nicht angenommen, so wußte er sich durch den Geheimrath selbst eine Ein-

ladung zu verschaffen, und Clementine hatte nicht den Muth, ihm deshalb zu grollen. War er doch so glücklich in ihrer Nähe! Sie hätte ihm mit Freuden ihr Leben geopfert und wagte nicht ihm einen Blick oder ein freundliches Wort zu gönnen, weil sie, unaufhörlich gegen ihr Herz kämpfend, den Glauben in sich zu erhalten suchte, sie werde Robert's mit Ruhe gedenken, wenn sie ihn nicht mehr sähe, und es werde ihr gelingen, sich ihrem Manne zu erhalten.

Zwölftes Capitel.

Fast in jedem Winter sind es nur eine kleine Anzahl von Personen, welche zum Mittelpunkte der Gesellschaft werden und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, Frauen sowol als Männer; und sind diese Letzteren jung und liebenswürdig, so kann es nicht fehlen, daß sich die Augen der Mütter liebreich auf sie richten und die der Töchter sich schmachtend niederschlagen. Die Stellung eines reichen Heirathskandidaten wird dadurch zu einer sehr unterhaltenden, wenn sein Herz frei und er in der Laune ist, die kleinen Intriguen zu beobachten, die gesponnen werden, um ihn zu fesseln. Freundlichere Augen, süßeres Lächeln sah aber selbst Rinaldo nicht in Armiden's Gärten, als sie jeden Abend Thalberg erblickte, wohin er trat.

Seine Erscheinung hatte in dem Kreise ein gewisses Aufsehen gemacht; und seine Equipage, seine schönen Pferde hatten nicht dazu beigetragen, das Interesse zu vermindern, welches er eingeflößt hatte. Leider schien es aber, als ob für seine mächtigen klaren Augen die jungen Mädchen gar nicht vorhanden wären. Kalt und höflich bewegte er sich in ihrer Mitte, ohne irgend eine der Schönen auszuzeichnen, so daß endlich eine der älteren Damen, welche eine einzige Tochter hatte, sich entschloß, ihre Wünsche der

Geheimräthin unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu enthüllen.

Die Staatsräthin war reich, ihre Johanna, eine hübsche, frische Blondine, von der klugen Mutter auf das Sorgfältigste erzogen und mit einem Worte „eine vortreffliche Partie". Die Staatsräthin sah, daß Thalberg viel im Meining'schen Hause und anscheinend mit Clementinen befreundet war; sie entdeckte ihr also, nach einer langen und vorsichtigen Einleitung, daß sie lebhaft wünsche, ihre Johanna, die nun neunzehn Jahre alt sei, zu verheirathen. Sie ist, wenn ich einmal sterbe, sagte sie, ganz verwaist, und ich brauche Sie nicht zu versichern, daß mich dieser Gedanke oft beunruhigt. Nun gestehe ich Ihnen, daß mich Thalberg in jeder Beziehung anspricht; sein feines, geistreiches Wesen ist zutrauenerweckend, und grade Das, was manchen Frauen an Thalberg mißfällt, das kalte Betragen gegen junge Mädchen, ist mir ein Beweis mehr, daß er ein sehr guter Ehemann und seiner Frau sehr ergeben sein würde. Sehen Sie, Liebste! wenn Sie Thalberg gelegentlich meiner Johanna vorstellten, sie vielleicht einmal zusammen einladen möchten — damit sie einander doch kennen lernten — das verpflichtet ja zu Nichts, Thalberg selbst braucht es gar nicht zu wissen; und gelingt es, so haben wir einem Paar lieber Menschen zu ihrem Glück verholfen, und ich, liebste Freundin! bin Ihre Schuldnerin für immer.

Sie hätte noch lange fortsprechen können, ohne von Clementinen unterbrochen zu werden, so erschrocken war diese anfangs vor der Aussicht, Robert verheirathet zu denken. Bald aber siegte ihre edlere Natur. Es schien

ihr, als zeige ihr der Himmel selber eine Möglichkeit, sich und Robert zu erretten, und so schwer es ihr auch fiel, ging sie bereitwillig auf den Gedanken dieser Verbindung ein, und versprach, so weit es in ihrer Macht stände, die nöthigen Schritte dafür zu thun.

Als aber die Staatsräthin sich entfernt hatte, warf sich Clementine mit heißen Thränen auf das Sopha. Sie selbst sollte Robert eine Frau geben, sie sollte ihn veranlassen, ihrer zu vergessen, eine Andere zu lieben! Sie sollte ihn dann nicht mehr sehen — denn sicher würde er mit der jungen Frau gleich nach der Hochzeit nach Hochberg gehen. Wie konnte sie das auch nur wünschen? Eine lebhafte Eifersucht zuckte in ihr auf. Sie sah im Geiste Johanna schon in Hochberg walten, sie sah, wie Robert glücklich war mit der jungen, von ihm geliebten Frau, und ein Gefühl von Neid und Bitterkeit, wie sie es nie gekannt hatte, regte sich in ihr bei dem Gedanken, daß eine Andere das einzige Glück besitzen würde, nach dem sie selber sich ihr Leben hindurch vergeblich gesehnt hatte, daß eine Fremde ihm das Glück bereiten würde, das er einst in ihr zu finden gehofft — und wie glücklich mußte ein Mann mit seinem Herzen sein können!

An dem Gedanken raffte sie sich empor. Des Geliebten Glück! das war ja Alles, was sie wollte. Sie selbst konnte ihm fortan nur Schmerz und keine reine Freude mehr bereiten; so sollte er denn glücklich werden, durch ein Mädchen, das sie ihm gewählt. Dann würde er freilich fortziehen, sie würde ihn entbehren und wie schwer entbehren! Aber er würde glücklich sein, und sie selbst mußte es versuchen, in dem Bewußtsein des Unabänder-

lichen ruhig zu werden, und durch die größte Hingebung das Unrecht gegen Meining zu sühnen trachten, das sie ihm wider ihren Willen angethan hatte.

An dem Gelingen ihres Planes zweifelte sie keinen Augenblick. Ihre Eifersucht ließ sie in Johannen plötzlich eine unwiderstehliche Schönheit erblicken, sie fand sich selbst verblüht und alt, sie malte es sich aus, wie Robert überrascht sein würde durch Johannen's jugendliche Reize; wie schnell er sie selber darüber wieder vergessen würde. Das aber sollte ihre gerechte Buße sein. Sie selbst wollte Johanna an sich ziehen und, so weit sie es vermöchte, zu deren Ausbildung beitragen, damit Thalberg in seiner künftigen Frau all' das Glück fände, das Clementine ihm wünschte. So war in wenig Minuten aus einem jungen, fremden Mädchen, aus einem halben Kinde, das Nichts davon ahnte, ein Gegenstand der Abneigung für Clementine geworden, dessen sie einen Augenblick später schon wieder mit einer fast mütterlichen Rührung gedachte und an deren Zukunft sie mit den edelsten Gefühlen ihrer Seele hing.

Eine Freude, wie nach guter That, belohnte sie für den Kampf dieser Stunde; sie fühlte sich ihrem Manne gegenüber durch ihr redliches Streben gerechtfertigt. Sie hatte Muth, ihm frei in das Auge zu sehen, und dachte mit weicher Ruhe an Robert, dessen Besuch sie an dem Abende erwartete, an welchem ihr Mann seine gewohnte Partie in seinem Hause zu machen dachte, und auch Marianne und Frau von Stein sich bei ihr einstellen sollten.

Man war schon am Ende des Februar; die Luft war mild, die Tage länger geworden. In dem Wohnzimmer

der Geheimräthin waren die Fenster geöffnet, der leichte Abendwind bewegte die Blumen vor demselben auf und nieder und beugte die Blüthen einer mächtigen Cala, die in grünem Kübel neben dem Lehnstuhl stand, auf Clementinens schönes Haar. Ihre Nerven hatten durch die leidenschaftliche, unterdrückte Aufregung der letzten Zeit gelitten; sie fühlte sich sehr matt und ruhte in ihrem Sessel, damit ihre Gäste später Nichts von ihrer Schwäche gewahr würden. Sinnend blickte sie in den Kelch der weißen Blume und kühlte ihr Gesicht mit den großen, träumerischen Blättern. So mag wol die Lotosblume blühen, dachte sie, und sehnte sich hin nach den stillen Thälern einer fernen Welt, fort aus der Gesellschaft und aus Verhältnissen, die ihr zur Pein geworden waren, in eine Welt voll Frieden, voll Schönheit und voll Ruhe. Da wurde ihr Robert gemeldet, der, um sie wenigstens einen Augenblick allein zu sprechen, früher gekommen war, als sich die Gesellschaft in ihrem Hause zu versammeln pflegte. Sie hatten sich einige Tage hindurch nicht gesehen, Robert fand sie bleicher als sonst und fragte nach ihrem Befinden. Sie klagte über Ermüdung, drückte aber die Hoffnung aus, die gute Jahreszeit werde sie herstellen, wenn sie erst ihre Sommerwohnung bezogen haben würde. Nur noch wenig Wochen, sagte sie, und wir wandern Alle aus und die Stadt wird leer; auch Sie gehen ja nun vermuthlich bald auf's Land hinaus?

Ich weiß es selbst noch nicht, gnädige Frau, erwiderte er, Berlin ist mir wieder so werth, so sehr zu einer lieben Gewohnheit geworden, daß sich meine bisherige Vorliebe für das Landleben für den Augenblick verringert

hat. Es ist also wol möglich, daß ich nur für eine Zeit nach Hochberg gehe, dort eine kleine Inspektion zu halten, und dann zurückkehre. Hochberg ist mir zu todt, zu still....

Das finde ich begreiflich, entgegnete Clementine, der das Herz heftig schlug, in dem Gedanken an ihren Plan, das finde ich begreiflich, weil Sie dort so ganz allein sind. Sie sollten es aber deshalb nicht aufgeben und werden es auch nicht, bei den hohen Begriffen, die sie von dem Beruf des Gutsbesitzers in unsrer Zeit haben. Ihre Besitzungen haben ein Recht an Sie, Sie haben eine Pflicht gegen Ihre Leute und dürfen, denke ich, eben so wenig dauernd von Ihren Gütern ferne bleiben, als ein König seine Krone zu seinem Vergnügen niederlegen dürfte. Aber Sie sollten sich das Leben auf Hochberg angenehmer zu machen suchen, Sie sollten....

Gäste einladen? Wer kommt zu mir Einsamen? Freunde, welche die Jagd zu mir lockt, und dergleichen Gäste mehr. Ja, gnädige Frau! wenn ich Sie einmal dort sehen könnte, wenn Sie nur wenige Tage dort verweilen wollten! Sie glauben nicht, wie schön, wie sehr schön es bei mir in Hochberg ist! Aber Sie werden nicht kommen.

Doch! antwortete Clementine leise und mit einer Eile, die ihr fremd war, so eilig wie Jemand eine schwere Last, die ihn gedrückt hat, von sich wirft, — doch! Sie müssen nur vorher eine Frau nehmen; das wollte ich Ihnen überhaupt schon lange rathen.

Sie! rief Thalberg, als traue er seinen Sinnen nicht, Sie wollten mir das rathen! Wie konnten Sie auf den Gedanken kommen? Wie können Sie glauben —

Ich meinte, sagte Clementine, die in ihrer tiefen Bewegung mühsam nach Fassung rang und sie durchaus gewinnen wollte, ich meinte, lieber Freund, daß Sie sich glücklich fühlen und glücklich machen sollen. Sie haben so oft gegen mich den Werth der Häuslichkeit gerühmt; warum wollen Sie also einsam Ihr Leben verbringen? Und, rief sie, sich zu einem scherzenden Tone zwingend, von dem ihre Empfindung weit entfernt war, damit Sie wissen, was ich im Sinne trage, ich selbst habe Ihnen eine Frau ausgesucht. Achten Sie auf das erste Mädchen, dem ich Sie heute über acht Tage auf meinem Balle vorstellen werde.

Robert wollte sie mehrmals unterbrechen, sie ließ ihn aber nicht dazu kommen. Er war aufgestanden und ging heftig im Zimmer auf und ab. Beide schwiegen, es war eine bange Pause.

Ja! sagte er endlich und lächelte höhnisch, Sie haben Recht, ich bin ein leidenschaftlicher Thor, ein unbequemer Gast, den man um jeden Preis von sich entfernen muß; auch wenn es mein einziges, letztes Glück zerstörte. Sie haben Recht, und es soll anders werden. Ich bin neugierig auf Ihre Wahl, meine Gnädige! ich sehne mich, die Auserkorene kennen zu lernen, denn ich bin grade in der rechten Stimmung, einen liebenswürdigen Gatten zu machen. Aber freilich, eine Frau, die so viel Glück in der Ehe gefunden hat, als die Geheimräthin von Meining, will es Andern auch bereiten. O! über die großmüthigen Frauen!

Wie ungerecht sind Sie! das war Alles, was Cle-

mentine den stürmischen, unwürdigen Worten entgegnete, aber ein paar große Thränen zitterten in ihren Augen.

Plötzlich blieb Robert vor ihr stehen, er war blaß geworden, und auch sein Auge war von Thränen feucht. Er sah sie lange unverwandt an, faßte ihre Hände und sprach: Sei es so! Sie haben Recht, ich werde gehen und zwar bald, weil Sie es wünschen. O! Sie sind rein und licht wie der Kelch dieser Blume; tief wie in ihn, sehe ich in Ihr heiliges Herz. Machen Sie mit mir, was Sie wollen, ich habe keinen Willen als den Ihren. — Damit bog er sich zu ihr nieder, daß er fast vor ihr kniete, küßte ihre Hände und ging eilig hinaus.

Clementine schlug ihre Hände, wie im Gebet, zusammen und blieb in schwermüthigem Hinbrüten, bis Marianne und die übrigen Gäste kamen. Dann, weil sie sich innerlich Gewalt anthat, verfiel sie in eine überreizte Laune, welche Frau von Stein und Marianne allerliebst und höchst unterhaltend fanden, und bei welcher ihr selber das Herz brechen wollte und alle Nerven bebten. Auch war sie in den nächsten Tagen kaum im Stande, die nöthigen Einladungen und Besorgungen für ihren Ball zu machen. Sie fühlte sich krank und bestand doch, trotz Meining's Abreden, darauf, den Ball am bestimmten Tage zu geben. Sie ließ Robert, der gekommen war nach ihr zu fragen, wie alle übrigen Besuche, abweisen und bat den Geheimrath, er möge ihr, da das gesellige Treiben sie wirklich angreife, nur ein paar Tage vollkommener Ruhe gönnen, deren sie bedürfe, um zu dem Balle frisch und gesund zu sein.

Der verhängnißvolle Abend kam denn auch heran.

Die ganze Wohnung war glänzend geschmückt, alle Zimmer geöffnet, Blumen und Kerzen überall. Große Spiegel und glänzende Vergoldungen strahlten die Gasflammen und Kerzen fröhlich wieder. Der Geheimrath war in der besten Laune, als er Alles so festlich und heiter um sich her sah; aber in Clementinens Seele war es nicht so hell. Und dennoch sah sie schön aus in ihrem schwarzen Kleide mit der weißen Perlenschnur um ihren stolzen Nacken. Ihr Haar, einst Robert's Entzücken, war glatt gescheitelt, ohne Blumen, ohne Schmuck. Weshalb sollte sie sich auch wohl schmücken? Sie hatte den ganzen Tag gebangt vor dem Gedanken an den Abend, sie hatte unaufhörlich mit sich selbst gekämpft. Nun war sie ruhig, aber müde; müde, wie ein Sieger nach der Schlacht.

Allmälig versammelte sich die Gesellschaft und die Staatsräthin mit ihrer Tochter war unter den ersten Gästen, die sich einstellten. Clementine ging ihnen ein paar Schritte entgegen und ein herbes Weh fuhr durch ihre Brust, als sie das frische, junge Mädchen erblickte, das in dem rosenfarbenen Kleide mit dem Strauße von Rosen in den blonden Locken wie ein Bild der Jugend und des Lebens aussah. Wie segnend küßte sie das blühende Kind auf die Stirne. Bleiben Sie bei mir, sagte sie, und helfen Sie mir die Wirthin machen. Ihnen übergebe ich die junge, tanzlustige Welt, Sie müssen dafür sorgen, daß sie sich gut unterhält. Die fröhliche Johanna verlangte es nicht besser. Sie fiel der Geheimräthin um den Hals, nannte sie die beste, liebenswürdigste Frau der Erde, einen wahren Engel und war noch an ihrer Seite, als Thalberg endlich eintrat.

Seit jenem Abende hatte er Clementine nicht mehr gesehen. Er ging schnell auf sie zu, um sie womöglich gleich zu sprechen, um sie zu versöhnen; denn er wußte, daß er ihr unrecht, daß er ihr wehe gethan, und mehr noch, als sie selbst, hatte er in dieser Zeit gelitten. Kaum hatte er sie aber begrüßt, als sie, um es zu keiner besondern Unterredung kommen zu lassen, ihm ihren kleinen Schützling vorstellte. Er sah sie betroffen an, verbeugte sich kalt gegen Johanna und zog sich, da die Geheimräthin als Wirthin in Anspruch genommen war, mit einigen Herren plaudernd zurück. Vergebens versuchte er, sie einen Moment allein zu treffen, immer fand er andere Männer und Frauen an ihrer Seite, die nicht weichen wollten und bald ihn, bald sie mit sich von dannen zogen. Das peinigte ihn mehr und mehr. Die ganze Gesellschaft stimmte in der Bewunderung ihrer Schönheit überein, und einer der anwesenden Künstler fragte ihn, ob er das prächtige Tableau bemerkt habe, das die ernste Schönheit der Geheimräthin und die liebliche Johanna gebildet, als sie am Anfange des Abends einmal neben einander gestanden hätten. Er hatte es wohl bemerkt; aber es hatte ihm eine traurige Bedeutung gehabt. — Es dünkte ihm, als wolle dieser Ball kein Ende nehmen. Immer auf das Neue jubelten die Walzer durch den Saal, Frohsinn und Eleganz herrschten allerwegen, Johanna, die Schönheit des Festes, strahlte vor kindlicher Lust; nur zwei Herzen in den weiten Sälen theilten die Festes-Freude nicht.

Um einen Augenblick zu ruhen, lehnte Clementine in der Brüstung eines Fensters und ließ theilnahmlos die

Huldigungen und Erzählungen eines älteren Hausfreundes an ihrem Ohr vorübergleiten, während ihr Auge Robert und Johanna suchte. Da, als der Sprechende sie endlich verließ, trat Robert eilig zu ihr. Sie sind krank gewesen, sagte er. Sie haben gelitten, ich sehe es, warum haben Sie mich bis heute verbannt? warum mir nicht gegönnt, Sie zu sehen, Ihnen zu sagen, wie mich das Unrecht geschmerzt, das ich gegen Sie begangen habe? Wenn Sie wüßten, wie ich verlangte, Sie zu sprechen, Sie zu versöhnen, Sie würden mir längst vergeben haben.

Denken Sie nicht mehr daran, antwortete sie, ich hatte Nichts zu vergeben. Dann, nach kurzer Pause, meinte sie: Sehen Sie das schöne fröhliche Leben um uns her. Sehen Sie wie heiter mein hübscher Schützling ist.

Robert antwortete ihr nicht darauf, und erst nach einer Weile sagte er sehr ernsthaft: ja! Fräulein Johanna ist ein schönes, und gewiß ein harmlos glückliches Geschöpf; soll sie aufhören das zu sein? soll sie unglücklich werden wie .... so Mancher?

Clementine wagte nicht ihn anzusehen, und er fuhr fort: Ich habe Sie verstanden, gnädige Frau! aber soll solch ein fröhlich schuldloses Kind zum Opfer gebracht werden um meinetwillen? Ein Opfer muß gebracht werden, das fühle ich; so will ich es bringen, indem ich Sie verlasse. Morgen schon gehe ich nach Hochberg; ich habe es bereits meinen hiesigen Bekannten gesagt, auch der Geheimrath weiß es. Morgen schon werde ich gehen und nur, um Sie noch einmal zu sehen, um Ihnen Lebewohl zu sagen, bin ich heute noch einmal gekommen. Erlauben Sie denn, daß ich schon jetzt von Ihnen scheide;

und haben Sie Dank, innigen Dank für das Glück, das ich in Ihrer Nähe noch einmal gefunden habe. Leben Sie wohl, wiederholte er, und noch einmal ruhten Auge in Auge. Dann sah sie Thalberg's edle, hohe Gestalt sich durch die Menge bewegen und im Nebenzimmer verschwinden; und wie hell die Töne der Musik auch klangen, wie hell die Kerzen in dem Saal auch glänzten, es war kalt und Nacht geworden für ihr Herz.

Kaum aber hatte Thalberg sich entfernt, als die Staatsräthin herbeikam. Neugierig fragte sie nach allem Möglichen und erfuhr von Clementine, die den Zweck dieser Fragen wohl kannte, daß Thalberg ihre Johanna sehr hübsch, sehr anziehend gefunden, daß er aber zunächst Geschäfte halber auf seine Güter gehe. Das genügte der erfreuten Mutter für das Erste. Andre Gäste folgten preisend, scherzend, Abschied nehmend, Clementine vermochte nur mechanisch zu antworten. Es war ihr, als ob in wüstem Traume Larven und Masken in entsetzlichem Gewühl an ihr vorüberschwebten und mit Allgewalt auf sie einstürmten. Sie athmete erst auf, als die Zimmer leer wurden, als Meining sie ebenfalls verließ, als sie sich für einen Augenblick allein fand. Sie sah zerstreut um sich her — auf die matter brennenden Kerzen, auf die von der Wärme welkenden Blumen, die die Köpfe sinken ließen — und so wie diese, gebrochen an Körper und Geist, zog sie sich endlich zurück, und ein tiefer, lethargischer Schlaf sank endlich wohlthätig auf ihre Augen nieder.

Dreizehntes Capitel.

Mit dem Gefühle der vollkommensten Stumpfheit erwachte sie am nächsten Morgen. Tag oder Nacht, Leben, Sterben, ihr war Alles gleichgültig. Ein grauer Nebel schien ihr über die Welt gebreitet, die warme Frühlingssonne schien ihr kalt, der blaue Himmel farblos. Was konnte der Tag ihr noch bringen, so unabsehbar lang er sich auch vor ihr ausbreitete. Was sollte sie denken den ganzen Tag hindurch, was erwarten? Wie sollte sie das Leben ertragen?

Fröstelnd bog sie sich in die Kissen zurück und wollte nochmals zu schlafen versuchen. Ach! im Schlafe hatte Robert's Bild vor ihrer Seele gestanden, und im Wachen an ihn zu denken, war ihr Sünde. Da öffnete Meining leise ihre Thüre und fragte: Bist Du schon wach, mein Kind? Ich muß um acht Uhr fort, komme erst spät zurück und wollte sehen, wie es Dir nach dem Balle geht?

Clementine richtete sich empor; der rothe Schein der seidenen Vorhänge fiel auf ihr Gesicht, und sie sah dadurch so frisch, so rosig aus, daß Meining nicht aufhören konnte, ihr zu sagen, wie hübsch sie sei, sie zu küssen und zu preisen, während Nichts in ihrem Herzen seiner Zärtlichkeit entsprach. Jetzt stand sie nach ihrem Empfinden so tief,

als jene Frauen, die ihr immer den entschiedensten Abscheu eingeflößt hatten; sie mußte die Liebkosungen eines Mannes dulden, und ihre ganze Seele gehörte einem Andern. Ein kalter Schauer flog durch ihre Glieder, das Herz krampfte sich ihr zusammen, ein ohnmächtiger Schwindel erfaßte sie. Meining schellte nach der Kammerfrau, holte selbst Essenzen herbei und befragte, als Clementine sich erholt und er sie verlassen hatte, die alte Dienerin, ob die Frau sich früher schon beklagt, ob irgend Etwas vorgefallen wäre? Das Mädchen wußte nichts zu sagen. Die gnädige Frau hätte gestern Abend sehr angestrengt geschienen, meinte sie, und hätte ihr befohlen, sie so schnell als möglich zu entkleiden und gleich das Licht zu löschen, da sie nicht mehr lesen werde. Aber, fügte sie hinzu, krank muß unsre gnädige Frau wol sein, wenn sie's auch nicht wahr haben will. Sie kann seit vielen Wochen, Tage hindurch, wenn sie allein ist, aufgestützt sitzen und weinen, oder mit gefalteten Händen starr auf einen Fleck sehen; das war sonst niemals ihre Art, und das dauert, bis der Herr Geheimrath nach Hause kommen. Dann ist's mit einemmal vorüber, sie ist frisch und munter, aber es hält eben nur nicht lange vor.

Dieser Bericht trug nicht dazu bei, Meining's Besorgniß zu beruhigen. Eine körperliche Störung war in der Gesundheit seiner Frau nicht vorhanden; allerdings hatte sie immer reizbare Nerven gehabt, aber ihre Energie hatte diese Reizbarkeit sonst glücklich und schnell überwunden. Auf mehrfach wiederholte Fragen deshalb hatte sie immer eine ausweichende oder ganz verneinende Antwort gegeben, und es blieb ihm daher nur die Vermuthung,

daß irgend ein Seelenleiden seinen nachtheiligen Einfluß auf Clementine äußere. Vergebens aber sann er, was es sein könne. Er war es sich bewußt, seine Frau mit der herzlichsten Liebe umgeben zu haben, sie besaß Alles, was das Leben angenehm machen, es verschönen konnte; sie schien frei von Leidenschaften, die das Glück stören. Er wußte keinen Grund für das plötzliche Schwinden der Gesundheit aufzufinden und beschloß, unter der Hand bei Marianne nachzuhören, ob er vielleicht durch diese auf die rechte Spur geleitet werden könne.

Aber auch bei dieser fand er keinen Aufschluß für die befremdliche Erscheinung. Sehen Sie, bester Geheimrath, meinte sie, Ihre Frau war immer vernünftiger und besser als wir Andern, und nun als Frau ist sie auch wieder nicht wie wir. Sie hat gewiß die richtigsten Grundsätze, aber sie übertreibt sie, sie macht sich alt noch vor der Zeit. Daß sie nicht tanzt, weil sie verheirathet ist, daß sie neulich nicht mit uns fuhr, als wir eine Schlittenpartie machten, und wir Alle, Thalberg an der Spitze, sie darum baten, nur darum nicht mitfuhr, weil Sie nicht daran Theil nehmen konnten, das sind Alles Uebertreibungen, mit denen sie uns Andre tadelt; und wir müßten es ihr übel nehmen, wäre sie nicht so zuvorkommend und so gut, daß es ganz unmöglich ist, nicht für sie eingenommen zu sein, und das sind wir denn auch Alle, mein Mann und Thalberg nicht am Wenigsten. Sie ist ja auch das Muster einer Frau, denn „Meining wünscht oder Meining möchte nicht gern" das sind ihre entscheidenden Gründe. Machen Sie nur, daß sie sich erholt, denn Sie haben Recht, man sieht es, daß sie leidet.

O! und heute ist sie leidender, als ich sie je gesehen! bemerkte Meining. Hätte sie nur den verdammten Ball aufgeschoben, wozu ich selbst vor ein paar Tagen rieth. Aber da war kein Halten, kein Abreden, der Ball mußte durchaus gegeben werden, weil die Vorbereitungen einmal getroffen waren. Nun haben wir die Folgen.

Marianne lächelte. Mit dem Ball, sagte sie, hatte es eine eigne Bewandtniß, und da hat Clementine Ihnen einmal nicht die Wahrheit gesagt, wenn sie behauptete, die Einrichtungen wären nicht mehr zu ändern. Thalberg war nur länger nicht zu halten; sonst hätte sie den Ball wohl aufgeschoben, da sie sich, wie sie selbst mir sagte, wirklich unwohl fühlte. Der Ball galt ja Thalberg ganz allein.

Er galt Thalberg? Was soll das heißen? fragte Meining sehr verwundert.

Sehen Sie, lieber Geheimrath! das rathe ich so, denn bestimmt weiß ich es nicht — aber ich pflegte mich in solchen Sachen nicht zu irren! Als ich neulich bei Clementinen vorfuhr, wurde ich abgewiesen; es hieß, die Staatsräthin sei bei ihr. Was konnte sie mit dieser Geheimes zu berathen haben? Nachher des Abends, als zuletzt die Partie bei Ihnen war, kam Thalberg, der erwartet wurde, nicht. Clementine sagte uns, er sei vorher bei ihr gewesen, sie hätte eine Weile mit ihm geplaudert und sie gestand mir, es sei die Rede von einer Verheirathung für ihn gewesen. Dabei war sie in bester Laune, also mußte er eingewilligt haben. Nun kommt Ihr Ball. Die kleine Johanne mußte die Tochter vom Hause machen, ich sah selbst, wie Thalberg ihr von Clementinen vorge-

stellt wurde, und — sie lachte — nun die Sache ist eben abgemacht.

Ich glaube, Sie täuschen sich trotzdem, denn Thalberg ist abgereist, oder wird noch heute reisen, sagte Meining.

Unmöglich! rief Marianne mit ihrer ganzen Zuversicht, und es lag Meining nicht daran, sie eines Andern zu überführen. Befreiteren Sinnes sagte er ihr Lebewohl.

Die Unterhaltung, bei der Marianne auch nicht im Entferntesten den Gedanken zu hegen geschienen, daß Clementine sich unglücklich oder nur unzufrieden fühle, war für Meining eine Beruhigung gewesen. Er ging rüstig seinen Tagesgeschäften nach und fand, als er zum Mittage nach Hause kam, seine Frau heiter und freundlich seiner wartend. Sie hatte, weil er ihr die größte Stille empfohlen, in ihrer Stube das Essen auftragen lassen; sie war bemüht, den Schreck, den sie ihrem Manne am Morgen verursacht, so viel als möglich vergessen zu machen, und er verlangte es nicht besser, als ihrer Versicherung zu glauben, daß er Nichts für sie zu fürchten habe.

Vierzehntes Capitel.

Aus Clementinen's Tagebuch.

Den 27. Februar. Gott Lob! Der erste Tag ist vorüber! und noch ein Tag und noch einer, so geht das Leben hin. Armer Meining! sollst Du es büßen, daß Du mich lieb hast, mir vertraust? Soll das der Lohn Deiner Arbeit, die Freude Deines Alters sein, daß Dich in Deinem Hause ein kränkelndes, mißmüthiges Geschöpf empfängt? Und wie gut er ist, wie er für mich sorgt; und wie elend ich's ihm danke! Nur zur Pein lebe ich noch in der Welt, mir und Allen. Wenn Robert — fort, fort mit den Gedanken. Ich bin Meining's Frau, sein Glück, sein Wohl allein dürfen mein Ziel sein, und Gott wird mir die Kraft geben, es zu erreichen, wenn er sieht, wie ernst ich danach ringe.

Den 3. März. Ich bin wohler, Meining ist ruhig über mich. Es kann, es wird Alles noch gut werden, und warum sollte es nicht? Konnte ich dafür, wenn ein Gefühl, welches ich nicht absichtlich hervorrief, sich nicht gleich unterdrücken ließ und mich beherrschte? Habe ich nicht Alles versucht, was mir Pflicht und Recht geboten? Nun ist es vorüber, er ist fort. Auch er wird seinen Frieden wiederfinden und wird glücklich werden. Ich? — Ich muß es ja sein, weil ich nicht mir selbst gehöre.

Im Landhause, den 2. April. So wäre ich denn hier eingerichtet! Krank, traurig und müde! o! so müde! Es gibt Leiden, die den meisten Menschen glücklicher Weise unbekannt bleiben. Nicht alt zu sein, und hoffnungslos in das Leben zu blicken, ohne Aussicht, ohne Wunsch für die Zukunft, nicht einmal den, daß es jemals anders werden möge. Wo ist die erste, frohe Jugendzeit hin, in der ich reich an Muth, an Lust, und so überreich an Liebe in das Leben sah? Ich fühlte mich glücklich in der Liebe meines Vaters, kein andres Gefühl in meiner Seele, als ihm Freude zu machen und gut zu sein, um des Guten willen. Damals, es war, ehe ich Robert kannte, war ich frei! Frei? wenn ich es endlich würde, wenn mein Tod endlich diesem Elend ein Ende machte — das wäre das Einzige, was ich wünschen darf, was ich wünsche. Dann würden Meining und auch Robert freundlich mein gedenken, und ich schliefe still, wie mein müdes Herz es fordert.

Den 10. April. Die Welt ist so schön, Alles scheint glücklich, warum kann ich es nicht sein? Dadurch kommt oft ein Gefühl von Bitterkeit in mein Herz, das mich erschreckt. Der Vogel darf glücklich und fröhlich von Blatt zu Blatt fliegen, die Blume findet Sonne und Regen, so viel sie bedarf, um schön zu erblühen; nur ich entbehre Das, was mein Dasein zum Leben machen könnte. Wenn ich Abends hinaufsehe zu dem Firmament und die Milliarden Sterne in seliger Ruhe ihre ewige Bahn durch leuchten, so begreife ich nicht, wie nicht Einer von all den Sternen Mitleid fühlt mit mir, warum nicht Einer herunterkommt, mich zu trösten, oder warum er nicht heller hervorleuchtet, um mir ein Zeichen zu geben,

daß er mich versteht, daß er mein Leiden, mein Sehnen, mein Verzagen kennt. Hätte ich meine Mutter noch, der ich Alles klagen durfte, die würde mich nicht so kalt, so streng an meine Pflicht verweisen, als die Tante; sie würde ihr müdes Kind ausweinen lassen an ihrer Brust, sie würde mit mir weinen, würde mich bedauern.

Pflicht! — Hat denn irgend ein Geschöpf außer dem Menschen eine andre Pflicht, als glücklich zu werden? Freilich aber ist nur der Mensch in seinem wahnsinnigen Dünkel so selbstvermessen, sich Pflichten zu schaffen, die zu erfüllen ihm fast unmöglich ist.

Den 27. April. Nach mehrtägigem Ueberlegen und Zaudern hat Meining sich entschlossen, mit dem Prinzen zu gehen, und ist heute abgereist. Der Prinz hat dringend seine Begleitung gefordert, und er hat sie nicht ablehnen dürfen. Ich habe ihm angeboten, nachzufolgen, damit wir am Ziel der Reise zusammenträfen; ich wäre dann mit Marianne und ihrem Manne bis Wien gegangen und hätte den übrigen Theil der Reise allein mit meinem Mädchen und dem Diener meines Mannes fortgesetzt. Vielleicht hätte mir die Zerstreuung wohlgethan; hauptsächlich hoffte ich aber Meining damit eine Freude zu machen, wenn er mich bald wieder um sich hätte, wenn er in G.... seine Häuslichkeit wieder fände, wo der Prinz sechs bis acht Wochen die Cur gebrauchen muß. Meining hat es aber nicht gewünscht, weil er glaubt, ich würde die Luft dort nicht ertragen können. Nun ist er abgereist und hat mit rührender Innigkeit mich mir selbst empfohlen. Ich solle mich schonen, wie ich sein Leben schonen würde, mich pflegen, mich zerstreuen, damit er

mich gesund und froh wiederfände, denn ich sei sein höchstes Gut! — Wie mich das gedemüthigt hat! Ich weinte vor Scham, und Meining glaubte, daß meine Thränen nur dem Abschiede von ihm galten — ich täusche ihn mit jedem Athemzuge! Elendes Dasein! Wenn er mein Vater wäre, wie könnte ich ihn lieben, ihn, der so gut, so gut ist; wie zufrieden würde er mit dem Gefühl von Verehrung sein, das ich für ihn hege, wie würde er sich der Liebe seiner Tochter für Thalberg, den er so hoch hält, erfreuen. Jetzt aber!

Den 4. Mai. Ich fühle mich freier, besser in Meining's Abwesenheit, weil ich mich nicht, wie ein harter Aufseher den widerspenstigen Sklaven, in jedem Augenblick zu bewachen, zu strafen habe, weil ich nicht, wie ein feiger Sklave, Herz und Geist verstellen muß. Auch die vollkommene Stille um mich her thut mir sehr wohl. Ich überschreite die Schwelle unsers Gartens kaum, ich ziehe mich ganz in mich selbst zurück, und es scheint mir, als ob dadurch mehr Klarheit und Friede in mein Gemüth käme. Aber noch einmal, nur noch einmal möchte ich ihn sehen, nur noch ein einziges Mal ihn sprechen! Und wozu? frage ich mich dann wieder. Könnte ich unter diesen schönen, säuselnden Bäumen schlafen, immerfort schlafen — bis zu Meining's Rückkehr; tief, tief schlafen und dann erwachen, und die ganze Vergangenheit wäre mir entschwunden, wie das Bewußtsein eines bösen Traumes, wenn man früh die Augen aufschlägt und der liebe, helle Tag fröhlich durch die Fenster grüßt.

Den 5. Mai. Die Tante kommt noch immer nicht,

obgleich ich sie nochmals darum bat. Erst im Juni darf ich sie erwarten.

Den 8. Mai. Schon seit Tagen kommt wieder kein Gedanke in mir auf, als der an Robert. Ich kann sein Bild nicht aus meinem Herzen bannen, in dessen Pulsschlägen es seit meiner Kindheit lebt. Leben und ihn lieben ist mir Eins — wie konnte ich jemals wähnen, ich würde aufhören, ihn zu lieben? Wie hat man versuchen dürfen, mich zu einer Heirath zu überreden? Ich habe in der Zeit, die meiner Verlobung folgte, selbst geglaubt, ich müsse ihn einst ruhig wieder sehen können, weil er mein Herz, meinen Stolz so tief gekränkt hat, ich würde ihn deshalb nicht mehr lieben. Thörichter Wahn! Jedes andre Empfinden ist ohnmächtig gegen die Liebe. Sie ist Alles: Demuth, Hingebung, Selbstverläugnung, Geist, Wahrheit und Stolz; aber nur Stolz auf den Besitz des Geliebten, Stolz auf das Glück, von ihm gewählt zu sein. Das Alles habe ich selbst in mir vernichtet und keine Möglichkeit, es jemals zu ändern. Nun fühle ich die Folgen dieses Schrittes an der innern Zerstörtheit meines Daseins. Mit aller Gluth der Seele zieht es mich zu dem Geliebten, ich möchte ihn nur einmal sehen, nur den Ton seiner Stimme hören — ach und an seinem Herzen alles Elend vergessen und weinen.

Den 12. Mai. Er ist wieder hier; hier, in meiner Nähe. Ich habe seine Stimme im Vorzimmer nach mir fragen hören, ich sah ihn durch den Garten zurückkehren und hinaufblicken nach meinen Fenstern. Das ist Glück! Das ist Sonne und Frühling! Er hat mir geschrieben, und ich habe den Brief uneröffnet zurückgesandt; ich hätte

es nicht thun sollen. Und doch! Weiß ich nicht, was er schreibt, was er begehrt, und kann ich es gewähren? Auch seinen Besuch habe ich abgelehnt. Wie einen Ueberlästigen habe ich ihn abweisen lassen. Wie wird er lächeln über die Feigheit, die sich nur sicher fühlt hinter gewaltsamem Schutz, wie verächtlich wird sie ihm erscheinen. Ich habe verboten, mir irgend einen Besuch zu melden, weil ich Robert allein nicht zurückweisen konnte. Mehr vermag ich nicht. Alle meine Gedanken sind auf ihn gerichtet, mein Herz verlangt ihn, die Sehnsucht ist zum körperlichen Schmerz geworden; ich fühle mich der Verzweiflung, dem Wahnsinn nahe, so verwirren sich meine Gedanken. Ich möchte zu ihm eilen, ich möchte ihm sagen, wie ich ihn liebe. — Ich! die dreißigjährige Frau, das Weib eines Andern!

Robert an den Hauptmann v. Feld.

Berlin, den 16. Mai.

Ich hielt es nicht länger aus in Hochberg, und bin wieder hier. Man hatte mir zufällig geschrieben, daß Clementine krank sei, daß ein Nervenleiden ihr Leben zu bedrohen scheine. Da litt es mich nicht länger dort, ich mußte sie sehen, ich eilte hieher. Begreifst Du es, mein Freund? Sie leidet, sie stirbt, und ich, ich trage daran die Schuld, wenn ich sie und mich nicht rette. Nun bin ich acht Tage hier, bin täglich bei ihr gewesen, aber niemals angenommen worden. Es hieß, sie sei zu angegriffen, um Besuche anzunehmen. Was ich auch that, sie zu sehen, Alles war vergeblich, und es gibt Stunden, in

denen ich trotz ihres Verbotes in ihr Zimmer dringen, und von ihr fordern möchte, mir nach Hochberg zu folgen, und die Meine zu werden. Ich weiß es, ich fühle es an meiner Liebe für sie, daß sie mich liebt, daß sie für Meining nur kindliche Verehrung hat; warum sollen wir es büßen, daß sie sich unwürdige Fesseln anlegen ließ, die sie und mich erdrücken? Was kann der alte Mann an ihr lieben? Er, der es nicht weiß, was ihr reiches Herz bedarf, wie es geliebt werden muß, wie es zu lieben vermag. Und grade jetzt kann und muß ich sie sprechen, mich mit ihr verständigen, denn Meining ist nicht hier.

Heute habe ich ihr geschrieben; sie hat selbstquälerisch meinen Brief ungelesen zurückgesandt. Ich möchte ihr die Qualen, die sie sich vergrößert, ersparen, und kann es nicht. Sie muß sie durchkämpfen, wie ich es that, um später die Ruhe in sich zu finden, deren sie bedarf. Sie muß es fühlen, wie ich, daß unsre Verbindung eine innere Nothwendigkeit ist, der zu widerstehen eine Thorheit, eine Sünde ist. Waren je zwei Wesen für einander geschaffen, so ist sie es für mich; ich könnte sagen, sie sei mein anderes Ich, so finde ich mein Denken in ihr wieder, so theile ich jedes ihrer Gefühle; und doch drückt es Das nicht aus, was wir einander sind. Plato hat Recht, die Natur schuf den Menschen und trennte ihn in Mann und Weib, damit beide Theile nach Vereinigung streben und ein doppelt glückliches Ganze werden, wenn sie nach schmerzlichem Entbehren sich zusammenfinden und harmonisch vollendet in Eins verschmelzen. Sie ist mein, ein Theil meines Selbst, das ich nicht aufgeben kann, feige, wie der Selbstmörder sein Leben von sich wirft;

sie ist die Liebe, der Duft, das Licht meiner Seele, der zarte Wiederhall alles Großen, das ich gedacht — sie war einst mein, sie soll es wieder werden.

Wende mir nicht ein, daß ich selbst sie aufgegeben habe; ich hatte sie vernachlässigt, wir hatten uns vom Wege verirrt, uns verloren; aber früh oder spät mußten wir uns wiederfinden, wie es geschehen ist, weil wir Eins sind. Nichts, selbst ihr eigner Wille nicht, soll sie mir jetzt entreißen. Ich will mein Glück um jeden Preis! Ich will es nicht selbstsüchtig wie ein wilder Jüngling; ich will es, mit der ruhigen, ernsten Ueberzeugung des Mannes von Meining fordern und von ihr selbst, weil mein Glück das ihre ist und ihr Leben rettet.

Warum weiset sie mich ab? Kann sie mich fürchten? So klein ist Clementine nicht, so gering kann sie von mir nicht denken. Glaubt sie mich zu überreden, daß es ihr gelingen werde, mich für Meining zu opfern, der mir mein Eigenthum, mein Leben geraubt hat? Nimmermehr! Hätte ich sie nur gesprochen! Aber ich kenne ihre Ueberspannung, ihre übertriebene Gewissenhaftigkeit. Freiwillig wird sie mir die Gunst des Wiedersehens nicht gewähren, und Niemand ist hier, bei dem ich sie treffen könnte. Marianne und Frau von Stein sind beide bereits verreist; sie verläßt ihr Haus nicht, seit Meining abwesend ist, ich habe also keine Wahl. Denke an mich. In wenig Stunden wird mein Loos — ich hoffe es — zu meinem Glück entschieden sein.

Fünfzehntes Capitel.

Es war ein schwüler, heißer Sonntagabend, ein Gewitter lag in der Luft und drückte Clementinen's jetzt doppelt reizbare Nerven nieder. Ein Theil der Dienerschaft hatte die Erlaubniß, den Sonntag auswärts zuzubringen, benutzt; die Uebrigen hielten sich in dem entlegenen Dienerzimmer auf, da die Geheimräthin erklärt hatte, ihrer nicht zu bedürfen. Alles um sie her war still und einsam, sie saß lange in Nachdenken versunken allein. Der Himmel wurde trüber und trüber, wie ihre Stimmung; ihr Herz war unruhig und furchtsam, wie die Schwalben, die ängstlich hin und her flatterten. Eine Spinne hatte ihr Netz in einer Ecke aufgeschlagen und spann und spann den langen, gleichen Faden unermüdlich fort, so oft er abriß, ihn auf's Neue knüpfend — kein Laut in der Natur, außer dem heimlichen Flüstern der Bäume, die nicht aufzuathmen und sich zu regen wagten, bei der glühenden Luft. Die Wolken sanken immer tiefer zur Erde nieder. Es war ihr, als müßten sie sie erdrücken, wenn es so fortging. Sie hielt es nicht länger in den dumpfen Zimmern aus, sie hoffte frei aufzuathmen im Freien, sich selbst zu entfliehen, und ging eilig hinab in die breiten Alleen des Gartens. Aber auch hier

fand sie weder die Kühlung, noch die Beruhigung, deren sie bedurfte; sie wollte Bewegung, Leben, Menschen um sich sehen. Es trieb sie mit ungewohnter Hast durch die schattigen Partien des Gartens, nach den offneren, freien Plätzen; sie näherte sich dabei der Straße und sah den Briefträger dem Thore zuschreiten, der ihr einen Brief des Geheimraths brachte.

Es war fast zu dunkel geworden, ihn im Freien zu lesen und, da sie sich nicht entschließen konnte, in das Haus zurückzukehren, ging sie in den Pavillon, wo sie für den Abend zu bleiben dachte, zündete selbst die Lichter an und setzte sich zum Lesen nieder. Je länger sie las, je bewegter schien sie zu werden; endlich legte sie den Brief fort und lehnte sich in den Divan zurück, das Gesicht in den Händen verbergend. Meining's liebevoll sehnsüchtiger Brief that ihr mehr wehe, als die härtesten Vorwürfe es vermocht hätten. Es fiel ihr schwer, Lob zu ertragen, das sie nicht verdiente, Liebe zu empfangen, die sie nicht erwiderte, und ein Vertrauen zu genießen, das sie nicht vergelten konnte. Es wäre ihr nicht möglich gewesen, in dieser Stimmung den Brief zu Ende zu lesen, es schien ihr, als wäre er nicht an sie gerichtet. Er galt der Clementine, die Meining's würdig war, die Anspruch hatte auf seine Achtung — das war sie nicht mehr. Hatte sie doch gestern noch Robert auf das Lebhafteste herbeigewünscht; wozu nützte der Kampf einzelner Stunden, wenn der Geliebte immer als Sieger aus demselben hervorging? Sie warf sich vor, unredlich gegen sich selbst zu sein und — auch diesmal hafteten ihre Gedanken wieder an dem Namen des Geliebten, bis sie in jenen Zustand

versank, der, eben so fern vom Schlummer, als vom Wachen, nervöse Menschen nach starker, geistiger Aufregung oft befällt. Alle ihre Gedanken flossen und verschwammen in einander, bis die ganze Welt wie ein nebelgraues, unbestimmtes Etwas, das ihr fremd und vollkommen gleichgültig dünkte, vor ihrem getrübten Blicke dalag.

Da öffnet sich plötzlich die Thüre des Gartenhauses, die hohe Gestalt eines Mannes erscheint in der Thüre. Er ruft sie an mit ihrem Namen, er breitet ihr seine Arme entgegen und, widerstandlos zu ihm hingezogen, fliegt sie mit einem Ausruf des Entzückens ihm entgegen und sinkt ihm an das Herz.

Unter den Küssen des Geliebten erwacht sie an seiner Brust, und die zärtlichsten Worte der Liebe, die süßesten Thränen sagen ihm, wie warm das Herz ihm schlägt, das an dem seinen klopft.

Er bat sie nicht um ihre Liebe, er gelobte ihr die seine nicht, und doch floß das Geständniß ihrer Liebe von Clementinen's Munde, doch hörte Robert nicht auf, der Geliebten zu sagen, wie glücklich er sei. Er ruhte zu ihren Füßen, er küßte ihre Hände, beugte ihr Haupt zu sich hernieder, und sie barg wieder wie in ihrem Traume ihr Angesicht in seinem dunkeln Haar, das sie spielend durch die feinen Finger gleiten ließ. Worte, die dem Himmel angehörten, wechselten mit kindischem Spiele, wie nur die wahre Liebe es schuldlos kennt.

Draußen war es fast Nacht geworden. Ein heftiger Regen fiel in großen, rauschenden Tropfen hernieder; fern leuchtende Blitze zuckten durch die buntgemalten Fenster

und warfen sonderbares Streiflicht in das kleine Gemach. Die ängstliche Clementine suchte Robert's Hand, wie Schutz erbittend, und er fand die zaghafte Frau lieblicher als je in dieser Schwäche.

Sieh, Geliebte! sprach er, so will ich Dich immer behüten, immer suche Zuflucht bei mir. Wie liebe ich Dich in dieser Bangigkeit, wie froh macht mich das Gefühl meiner Kraft, Dir, Du Zarte, Schwache! gegenüber. Glaube mir, alle Eure Gewalt liegt in Eurer Hülflosigkeit; werde nie muthig, nie stark, meine Geliebte! Niemals könnte ich, wie Meining, Deiner süßen Furchtsamkeit lachen; und jedes Gewitter, das über uns aufzieht, soll mir ein liebes Erinnern an diese Stunde sein. Ich will es segnen, wenn es Dich, mein Leben, künftig in den kühlen Gemächern unsres Hauses, nach Schutz verlangend, in meine Arme führt.

Und abermals wollte er Clementine an sein Herz ziehen, aber plötzlich aufschreckend machte sie sich aus den Armen des Geliebten los. Meining's Name hatte Alles um sie her verwandelt, das Paradies ihrer Wonne versank, und die Wirklichkeit machte ihre Rechte wieder geltend. In dem Rausch der Ueberraschung, in welche das unverhoffte Wiedersehen des Geliebten sie versetzt, hatte sie Alles vergessen, hatte Nichts gedacht, als das unaussprechliche Glück, das sie ihr Leben hindurch ersehnt, von des Geliebten Munde das Geständniß seiner Liebe zu hören und ihm zu sagen, wie er ihre Welt, ihr Schicksal, ihr Alles gewesen sei von ihrer Jugend an. Nun kam das niederschmetternde Bewußtsein über sie, daß diese erste Stunde des Glückes auch sicher die einzige und letzte für sie sein

werde und müsse. Aber das Verlangen ihres Herzens war befriedigt, ihre lang verschwiegene heiße Liebe war, wenn auch nur für einen Augenblick, frei und schön zur hellen Flamme emporgelodert; der tief verborgene Keim war zum Lichte durchgedrungen und hatte geblüht, zur Freude des Geliebten. Das konnte, das mußte ihr genügen, jetzt und immerdar.

Verlasse mich, gehe! bat sie plötzlich und schlang doch ihre Arme fesselnd um seinen Hals. Es ist vorbei, vorbei für immer! Er verstand sie nicht.

Ich soll Dich lassen? und in dieser Stunde? fragte er.

Kann es denn anders sein? klagte sie. Du selbst hast mit dem Namen meines Gatten mich an ihn erinnert, den ich so treulos verrathe, der es nicht ahnt, in liebendem Vertrauen, daß sein Weib Dich liebt und ihn und sich selbst in Deinen Armen, an Deinem Herzen beweint. Gehe, gehe, Geliebter, wenn Du mich liebst! rief sie noch einmal und ihre glühenden Thränen flossen auf seine Brust.

Nein! ich gehe nicht! versetzte er. Liebst Du mich denn nicht? Mußt Du nicht mein sein, weil Du mir gestanden, daß Du nur mich allein geliebt? Ich will nicht mehr leben ohne Dich, ich will es nicht, Du sollst nicht hinsterben in fruchtlosen Kämpfen. Leben sollst Du für mich, für mich allein. Denkst Du wohl jenes Abends, als Dein müdes Haupt in den Blättern der Cala sich barg, wie hart ich war, wie ungerecht der Zweifel an Dir mich damals machte? Jetzt, da ich Deiner sicher bin, jetzt, da ich Meining und den Adel seines Sinnes kenne —

Nicht weiter, ich beschwöre Dich, flehte Clementine, Meining liebt mich, ich weiß es und ich kenne seine Großmuth — aber dringe nicht in mich, jetzt nicht. Verlasse mich nur jetzt, nur heute, morgen hörst Du von mir — gewiß, nur jetzt laß mich allein.

Ich höre von Dir? und werde ich Dich nicht sehen? Kannst Du Dich mir nach so langem Entbehren, nach so kurzem Glücke so schnell entziehen? Glaubst Du, daß ich einwilligen werde, mir auch nur einen Augenblick die Wonne Deiner Gegenwart rauben zu lassen, jetzt da Du wieder mein bist? Nein, morgen in aller Frühe bin ich wieder hier, morgen und alle Tage will ich's in Deinen Augen lesen und an Deinem Herzen empfinden, daß die Welt die Mühe des Lebens vergelten, überreich vergelten kann, in einem Herzschlag. Nur in der Hoffnung gehe ich. Und so gute Nacht, mein schönes, holdes Glück. Denke auch im Traume an mich — ist es mir doch selber wie ein schöner Traum, daß ich Dich wieder gefunden habe, daß Du mir wieder leuchtest, Du lieber Stern aus meiner Jugendzeit; nun gehe mir niemals, niemals wieder unter. Und nun lebe wohl und ruhe sanft, Du holdes, süßes Weib!

Noch einmal sanken sie einander in die Arme, noch einmal hob er die Geliebte zu sich empor, und ruhten Herz an Herz und Mund an Mund. Noch ein langer Kuß, in den sie alle Gluth, alle Liebe ihres Lebens preßte, noch ein kurzer Augenblick voll Wonne, und Clementine war allein — allein mit der Ueberzeugung, auf dem Gipfel ihres Lebens gestanden zu haben, entschlossen, den Weg, der ihr zu machen blieb, unerschütterlich fest fortzuwandeln,

reich durch das Andenken an diese Eine nun entschwundene Stunde.

Schlaflos verging ihr die Nacht, sie rang vergebens nach einem Entschlusse. Bald hielt sie es für nöthig, ihrem Manne Alles zu bekennen, seine Vergebung zu erflehen und ihr Schicksal in seine Hände zu legen, dann wieder schien es ihr eine heilige Pflicht, ihm Alles zu verschweigen wie bisher. Robert baute seine Hoffnungen auf ihre Trennung von ihrem Manne, und wider ihren Willen sah sie sich in Hochberg neben und mit ihm wirken. Sie empfing ihn, wenn er Abends zurückkehrte, sie theilte seine Leiden, seine Freuden, sie sah ihn glücklich an ihrer Seite, sich selber glücklich neben ihm — aber konnte sie jemals glücklich werden? Konnte sie sich losreißen von dem Manne, von dessen Leben sie seit Jahren ein Theil gewesen war? Er war ihr Gatte, hatte ihr in all den Zeiten, die sie mit einander verlebt, mit sorglicher Liebe angehangen; sie war seine Freude, sein Glück, er hatte sie geehrt mit vollem Vertrauen! Sollte er sie verachten müssen? Sollte er einsam und allein in seinem Alter bleiben, weil sie mit kalter Selbstsucht auf den Trümmern seines Glückes ihr Haus gebaut? Es war eine lange dunkle Nacht, die sie durchwachte, aber der Tag brach endlich an, und mit ihm traten die Vernunft und das Gefühl der Pflicht, die Herrschaft über die zügellosen Schöpfungen der Phantasie und des Herzens wieder an. Als sie sich am Morgen von dem Lager erhob, war sie mit sich einig.

Der frühe Morgen brachte ihr von dem Geliebten Kunde.

Ich kann die Zeit nicht erwarten, Du Theure, schrieb er

ihr, in der ich Dich wiedersehen darf, ich muß Dein denken, mit Dir sprechen, um sie zu verkürzen. Jene Besorgniß, die uns überfällt, jene Unruhe, die uns aufregt, wenn wir nach langer Abwesenheit in die Heimath kehren und die bekannten Thürme der Vaterstadt uns sichtbar werden — dieser Unruhe kann ich jetzt nicht Herr werden, da ich mich endlich dem Ziele meines Lebens, der Erfüllung meiner sehnlichsten Hoffnungen, der geliebten Heimath meines Herzens nähere. Ich möchte bei Dir sein, Deine Hand in der meinen halten und in dem warmen Lichte Deiner Blicke die schöne Gewißheit Deines Besitzes fühlen. Als ich gestern tief in Deine Augen blickte und mein Bild so klein und beweglich sich darin wiederspiegeln sah, bin ich eifersüchtig geworden bei dem Gedanken, so klein und flüchtig könne mein Andenken in Deinem Herzen sein; nun aber verstehe ich das besser. So gewiß, so klar und so deutlich mein Bild, in vollkommner Gleichheit mit mir selbst, mich aus Deinem Auge verschönert anblickt, so wird jeder Gedanke, jedes Gefühl meines Daseins, mir, vollkommen verstanden, gleich gefühlt und doch unendlich schöner wiedergegeben, wenn es durch die läuternde Atmosphäre Deines Herzens, Deines Geistes gegangen ist. Ja! mein theures Herz! unsre beiden Seelen sind nur Eine, nur zusammen können wir das höchste Ziel erreichen, das uns zu erreichen möglich ist. Und wie froh, wie frei macht mich das Gefühl, daß ich in Dir den schönsten Preis des Lebens, Dich, Dein Herz, Deine Liebe wieder errungen habe, die nun mein sind für ewig. Wie kann ich Dir danken, wie Dich die Jahre von Schmerz und Kummer vergessen machen, die ich in

unglücklicher Verblendung über Dich verhängt hatte? Nur das beruhigt mich, daß eine Liebe, wahr und stark wie meine, Alles ausgleicht, daß es kein Opfer gibt, keines, meine Clementine! das ich Dir nicht mit Freuden zu bringen im Stande wäre, wenn Dein Glück es erheischt.

Und nicht wahr? Du hast vergeben, Du denkst nur mit Liebe an mich? Glaube mir, jetzt ist Alles gut. Ich fühlte es gestern, als Du in meinen Armen ruhtest, als Dein Haupt auf meine Schulter sank: die Nacht des Leidens ist vorüber, und eine schöne Zeit wird uns werden. Nun erst werde ich mein Land lieben, ganz anders lieben, weil es den heimischen Herd enthält, an dem Du walltest; mit ganz anderm Sinne werde ich für die Zukunft säen und wirken für ein Geschlecht, das nach uns lebt — o! eine schöne Zeit wird uns jetzt werden. Möge sie Dir mit dem heutigen Tage beginnen. Wirf Alles von Dir, was Dich ängstigt und quält, Geliebteste! Die Hindernisse irdischer Verhältnisse müssen vor der Gewalt unsrer Liebe schwinden. Noch wenig Tage vielleicht, und wir sind unzertrennlich vereint. — Fühlst Du wie ich die Wonne dieses Gedankens? An die Zeit denke, wenn wir uns heute wieder sehen, meine Clementine! und wünsche sie so sehnlich herbei als ich, der nach Dir verlangt mit aller Gluth und Liebe, welcher ein Menschenherz fähig ist. Ich möchte ein Gott sein, wenn Götter stärker zu lieben vermögen, als wir, um Dich so glücklich zu machen durch meine Liebe, als ich es wünsche, um Dir das Geschenk Deines Herzens zu danken. Auf baldiges, seliges Wiedersehen, Geliebte! Noch zwei Stunden, ehe ich Dich sehe — wie lange ist das noch, und doch wie

kurz gegen die lange Zeit, die ich Dich entbehrte. Ganz und immer Dein.

Ruhig, wie ein abgeschiedener Geist auf die Erde blicken mag, sah Clementine auf diesen Brief; sie war unwandelbar entschlossen. Sie hatte eine Stunde des höchsten Glücks empfunden, nun fühlte sie die Kraft zu entsagen.

Die Worte Deiner Liebe, schrieb sie, haben mir unbeschreiblich wohl gethan und den reinsten Wiederhall in meiner Brust gefunden. Fest, wie an das Dasein Gottes glaube ich an Deine Liebe und in diesem Vertrauen fordre ich von Dir das Opfer, das mich das schwerste dünkt. Wir dürfen uns nicht wieder sehen, mein Freund! weil wir nicht für einander leben dürfen.

Höre mich ruhig an, Du Geliebter! Mehr als ich es Dir sagen könnte, muß Dich gestern die Freude, welche mir Dein Wiedersehen bereitet, von meiner heißen Liebe überzeugt haben. Kein trüber Gedanke hat mir die Seligkeit gestört, das Geständniß Deiner Liebe von Deinem Munde zu hören, mein höchstes Glück in Deiner Freude zu genießen. Was der sehnlichste, einzige Wunsch des Mädchenherzens war, Deine Liebe, Du hast sie der Frau gewährt, die sie Dir nicht lohnen darf. In den Jahren, die unsrer Trennung folgten, von Zweifeln an Dir gequält, von Dir entfernt und mich selbst aufgebend, habe ich Tage des herbsten Schmerzes verbracht, die nun alle ausgetilgt sind aus meinem Leben durch eine Stunde des Glückes, und diese Stunde werde ich Dir ewig danken; wie in dieser Stunde soll mir Dein geliebtes Bild gegenwärtig bleiben.

Die Deine aber werde ich nie. Ich darf mein Glück nicht auf Kosten der Ruhe und Ehre eines Mannes erkaufen, der mir sein Glück und seine Ehre anvertraut, mir seinen unbefleckten Namen gegeben hat. Kann ich die Liebe, die er für mich hegt, gewaltsam seinem Herzen rauben? Darf ich, die Jahre hindurch seine Gefährtin war, ihn verlassen, da das Alter sich ihm naht? Soll ich ihn dem Gespötte preisgeben, das grausam jeden verrathenen Ehemann verfolgt? Soll die Welt ihn verlachen, weil er großmüthig mir vertraute, obgleich er durch mich selbst wußte, daß mein Herz nicht ihm allein gehören könne? Du weißt es nicht, wie zart, wie schonend er mich behandelt, wie vollkommen er meine Achtung, meinen Dank verdient hat. Ob er mir verzeihen wird? ich weiß es nicht — nur das fühle ich, daß ich mit mir gerungen habe, Tag und Nacht, mit festem Willen, um Dich aus meinem Herzen zu reißen, daß ich vor Gott mich schuldlos fühlen darf und selbst die Stunden nicht bereue, die ich gestern mit Dir verlebt, und die mich über eine freudlose Vergangenheit trösten, für eine schwere Zukunft entschädigen sollen.

Ich lege mein Loos in Meining's Hände; er mag mir vergeben, mich von sich weisen — Dein werde ich nie, auch dann nicht, wenn es mir beschieden wäre, meinen Gatten zu überleben. Sieh darin keine Schwärmerei, keine Ueberspannung: ich halte die Ehe, Du weißt es, für ein unauflösliches, ewig bindendes Band. Das Weib ist kein todter Besitz, der heute aus den Händen des Einen in die des Andern übergeht; ganz, ungetheilt, frei und frisch an Geist und Leib muß sie dem Manne gehören.

Daß ich mit getheiltem Herzen Meining's Frau wurde, das ist das Unrecht, welches mein Leben zerstört und alle meine Leiden und auch jetzt die Deinen hervorgerufen hat. Ich that es, weil man mich überredete, es sei Pflicht; weil ich glaubte, ich könne Dein vergessen und frei werden.

Noch einmal einen gleichen Schritt zu thun, die gleiche Sünde gegen Dich zu begehen, bewahre mich Gott. Eben so wenig, als ich es vermocht, Dich zu vergessen, so wenig würde das Andenken an Meining je für mich aufhören. Könntest Du eine Frau lieben, die ihres Gatten zu vergessen im Stande wäre? Willst Du ein Weib, das selbst in Deinen Armen an den Verrath denken würde, den es begangen hat? dem die Ruhe an Deinem Herzen durch Gewissensbisse vergällt wäre?

Täusche Dich nicht, Geliebter! so würde es sein. Ich, gequält von inneren Vorwürfen, Meining einsam und verhöhnt, sein Name, für dessen Ruhm er Jahre lang gearbeitet, den selbst Neid und Bosheit nicht anzutasten wagten, entehrt durch seine Frau — und Du? Ich fühle, was ich Dir einst hätte sein können, kann und wird Dir keine Andre werden — was ich Dir jetzt noch werden könnte? Mein Herz zieht sich zusammen bei dem Gedanken, daß ich selbst mich um das Glück gebracht, Dich so zu beglücken, als ich es gehofft. Jetzt wäre ich zweifach elend, denn ich würde Dich unglücklich sehen durch mich, und auch Deine Ehre wäre verloren. Oder ertrügest Du es ruhig, zu hören: das ist Thalberg, wegen dessen sich Meining von der Frau geschieden, die Thalberg jetzt geheirathet hat. Und die lächelnden Blicke, welche solche Worte begleiten — o! es wäre ein Fluch, der über uns

schwebte, gegen den wir keinen Schutz, auch nicht in unsern Herzen fänden.

Traure um mich, Geliebter! wie ich Dich beweinen werde. Heute sterben wir für einander, und nur wie man der theuren Todten gedenkt, laß uns an einander denken. Die Thränen auf diesem Blatte zeigen Dir, ob ich das Opfer fühle, das ich bringe, das ich verlange. Es sind die letzten Augenblicke, die ich mit Dir verlebe. Ich möchte mein ganzes Herz Dir zeigen, wie es Dein ist und Dein war; Du weißt es und fühlst es, wie schwer es mir wird, zu scheiden. Ich habe Dich so unaussprechlich geliebt.

Lebe denn wohl Geliebter, mein Leben, mein Glück! — Ich nehme Dich bei dem Worte, daß kein Opfer Dir zu schwer sei für mich. — Versuche es nicht, mich zu überreden; es gelingt Dir nicht. Ich rechne darauf, daß Du noch heute die Stadt verläßest, daß Du es nicht versuchst mich wiederzusehen, weil Du mich liebst.

Und nun Gottes schönster Segen über Dich! Möge eine reiche Zukunft Dich für den Schmerz dieses Scheidens entschädigen. Denke mein oft, wie einer Schwester, der Dein Glück tiefstes Bedürfniß ist; mögest Du das Glück finden, das Du von mir erwartet hast! Lebe wohl, und denke ohne Sorge an mich. Jetzt werde ich Ruhe haben. Ich habe das schönste Glück empfunden, ich konnte es besitzen und opfre es meiner Ueberzeugung, das wird mir Frieden geben. Gott sei mit Dir auf allen Deinen Wegen, mein Geliebter, mein Freund! und nun lebe wohl.

Mit bebenden Händen wurde das Blatt gesiegelt und dem Diener übergeben. Es war geschehen. Tief athmend

ging Clementine auf und nieder, und ein Friede, wie sie ihn lange nicht gekannt hatte, machte sie das, was sie für Pflicht erachtet, leichter tragen. Jetzt wollte sie Alles beenden, sie wollte sich vor ihrem Manne demüthigen, wie es ihr gebührte, er sollte sie nicht für fehlerloser halten, als sie war, und wie sie sich selber kannte, sollte er sie kennen, und entscheiden über sie.

Ich habe gestern Deinen Brief erhalten, schrieb sie ihm, und er hat mich gerührt und beschämt, denn ich habe mich vor Dir anzuklagen. Ich habe es nie vermocht, meine Fehler zu beschönigen, und so will ich auch vor Dir, vor meinem Manne, nicht besser scheinen, als ich es bin.

Du weißt, als Du mir Deine Hand angetragen, zögerte ich sie anzunehmen, nicht aus Mißtrauen gegen Dich, sondern gegen mich selbst. Ich habe Dir es nicht verborgen, daß ich einen Andern geliebt, daß sein Andenken mir noch sehr theuer war — aber ich hatte Dir versprochen, dagegen zu kämpfen, und das habe ich redlich gethan. Trotz Deiner Liebe, trotz meines festen Willens, ist diese Leidenschaft nicht erstorben, sie ist neu erwacht, als ich den Gegenstand derselben, den ich kaum zu nennen brauche, wieder gesehen habe. Vielmals hat das bekennende Wort auf meinen Lippen geschwebt, ich habe Dich um Schutz gegen mich anflehen wollen; aber Dein ausdrückliches Verbot, Dein Widerwillen gegen solches Vertrauen hat mich zurückgehalten, und mehr noch, daß ich Dich, den ich von Grund der Seele ehre und achte, nicht betrüben wollte. Deine Zufriedenheit, Dein Glück waren der Zweck meines Lebens geworden, und ich mochte

Dir nicht Schmerz bereiten, weil ich hoffte, allein den Sieg zu gewinnen.

Seit acht Tagen ist Thalberg zurückgekehrt und hat täglich versucht, mich zu sprechen, was ich ihm nur verweigerte, weil ich es mußte. Gestern ist er unerwartet zu mir gekommen; ich habe das Geständniß seiner Liebe gehört, ich habe ihm gesagt, daß ich ihn liebe, und ich bekenne Dir das offen, weil ich mich frei vor Gott und vor Dir fühle. Daß ich nicht willig dieser Leidenschaft gefröhnt, daß ich mit aller Gewalt mich zu befreien gestrebt, dafür bürgt Dir Deine Kenntniß meines Herzens, meine Achtung vor unsrer Ehe und meine gebrochene Gesundheit. Du hast ein Recht die Wankelmüthige von Dir zu weisen, mir Deine Liebe zu entziehen, aber Du mußt mir Deine Achtung erhalten; denn jetzt habe ich entsagt und für immer. Halte das nicht für leere Worte, welche Dich bestechen sollen; erst jetzt bin ich ganz frei, erst jetzt bin ich mit reinem Bewußtsein Dein, während am Tage unsrer Hochzeit das Andenken an Thalberg störend zwischen Dir und mir stand. Ich fühle mich unzertrennlich an Dich gebunden und würde mich noch als zu Dir gehörig betrachten, wenn Dein gekränkter Stolz mich verstieße. Dein Herz kann es nicht. Du kannst mich Das nicht wie ein Verbrechen büßen lassen, was ich gegen meinen Willen empfand; Du kannst mir Dein Vertrauen nicht entziehen, weil ich mich dessen nicht unwürdig fühle.

Und nun, mein Freund! mein guter, milder Freund! kennst und weißt Du Alles; gewähre mir Mitleid mit meiner Schwäche und erhalte mir, wenn Du es vermagst, Deine Liebe. Ich sage Dir nicht Alles, was ich für

Dich fühle, nur als Bittende wende ich mich an Dich, und ich wünsche und hoffe, Du werdest Deinem Weibe kein strengerer Richter werden, als Du es sonst dem Menschenherzen zu sein pflegtest. Eine schwere Krankheit hat lange in mir gelegen, die Krisis ist vorüber, und ich werde genesen, ich fühle es. Du, der mit der Kranken so viel Nachsicht gehabt, Du wirst die Genesende nicht verlassen, die gesund werden will und wird, um für Dich zu leben.

Vergib mir und sage mir bald, daß ich Dir noch werth sei, daß Du meine Stütze und mein Freund bleiben willst. Schreibe mir bald, ich verlange sehr nach diesem Briefe, und vergib mir, was ich, wissentlich oder nicht, Unrecht an Dir that. Vergib es mir, weil ich mir selbst vergeben möchte, und laß mich Deine Clementine bleiben.

Auch diesen Brief wollte sie sofort befördern, doch fand es sich, daß die Post nach J.... erst am folgenden Tage abgehe und daß er also noch liegen bleiben müsse. Dadurch gewann sie Zeit, an den Eindruck zu denken, den ihr Schreiben auf Meining hervorbringen würde, auf ihn, der vollkommen arglos an sie und ihre Liebe glaubte. Wie würde es ihn betrüben, wie unglücklich würde es ihn machen! Sie hatte ihm ihr Herz enthüllt, um sich selbst genug zu thun; jetzt empfand sie, daß in dieser Handlung weit mehr Selbstsucht als Tugend läge. Um sich zu beruhigen, um ihr Gewissen zu besänftigen, raubte sie Meining, von dessen Vergebung sie überzeugt sein konnte, die sie mit Recht zu verdienen glaubte, seine Ruhe. Was konnte die Folge von diesem Briefe sein? Sie nahm ihrem Gatten seine Zuversicht, sie zwang ihn zu einem Argwohn, der ihn selber demü-

thigen mußte, und stellte sich ihm als ein Opfer, als ein Muster von Entsagung gegenüber, nachdem sie eben nur ihre Pflicht gethan hatte. Und sie war bereits mit sich darüber einig, schweigend, wie sie gegen ihren Mann gefehlt, auch zu ihm zurückzukehren. In dem Augenblick brachte man ihr noch einen Brief von dem Geliebten.

So sei es! weil Du es willst! hieß es in demselben. Ich scheide von Dir, weil Du's gebietest. Du hast Recht, jetzt ist's zu spät. Ich habe unser Glück einst freventlich vernichtet und vermag nicht mehr, es uns auf's Neue zu bereiten, obgleich ich Dich mehr liebe, stärker, heißer als je. Wie sehr liebe ich Dich! — Und muß ich erst nun, da die schwere Stunde solcher Trennung vor uns steht, es erkennen, daß Du noch viel reiner und größer bist, als ich selbst in den begeistertsten Augenblicken es für möglich hielt? Warum, schöner Stern, stiegst Du noch einmal in aller Pracht Deines Glanzes an meinem Lebenshorizont empor, wenn Du mir untergehen mußt für immer?. Doch nein! Du bleibst! Du bleibst das klare Licht, auf das mein Auge blickt, das seine leuchtenden Strahlen in meine Seele wirft, wenn ich im Gewühl der Welt den Glauben an die Menschen je verlieren könnte. Du bist! — und wer darf zweifeln an der Göttlichkeit des Menschen.

Ich scheide von Dir! Du fühlst wie ich, was dieses Wort bedeutet; was es heißt: zu entsagen. Darum soll kein Wort der Klage die heilige Stunde unsers Abschiedes entweihen. Wie jene selige Insel, die nur einmal in Jahrtausenden aus dem Meere taucht und deren Anblick dem Auserwählten Paradieses-Wonne bereitet, dem sie zu schauen vergönnt ward, so taucht das Andenken an die

Stunden, die ich gestern mit Dir verlebt, ewig beseligend aus dem Meere meines Lebens empor. Du hast mich reich gemacht, Geliebte! reich für immer, denn wer vermag zu lieben wie Du! — Weh mir, daß ich selbst unsre Welt zerstört!

Lebe denn wohl, Geliebte! laß mich Dir danken für die Gunst Deiner Liebe, für das kurze und doch so unvergeßliche Glück. Unvergeßlich und doch so flüchtig, gleicht es jener stolzen Blume, die nur eine Stunde blüht, weil diese eine Stunde vollendeter Schönheit herrlicher ist, als das ganze, matte Leben aller andern Blumen. Lebe wohl, schöne, hohe Königin der Nacht, Geliebte meiner Jugend, Sehnsucht aller meiner Tage. Laß uns fortgehen auf der Bahn, die Du für uns gewählt hast und die ich gleich Dir betrete. Wir haben die reinste Freude des Lebens gekannt — laß uns in Anderem das Glück suchen, das wir freiwillig opfern. O! nur noch einmal laß es mich sagen, nur noch dies eine Mal höre es an, daß ich Dich liebe, wie nur je ein Weib geliebt ward, Dich, meine Clementine! Und damit nun für immer Lebe wohl!

Stumm drückte Clementine den Brief gegen ihr Herz, aber keine Thräne kam in ihre Augen. Sie hatte sich selber wiedergefunden, ein Werk der Befreiung geübt an sich und an den beiden Männern, zwischen denen ihr Schicksal sie gestellt.

Sie war wie zu neuem Leben geboren. Sie konnte an Thalberg denken ohne die stürmische Unruhe der Leidenschaft, ohne die peinigenden Vorwürfe des Gewissens, ohne die Sehnsucht, die ihn herbeiwünschte und sich deshalb verdammte; und selbst auf Meining's Rückkehr sah

sie mit Zuversicht, weil sie sich seiner wieder würdig fühlte. Es war ihr feierlich zu Sinne, als sie Robert's Briefe und den, welchen sie für ihren Mann geschrieben, zusammen in die Lade ihres Schreibtisches verbarg. Dort sollten sie unberührt liegen, wie jene Dokumente, die man unter dem Grundstein eines neuen Baues birgt, denn auch sie fing an zu bauen für die Zukunft, mit dem frömmsten Sinne, und mit der Hoffnung auf die Dauer dessen, was sie schaffen wollte.

Am andern Tage, als sie, nicht ohne Wehmuth, den Gartensaal betrat, fand sie noch Meining's Brief dort liegen, den sie in der Aufregung jenes Abends nicht zu Ende gelesen und dort vergessen hatte. Mit welch andern Empfindungen las sie ihn jetzt! Ja, selbst die Nachricht, daß er früher wiederkehren würde, daß sie ihn in vierzehn Tagen erwarten könne, war ihr lieb, und sie fing an, Alles für seine Heimkehr herzurichten, wie die Erlebnisse der letzten Tage auch noch in ihr nachhallten.

Der wiedergewonnene Seelenfriede verfehlte nicht, seinen wohlthätigen Einfluß auf Clementine zu äußern. Er brachte ihren Nächten Schlaf und ihren Nerven Ruhe, so daß ihr Gatte, als sie ihm bei seiner Heimkehr freundlich, wenn auch mit klopfendem Herzen, entgegenkam und ihm dann weinend um den Hals fiel, sie weit wohler fand, als an dem Tage, an dem er sie verlassen hatte. Er war froh sie wieder zu sehen, und nur das verdroß ihn, daß sie von Zeit zu Zeit seine Hand, die in der ihren ruhte, mit Innigkeit an ihre Lippen drückte, statt seine Umarmung zu erwidern.

Als dann im Sommer Frau von Alven anlangte und das gute Einverständniß der Eheleute sah, konnte sie sich nicht enthalten, ihrer Nichte im engsten Vertrauen zu bemerken, es käme immer und überall nur darauf an, daß Mann und Frau sich wirklich verständigen wollten, denn eine glückliche Ehe zu führen, das habe jede Frau in ihrer Hand. Du wärst mit keinem Manne so glücklich geworden, als mit Meining, sagte sie, selbst mit Thalberg nicht, der Dir bei Deiner Verheirathung doch noch sehr am Herzen lag.

Clementine entgegnete Nichts darauf. Sie hatte ihre eigenen Erfahrungen für sich. Ein paar Jahre später erlangte der Einfluß des Geheimraths die Berufung seines Schwagers nach Berlin, und als Marie die Schwester wiedersah und das gegenseitige Fragen und Erzählen erst im Zuge war, rief Marie mit einem Male: Die neueste Neuigkeit bringe ich aus Wiesbaden mit. Ich habe dort Thalberg wieder gesehen. Was für ein schöner Mann ist der geworden! Auch seine Braut ist frisch und läßt Dich vielmals grüßen. Sie sagt mir, Du hättest sie mit Thalberg bekannt gemacht. Sie werden gleich nach der Hochzeit für Jahr und Tag auf Reisen gehen, weil Thalberg es so will. Aber Clementine, sagte sie, sich unterbrechend: wie Du ernsthaft wirst! Wir Frauen sind doch närrische Geschöpfe! Ich glaube, lieber Meining! meine Schwester wundert sich noch heute, daß Thalberg, der in frühster Jugend eine Neigung für sie hatte, die sie theilte, sich nach zehn, zwölf Jahren endlich entschließen kann, eine Andere zur Frau zu nehmen. Sage einmal selber, Schwester, ist's nicht so?

Clementine schwieg, aber Meining drückte ihre Hand und sagte, als sie später allein waren, sehr bewegt: Treues Herz! jetzt weiß ich, woran Du vor zwei Jahren erkrankteſt und woran Du litteſt. Wohl uns, daß Du genesen biſt!

Auf rother Erde.

I.

Nachdem man einen ganzen Tag hindurch auf der Eisenbahn gefahren ist, welche von Berlin nach dem Rheine führt, gelangt man Abends in das Residenzstädtchen Bückeburg und erblickt plötzlich eine waldige Hügelkette, welche gegen die öden Sandflächen von Hannover und von der Mark Brandenburg auf das Wohlthuendste absticht.

Das Reich des Maschinenwesens, der städtischen Beengung, der schwarzgeräucherten Dampfschornsteine, der kränklich und ärmlich aussehenden Bevölkerung ist zu Ende, wenn man die Thore der kleinen Residenz verläßt und sich hier mitten auf der rothen Erde Westphalens, in einer kräftigen, lebenstrotzenden, echt deutschen Natur befindet. Prächtige Laubwälder auf sanft ansteigenden Höhen, fette Weiden, üppige Getreidefelder und fruchtbeladene Obstbäume, wohin das Auge sich wendet, von der Tiefe der breiten Thäler bis hinan zu dem Rücken der Hügel; und das Alles so frisch, die Blätter der Bäume so saftgrün, so staublos glänzend, wie am ersten Schöpfungstage.

Bald steigend, bald fallend zieht sich die Straße die Weser entlang, bis zu der alterthümlichen Stadt Hameln hin, deren graue Häuser, mit hochstämmigen Rosen umpflanzt, niedersehen auf das silbern sprudelnde Wehr des

breiten, hier abgedämmten Flusses. Eine stattliche Kettenbrücke führt hinüber. Ihr zur Seite liegen die Dampfböte, welche die Verbindung mit dem reichen Bremen besorgen. Jenseits der Brücke aber steigen die Hügel wieder prächtig empor, um bei dem Städtchen Aerzen abermals zu sinken und das Thal zu bilden, in dessen Mitte Pyrmont gelegen ist.

Pyrmont war im vorigen Jahrhundert, und noch in den ersten Jahrzehnten des jetzigen, einer der besuchtesten Badeorte Deutschlands, ein Zusammenkunftsplatz der Aristokratie, wie Aachen und Spaa. Nicht allein die Sorge um eine herzustellende Gesundheit, sondern die Macht der Mode führte die Gesellschaft dorthin. Die Bäder waren damals überhaupt Vergnügungsorte, und die Spazierpartien, die Bälle, die nie fehlende und stark besuchte Pharobank, wirkten eben so anziehend auf die Gesunden, als die Stahlquellen auf die Kranken.

Daß Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm II., die schöne Königin Luise von Preußen, und andere fürstliche Herrschaften das Bad zu wiederholten Malen besucht, mochte noch dazu beigetragen haben, es in Aufnahme zu bringen. Sobald der Juni gekommen war, strömte man hinzu von allen Seiten, und der Andrang der Fremden war in jener Zeit so stark, daß man oft in Pyrmont ein Goldstück dafür zahlte, Nachts in seinem Wagen unter dem Dache einer Remise zu schlafen, bis man für große Summen ein freigewordenes Zimmer in einem der Häuser erhalten konnte. Bei solchem Zusammenflusse von Fremden konnte es natürlich auch an Glücksrittern, an Abenteurern aller Art nicht fehlen. Die Romanschreiber

und Novellendichter jener Tage benutzten daher Pyrmont gar häufig als Hintergrund für ihre Dichtungen, ließen dort Liebeshändel unter dem Schutze der Badefreiheit sich bilden, und Entführungen unter der gleichen Begünstigung zu Stande kommen, da Entführungen damals eben so sehr Sache der Mode waren als Pyrmont selbst.

Aber jene Tage der Herrlichkeit sind für Pyrmont seit lange vorüber. Die Eisenbahnen, welche der menschlichen Sehnsucht nach dem Fernen, nach dem sonst Schwererreichbaren so hülfreich und gefährlich entgegenkommen, haben die Lust an dem Besuche heimischer Badeorte verringert. Man findet keine Freude mehr an einer Gegend, die man für wenig Thaler in wenig Stunden erreichen kann. Man geht nach Italien, nach Frankreich, um sich zu vergnügen, und manche unserer deutschen Badeorte sind jetzt nur der Aufenthalt der Leidenden, die hier in stiller Zurückgezogenheit Erleichterung, wenn nicht Heilung ihrer Schmerzen zu finden begehren. Auch Pyrmont ist einsamer geworden in den letzten Jahren; nur eine Eigenthümlichkeit ist ihm geblieben, durch die es sich fast von allen anderen Brunnenplätzen unterscheidet. Es wird sehr viel von den westphälischen und hessischen Landleuten besucht, die in Pyrmont jetzt fast die Hälfte der Badegäste bilden.

Alltäglich sieht man zu Anfang des Juni ganze Bauernfamilien auf langen Leiterwagen ankommen, auf denen die mitgebrachten Betten die Sitze bilden. Alle Lebensmittel für die Zeit des Aufenthaltes führen sie bei sich, Wohnungen sind am Ende der Stadt für geringe Miethe zu haben, der Gebrauch des Brunnens ist gratis, die

Benutzung der Bäder wird ihnen billiger gestellt, und so sind es nicht nur Kranke, sondern auch viele gesunde Landleute, die sich eine oder mehrere Wochen von der Heimath losreißen, um sich in dem Badeorte zu belustigen. Die wohlhabenden Bäuerinnen fordern diese Vergnügungsfahrt so eifrig, wie die Damen der kleinen Städte eine Reise in die Residenz; und der Bauer, der das Jahr hindurch gearbeitet hat, geht nach Pyrmont, weil es gut ist, vor der beginnenden Anstrengung der Ernte „den Leib ordentlich ruhen zu lassen und die Knochen durch den Gebrauch des Bades geschmeidig zu machen."

Während einzelne Landleute langsam auf- und niedergingen, saß eines Tages im Juli des Jahres achtzehnhundertachtundvierzig ein junger, nach der neuesten Mode gekleideter Mann in der Allee zu Pyrmont und rauchte seine Cigarre. Es war gegen zwölf Uhr Mittags und die Allee ziemlich einsam, denn die Mehrzahl der Fremden ist um diese Zeit entweder mit dem Bade oder mit einem nach demselben vorgeschriebenen Spaziergang beschäftigt, zu dem man die sonnigern Theile des Parkes der kühlen Hauptallee vorzuziehen pflegt. Die Verkäufer in den Magazinen und Buden saßen müßig vor ihren Thüren. Man hörte nur das Zwitschern der Vögel und das Plätschern des Springbrunnens am Ende der Allee, in dem aus dem Schnabel eines schwarzen Schwanes der helle Wasserstrahl hoch in die Luft emporstieg. Durch die leise zitternden Blätter der Bäume fiel das Sonnenlicht spielend auf die angenehmen, kräftigen Gesichtszüge des Jünglings, dem eine vollblütige Farbe, schwarzes Haar und große, heiterblickende Augen einen lebensfrischen Aus-

druck gaben. Er sah, halb hingestreckt auf der Bank, unverwandt einen ebenfalls jungen, aber bleichen Bauer an, der sich auf die Lehne derselben Bank gestützt hatte und mit einer kurzen Pfeife im Munde den ruhenden Städter betrachtete.

Eine Zeitlang schwiegen Beide, dann wendete sich der Städter zu dem Herangetretenen mit den Worten: „Wenn es Euch recht ist, möchte ich Euch eine Cigarre geben; denn Euer Tabak ist schlecht!"

Der Bauer, welcher offenbar die Absicht gehabt hatte, eine Unterhaltung mit Jenem anzuknüpfen, schien durch diese unerwartete Anrede ebenso außer Fassung gebracht als beleidigt worden zu sein, uud doch nicht recht zu wissen, wie er sich ihr gegenüber zu verhalten habe.

„Hier ist nicht Berlin," sagte er endlich, „hier darf Jeder rauchen, wo es ihm gefällt, junger Herr!" nahm aber trotzdem seine Pfeife aus dem Munde, steckte sie in die Tasche und schickte sich an fortzugehen.

Der Andere, welcher fühlte, daß er Unrecht gehabt habe, wollte es gut machen. „Wart Ihr in Berlin?" fragte er.

„Ja, Herr! ich war Soldat zwei Jahre lang bei den Garden im Kaiser Franz Grenadier-Regimente," entgegnete der Bauer mit solchem Nachdruck, als wollte er beweisen, gegen wen der Städter sich vergangen habe. Der schien es aber nicht im Geringsten zu beachten, sondern fragte mit ruhiger Gleichgültigkeit: „Da hat's Euch wohl auch besser gefallen, als auf Eurem Dorfe?"

„Jetzt soll es doch aber sehr schlimm dort zugehen," entgegnete der Bauer, ohne die Frage des Andern zu be-

antworten, gleichsam, um seine Kenntniß der Weltvorgänge zu zeigen. „Ist es denn wahr, daß sie in voriger Woche haben dem König an's Leben gewollt, wie sie das Zeughaus geplündert haben?"

„Dem König an's Leben hat Niemand gehen wollen," erwiderte der junge Mann, indem er ruhig den Rauch seiner Havannacigarre in die Höhe blies. „Indeß, eine wilde Wirthschaft ist's freilich gewesen; aber nehmt Euch nur erst eine Cigarre, da Ihr doch Eure Pfeife weggesteckt habt."

Mit den Worten reichte er dem ehemaligen Soldaten die Cigarrentasche hin, der ablehnend das Haupt schüttelte. „Ich danke, junger Herr!" sagte er; „mir ist mein Taback gut genug, wollte ich andern haben, so könnte ich ihn mir kaufen!" — und ehe noch der Städter auf die unerwartete Antwort etwas entgegnen konnte, hatte der Andere, durch das Rollen eines Wagens aufmerksam gemacht, sich schnell nach der Landstraße gewendet. Dann rückte er die Mütze und ging mit der Bemerkung: „Da kommt meine Freundschaft!" von dannen.

„Sind das die Aeltern des Menschen?" fragte der Zurückgebliebene einen bejahrten Landmann, der unweit von ihnen gestanden und die Worte des Soldaten mit sichtlicher Mißbilligung gehört hatte.

„Nein, Herr!" antwortete dieser, „es ist der Wirth vom Birkenhof, aus dem Iserlohnschen. Der kommt beinahe alle Jahre her und immer mit Kind und Kegel. Sie sind Gefreundete von dem Freienfelder Friedrich, mit dem Ihr hier gesprochen habt. Er ist sonst ein braver

Bursche, nur etwas barsch, er war lang im Regiment," fügte er entschuldigend hinzu.

Während dessen war der Leiterwagen herangekommen, der von vier tüchtigen braunen Pferden gezogen wurde. Zwei ältere Frauen, ein junges Mädchen und zwei ganz kleine Buben saßen darauf; der stattliche Mann, der die Pferde lenkte, ging, da die Straße bergan führt, nebenher. Ein buntbemalter, mit Messingschlössern verzierter Kasten bildete die Rückwand des Wagens; ein blankgescheuerter Kessel, einige eiserne Tiegel und Pfannen waren an den Sprossen der Leitern befestigt, und die Masse der mitgebrachten Vorrathssäcke, die Kleidung aller Personen, welche sich auf dem Wagen befanden, bezeugten deutlich, daß die Ankommenden wohlhabende Leute waren, welche sich keinen ihnen erwünschten Lebensgenuß zu versagen brauchten.

Der junge Städter, so wie der alte Bauer blickten nach dem Wagen hin. „Diesmal hat er sogar die alte Margarethe mitgebracht! sagte der Letztere, wie mit sich selbst sprechend, während der Erstere mit dem Ausrufe: „Ist das Mädchen schön!" von seinem Sitze emporsprang. Der Bauer sah ihn mit großen Augen ernsthaft an und bemerkte dann im Tone der Warnung: „Rechtschaffener Leute Kind, junger Herr!

Der Jüngling mochte nicht darauf geachtet haben. Er antwortete nichts und ging, nachdem er dem Wagen eine Weile nachgesehen hatte, in seine Wohnung, sich für den Mittag im Cursaale umzukleiden.

II.

Anton war bisher mit spielendem Leichtsinn durch das Leben gegangen. Vorsorgliche Aelternliebe hatte dem einzigen Sohne den Pfad geebnet. Er wußte, daß großer Reichthum, eine fruchtbringende Thätigkeit, ein genußvolles Leben seiner warteten, wenn er einst die theoretische und praktische Bildungsschule für seinen Beruf durchgemacht haben würde, welche sein Vater, ein reicher Fabrikant, ihm vorgezeichnet hatte. Im vollen Besitze alles Dessen, was ihm wünschenswerth erschien, hatte er Niemand beneidet und Alles auf das Beste gefunden in dieser Welt, mit Ausnahme des Absolutismus und der Bureaukratie, welche sein Vater seit Jahren bekämpft hatte, so weit dies in den gegebenen Verhältnissen möglich gewesen war.

Die preußische Revolution, welche seinen Vater in die Nationalversammlung und bald zu einem bedeutenden Staatsamte geführt, fand in Anton einen lebensfrohen, unverdorbenen Jüngling. Von Jugend auf gewöhnt, im Vaterhause Unterhaltungen über die Erstrebungen einer constitutionellen Verfassung zur Hebung des dritten Standes zu hören, hielt er die Revolution für beendet, die nothwendige Ordnung für hergestellt, als sein Vater und dessen Standes- und Gesinnungsgenossen durch diese Um-

wälzung jene Geltung im Staate erlangt hatten, nach der sie bis dahin vergeblich getrachtet. Die ebenso berechtigten Ansprüche des vierten Standes, der arbeitenden Klasse, dünkten ihm eine durch die Gewalt der Ereignisse hervorgebrachte, vorübergehende Aufregung, weil diese Volksklasse nach seines Vaters Meinung keine größern Anforderungen an den Staat und an das Leben zu machen berechtigt war, als man sie ihr bisher zugestanden hatte. Anton's Irrthum war aber für ihn ein verzeihlicher. Er kannte das Volk nur aus den Fabriken oder von den Gütern seines Vaters, und dieser hatte immer redlich für seine Untergebenen Sorge getragen. Es hatte Niemand Noth gelitten von all seinen Arbeitern und Insassen. Gerade darum aber glaubte Anton dem Vater unbedingt vertrauen zu dürfen, wenn er die immer lebhafter werdenden Forderungen der Demokratie als thörichte Maßlosigkeiten verdammte, und die politische und materielle Abhängigkeit des vierten Standes von den Besitzenden und Gebildeten, als eine Nothwendigkeit, ja als einen Segen für die Arbeiter selbst bezeichnete.

Indeß trotz den mit Bestimmtheit ausgesprochenen Ansichten seines Vaters wurde der Kampf der Demokratie gegen den immer deutlicher hervortretenden absolutistischen Constitutionalismus des ersten preußischen Ministeriums nicht geringer, sondern immer lebhafter und war in voller Kraft entbrannt, als Anton von einer norddeutschen Handelsschule durch seinen Vater nach Berlin zurückgerufen wurde. Der Sturz des ersten Ministeriums, die Ernennung des zweiten, hatten bald darauf seinem Vater die Stelle eines Geheimen Rathes verliehen. Der Fabri-

kantenstolz desselben, der sich von jetzt ab mit dem Hochmuthe des Beamten vereinigte, trug dazu bei, den einst scharfsichtigen Mann gegen die Bedeutung der Zustände zu verblenden und gegen die Demokratie zu erbittern, welche ihn bereits als einen der entschiedensten Feinde fortschreitender Umgestaltung des Staatswesens, als einen der eifrigsten Vertheidiger des Rückschrittes anklagte.

Für Anton aber war die ganze revolutionaire Bewegung bei seiner Ankunft in der Residenz nur eine neue Art der Belustigung gewesen. Die Wechselfälle des parlamentarischen Kampfes hatten ihn beschäftigt, wie der Ausgang eines Wettrennens; die Volksversammlungen, die Clubs, ihre Redner, ihre Demonstrationen waren ihm Gegenstände einer angenehmen Unterhaltung gewesen. Die ganze revolutionaire Aufregung, welche die tägliche Gleichförmigkeit des Lebens zerstörte, so daß es selbst seinem strengen, bis auf die Minute pünktlichen Vater jetzt unmöglich fiel, die frühere Regelmäßigkeit in seinem Hause aufrecht zu erhalten, waren dem Sohne als eine wahre Segnung der Freiheit erschienen. Diese leichtsinnige Zufriedenheit hatte jedoch nur einige Wochen gedauert. Sie war bald vor den Anklagen und Vorwürfen gewichen, welche die Opposition gegen seinen Vater erhoben hatte.

Die Sitzungen der Nationalversammlung, der Volksvereine wurden ihm aus Verehrung für den Vater, aus Sorge um ihn, zu Gegenständen einer ernsten und aufmerksamen Theilnahme; wo man seinen Vater am härtesten anzuklagen pflegte, fehlte er selten, und mehrmals war er zu heftigen Aeußerungen verleitet worden, die ihn in unangenehme Händel verwickelt hatten. Aber weder

diese, noch die Ermahnungen seines Vaters vermochten ihn von den Volksversammlungen fern zu halten; denn die Stimme der Wahrheit verfehlt ihre Wirkung auf unverdorbene Naturen niemals. Von der Erbitterung, welche er gefühlt, als er die ersten Anklagen gegen seinen Vater gegen die Partei der Fabrikanten und Privilegirten gehört, ging sein Verstand bald zu der Frage über, ob denn diese Partei so unbedingt in ihrem Rechte, das Volk so unbedingt im Unrechte sei, als er es im väterlichen Hause zu hören gewohnt war? Die Forderungen der Demokratie schienen ihm groß, schwer erfüllbar für den Augenblick, dennoch konnte er sich nicht verbergen, daß man in den ersten Tagen nach der Revolution Versprechen und Zugeständnisse gemacht hatte, die man jetzt nicht mehr zu halten gesonnen war. Er konnte sich nicht verbergen, daß die Partei der ersten Ministerien das Volk nur als Mittel für den eignen Zweck benutzt habe und keinen Vortheil zum Besten des vierten Standes aufzugeben gedachte, obschon sie nach wie vor verlangte, daß der Adel die Vorrechte opfern sollte, welche den dritten Stand beeinträchtigt hatten. Anton's Gerechtigkeitsgefühl empörte sich gegen diese Unbilligkeit, Mißtrauen gegen seinen Vater, gegen die Partei, welcher dieser angehörte, faßte in ihm Wurzel.

Mit Freimuth sprach er dem Vater aus, was er empfand. Aber ein Hauptzug in dem Charakter desselben war Geringschätzung gegen die Jugend und Alles, was er den unpraktischen Idealismus derselben nannte. Wenn Anton, von dem immer reger werdenden Drange nach Wahrheit getrieben, plötzlich seine ganze Zeit dem Studium staatswirthschaftlicher Bücher und dem Umgange mit Männern

zuwendete, von denen er Belehrung über die ihn beschäftigenden Fragen und Zweifel zu erhalten hoffen konnte, so ließ der Geheimrath dies ruhig geschehen, weil er zuversichtlich annahm, sein Sohn, sein Fleisch und Blut, müsse bald mit Verachtung von dem Studium der Theorien ablassen, die zwar als Theorien ihre Richtigkeit haben könnten, in der Praxis aber ein für allemal unausführbar blieben. Daß jede in sich richtige Theorie im Leben früher oder später auszuführen sei, war eine Erkenntniß, gegen welche der Geheimrath sich mit voller Energie sträubte, weil sie ihm nicht in seine gewohnte Vorstellungs- und Handlungsweise paßte. Da sich der dritte Stand, die im Großen Gewerbtreibenden, für den Augenblick an die Spitze der Bewegung gebracht hatten, wie es für ihre Ansichten paßte, zweifelte der Geheimrath nicht, daß er die Bewegung, welche er anregen geholfen, auch aufhalten und stille stehen machen könne, wie die Räder seiner Maschine, sobald das Fortschreiten ihm nicht mehr gelegen sei. Das, was ihm angemessen oder nicht angemessen war, bildete den Maßstab für seine Ansichten. Von dem Centrum der Selbstsucht ausgehend, war er ein Mann der Bewegung, ein Vertreter des Fortschritts, sobald es galt, den Adel und die Kirche niederzuhalten, ein Freund des Stillstandes, wenn die Rechte der kleinen Gewerbtreibenden, der Handwerker, Bauern, Arbeiter gegen den dritten Stand geltend gemacht werden sollten; und er war dies Alles, ohne in seinem Gewissen beunruhigt zu werden, er war es mit voller Ueberzeugung, weil er sich vor jeder bessern Einsicht mit der Energie der Beschränktheit absperrte, die sich nicht stark genug fühlt, einen

neuen Weg mit Kraft und Erfolg zu betreten. Er, der einst den Hochmuth der Bureaukratie in unausgesetzten Kämpfen verfolgt hatte, war der hochmüthigste Beamte geworden, während er sich willenlos den Forderungen des Hofes fügte, dessen früher von ihm selbst verspottetes Formenwesen ihn umgarnte und bestach. Vollständig beherrscht von einer im Stillen wirkenden Partei und als Werkzeug gebraucht für Plane, welche er verworfen hätte, wäre er scharfsichtig genug gewesen, sie zu durchschauen, glaubte der Geheimrath und mit ihm auch die Minister, den Hof nur als ein Mittel zu benutzen, mit dem man die Demokratie niederhalte, und bald war die Partei des Geheimraths sowohl durch ihre Selbstüberschätzung, wie durch ihre falsche Demuth in die traurige Stellung betrogener Betrüger gerathen.

Anton, mit seinen Fragen, seinen Vorstellungen von dem Vater abgewiesen, der in des Sohnes Glauben an die väterliche Einsicht lange Zeit ein starkes Mittel in der Hand gehabt hätte, ihn für sich zu gewinnen, Anton blieb sich selbst überlassen und fing an mehr und mehr Vertrauen zu den Männern zu fassen, welche sich an der Spitze der Opposition befanden. Aber der Vater bemerkte es und suchte ihn davon zurückzuführen. Er wählte dazu einen praktischen Weg. Eine Reise, die er im Auftrage des Ministeriums durch verschiedene Provinzen zu machen hatte, und auf der sein Sohn ihn begleiten sollte, bot die schicklichste Gelegenheit, ihn vor allen Dingen von Berlin zu entfernen und ihn dann in nahe Berührung mit den Volksklassen zu bringen, welche sein Vater für die alleinigen Träger des Staates, der Industrie und der Intelligenz zu halten gewohnt war.

Unter den Einflüssen dieser Reise, auf welcher der Geheimrath vorzugsweise mit Regierungsbeamten, gewerbtreibenden Gutsbesitzern oder güterbesitzenden Handelsherren und Fabrikanten zu verkehren hatte, erblichen in Anton's Seele die ersten Eindrücke jener Ueberzeugungen wieder, die noch nicht stark genug gewesen waren, um selbständig Wurzel in ihm zu schlagen. Die Grundsätze seines Vaters, von diesem bei jedem Anlasse erläutert, wo es sich zu Gunsten der Besitzenden, zum Nachtheil der Demokratie bewerkstelligen ließ; dieselben Grundsätze wiederholt von Beamten, welche großer Achtung genossen und untadlig waren in ihrem Privatleben, wiederholt von Gutsbesitzern und Fabrikanten, deren Familien im weiten Umkreise durch Wohlthätigkeit sich Verehrung erworben hatten, gewannen Anton dem Vater wieder. Er fing an sich zu bescheiden, er glaubte sich geirrt zu haben, und nahm es ruhig hin, wenn der Vater von der phantastischen Verblendung sprach, zu welcher der Schwindel des Revolutionsfiebers auch seinen Sohn so weit hingerissen habe, daß er bereits an die Utopien der Volksbeglücker geglaubt habe, und auf dem besten Wege gewesen sei, aus einem tüchtigen praktischen Menschen ein nutzloser unruhestiftender Ideologe zu werden, was gar nicht für den Sohn eines staatsmännisch gebildeten Vaters gepaßt haben würde. Zufrieden, Anton von diesem Irrthume zurückgebracht zu haben, hatte nach beendeter Amtsreise der Geheimrath sich nach Pyrmont begeben, die Cur zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit zu brauchen, und hier war es, wo der Jüngling uns zuerst begegnete.

III.

Schon am Abend jenes Tages sah Anton, als er mit seinem Vater in Begleitung anderer Curgäste den gewohnten Abendspaziergang machte, die Bauernfamilie wieder, welche ihm am Morgen bei ihrer Ankunft durch die Schönheit der Tochter aufgefallen war.

Ein großes wollenes Strickzeug in der Hand, ging das schöne Mädchen neben der ebenfalls strickenden Mutter und Muhme einher, während sein Vater mit dem ehemaligen Gardisten folgte, und die kleinen Jungen neugierig vor der ersten Bude der Allee die aufgestapelten Herrlichkeiten an dem Schaufenster betrachteten.

Anton machte die Herren aufmerksam auf das Mädchen. Alle wendeten sich dorthin, und der Wirth vom Birkenhof zog, als er des Geheimraths ansichtig wurde, den Hut vor diesem ab. Der Geheimrath blickte ihn gleichfalls an, erwiderte den Gruß, setzte aber seine Unterhaltung mit den andern Herren fort, und der Bauer ging ruhig seines Weges weiter.

Indeß am andern Morgen traf man sich abermals, und diesmal trat der Landmann mit der Frage an den Geheimrath heran: „Nun, Herr Geheimrath, denn so ist ja jetzt wohl Euer Titel, wie geht's denn da unten in Berlin?"

Dem Geheimrath gefiel die Anrede aber keineswegs. Er kannte den Bauer wohl. Schon vor langen Jahren war er mit ihm in verschiedene Berührungen gekommen, und in neuerer Zeit war Schmidt einer der Wähler gewesen, dessen bedeutender Einfluß auf seine Nachbarn und Freunde des damaligen Fabrikanten Wahl in die Nationalversammlung, und damit die Berufung desselben zu der Stelle fast verhindert hatte, welche dieser jetzt mit so großer Genugthuung behauptete. Einer der reichsten Bauern Westphalens, stand Schmidt im ganzen Lande wegen seiner tüchtigen Wirthschaft, seiner Einsicht und Rechtschaffenheit in hohem Ansehen.

Er mochte nicht viel über vierzig Jahre alt sein. Die große, schon dem Starkwerden des Alters sich zuneigende, aber doch sehr kräftige Gestalt trug den Kopf fest und stolz auf den Schultern, und die dunkeln Augen sahen mit aufmerksamer Sicherheit um sich her. Die bräunliche Hautfarbe, das kurz geschnittene schwarze Haar, die scharfen Formen der Nase und des Mundes gaben ihm einen Ausdruck der Selbständigkeit, des Selbstbewußtseins, den die kurze und bestimmte Redeweise noch erhöhte, mit der er gegen die Gewohnheit seiner Standesgenossen sich auszudrücken pflegte. Dies Selbstbewußtsein verrieth sich sogar in der sorgfältig gehaltenen Kleidung, obschon sie nicht im Geringsten von der allgemein üblichen Tracht der Bauern abwich. Die Kniehose und die Weste von schwarzem Halbsammt waren, die erstere mit silbernen Schnallen, die zweite mit vielen seidebesponnenen Knöpfen geziert. Ueber das locker gebundene schwarzseidene Halstuch fiel ein in Klosterarbeit genähter Hemdekragen als Auf-

schlag herüber. Der weißleinene Rock mit kurzer Taille und langen Schößen war mit Scharlachtuch gefüttert und an Aermeln und Brust mit großen silbernen Knöpfen besetzt. Die starken Schuhe hatten silberne Schnallen, von der Taschenuhr hingen an silberner Kette silberne Petschafte herab, und sowohl der Knotenstock als die braungerauchte Maserpfeife waren mit reichen Silberbeschlägen versehen.

Nur ein wenig hatte er den großen runden Hut von schwarzem Filz bei der Begrüßung gelüftet, und stützte sich, die Füße breit von einander gestellt, gleichsam sitzend auf den Knotenstock, den er in der rechten Hand hinter sich festhielt, während er mit der linken die Pfeife für einen Augenblick aus dem Munde nahm. So hatte er vor dem Geheimrath in einer Weise Posto gefaßt, welche eine ausführliche Antwort zu erwarten schien, weil sie sich berechtigt hielt, sie zu fordern.

Der Geheimrath blickte ihn befremdet an, ein Zug von zornigem Hochmuth flog über sein Gesicht, aber er verschwand ebenso schnell. Zu einem Lächeln übergehend, reichte er dem Wirth die Hand und nöthigte ihn, sich mit ihm auf der nächsten Bank niederzulassen, weil sich dergleichen im Stehen nicht gut bespreche.

„Ihr fragt mich, wie es geht, Herr Schmidt, und werdet es doch selbst am besten aus den Zeitungen wissen, da Ihr ja ein eifriger Politiker und Zeitungsleser seid," sagte er. „Ich denke, man sollte wohl zufrieden sein im Lande mit dem, was wir in ein paar Monaten geleistet haben, seit wir am Ruder sind. Es geht jetzt schneller vorwärts, als vor den Märztagen, da noch all die ge-

lehrten Herren am Ruder saßen, dicke Bücher durchstudirten und lange Erlasse durch die Bureaus hin- und herschrieben, ehe Dinge entschieden wurden, bei denen Alles auf die augenblickliche Entscheidung ankam. Das geht jetzt anders, wie?"

„Ob Processe jetzt schneller beendigt werden als zu der andern Zeit, das kann ich nicht wissen, Herr Geheimrath, denn ich habe nie einen Proceß gehabt; aber daß es rasch vorwärts geht mit dem, was vorwärtsgehen müßte, das sehe ich noch nicht," meinte der Wirth mit langsamer Bedächtigkeit. „Es ist noch leeres Stroh genug gedroschen worden, auch jetzund wieder!"

„Was nennt Ihr leeres Stroh?"

„Das, was keine Frucht hat, wie Eure Adreßdebatten und dergleichen Kram!"

„Ihr werdet doch wohl wissen, daß eine Adresse üblich ist in allen constitutionellen Staaten!" warf der Geheimrath hin.

„In allen Staaten, wie wir sie gehabt haben, Herr Geheimrath, wird's wohl so gewesen sein! Aber wenn man sich eine neue scharfe Pflugschar angeschafft hat, ackert kein Mensch mehr mit der alten, abgenutzten. Was wir vom Könige wollten, das hat er gewußt, und das hat er zu leisten auch versprochen am neunzehnten vom März; daß wir dagegen Steuern zu leisten haben, wußten wir auch. Wozu also ist das wochenlange Streiten gewesen um diese Adresse, die dem Lande eine gute Summe gekostet hat an unnützen Diäten für die Herren in Berlin!"

„Wollt Ihr ernten gleich nach der Saat?" — fragte der Geheimrath. Da aber der Wirth nicht darauf ant-

wortete, sondern in langen Zügen den Taback seiner Maserpfeife rauchte, fügte Jener hinzu: „Gesetze, mein werther Mann, sind eine Saat, die sorglich gepflegt sein will, wenn sie gedeihen soll. Das schießt nicht über Nacht empor, das macht sich nicht im Handumwenden!"

„Ist aber doch viel schneller gegangen, als man Anno Sieben von Tilsit aus Gesetze gab und die Hörigkeit aufhob; ist auch schneller gegangen Anno Dreizehn, als die Landwehr eingerichtet wurde. Macht nur die Gesetze fertig ohne viel Federlesens, ohne Verklausulirungen und Rückhalt, und dann seht zu, wie rasch sie Wurzel schlagen werden, wenn sie nur was taugen!

„Und was nennt Ihr Gesetze, die etwas taugen? Welche Gesetze wollt Ihr gegeben haben, die Euch so dringlich erscheinen, daß Ihr sie nicht erwarten könnt?"

Schmidt blickte dem Geheimrath erst mit einem schlauen Lächeln in's Gesicht, stemmte dann den Stock zwischen den Knieen in die Erde, faltete beide Hände darüber, stützte das Kinn darauf und sagte, vor sich niederblickend: „Warum ist denn das Gesetz über die Volksbewaffnung noch nicht gegeben, die man uns doch versprochen hat, und durch die man das heillose Geld sparen könnte, das jetzt auf die Soldaten verwendet wird, während wir unserer Kinder Arbeit entbehren auf der eignen Scholle? — Warum ist noch kein Gesetz gegeben, daß wir Zucker, Kaffee, Wein und Eisenwaaren so billig haben können, wie sie es unten an der Weser im Friesischen und Oldenburgischen kaufen, während wir hier fast das Doppelte dafür zahlen? Ich nenne nur so, Herr Geheimrath, was mir gerade in den Kopf kommt."

Der Ton, in welchem der Landmann diese Worte sprach, war im hohen Grade herrisch; er hatte den Geheimrath dabei nicht angesehen, als glaube er, daß er seinen Blick zu scheuen habe. Dieser fuhr verdrießlich empor: „Ihr sprecht, wie Ihr es versteht. Wollte man Euch willfahren und solche Gesetze geben, Ihr würdet sehen, wohin es mit Euch käme."

„Wohin es käme? — Dahin, daß wir mehr Arbeitskraft verwenden könnten auf das Land, also mehr produciren könnten; dahin, daß wir unser Getreide in England besser bezahlt bekämen, wenn man hier keinen Zoll von englischen Waaren erhöbe. Ihr würdet dann freilich Euer Rothgarn und Eure Kattune schlechter bezahlt bekommen als bisher, aber meint Ihr nicht selbst, daß wir Euch auch unsertwegen und nicht blos Euretwegen nach Berlin geschickt haben?" Dabei sah er den Geheimrath gleichsam scherzend an, so daß dieser sich gezwungen sah, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Ihr sprecht das wohl so hin und es klingt auch gut — hat aber seinen Haken!" entgegnete er ihm, indem er aufstand, seine lange, steife Gestalt fest in den Paletot einhüllte, die hohen Vatermörder in die rechte Stellung brachte und mit dem Bemerken, daß er umhergehen müsse, um sich im Sitzen nicht zu erkälten, von dem Bauer fortzukommen suchte. „Ich will Euch das ein ander Mal erklären," sagte er herablassend, und ging mit seinem Sohn davon, der inzwischen an die Familie des Birkenhöfer Wirths herangetreten war.

IV.

So gleichgültig der Geheimrath die Begegnung mit dem Birkenwirthe abgefertigt hatte, so verdrießlich war sie ihm gewesen; denn wenn gehaltene Naturen es auch vermögen, einen Tadel, und wenn es ein ungerechter wäre, schweigend hinzunehmen, so ist dies eiteln Menschen selbst dann unerträglich, wenn ihr Hochmuth dem Tadler die Fähigkeit abspricht, überhaupt ein richtiges Urtheil zu fällen. So hoch sie sich stellen, werden sie in ihrem Innern von jedem Pfeile getroffen, den der Niedrigststehende gegen sie schleudert, und so wenig sie geneigt sind, der fremden Meinung zu folgen, so eifrig streben sie darnach, sie für sich zu gewinnen. Das giebt ihnen eine Rastlosigkeit und zugleich den Wunsch, zu gefallen, durch den die sonst unvermeidliche Starrheit des Hochmuths gebrochen, ja bis zur schmeichelndsten Zuvorkommenheit verwandelt werden kann.

Die Angriffe, welche das Ministerium, dem er angehörte, und er selbst fast täglich durch die Presse erlitten, wies der Geheimrath mit kalter Geringschätzung ihrer Urheber von sich zurück und hielt sie keiner Beachtung werth. Daß aber ein Bauer, daß der reiche Birkenhofer, den sie scherzend den Bauernkönig von Westphalen nann-

ten, ihm harte Vorwürfe in das Gesicht zu sagen wagte, das ließ ihm keine Ruhe.

Fast neidisch bemerkte der Geheimrath die an Ehrfurcht grenzende Weise, in welcher das ganze anwesende Landvolk sich gegen Schmidt verhielt, der in zutraulicher Herablassung Jedem freundlich Rede stand und immer von einem Kreis von Landleuten umgeben war, von denen seine Aussprüche wie Orakel verehrt wurden. Eine gleiche Auszeichnung schien sich auf seine ganze Familie zu erstrecken, und selbst seiner hochbetagten Schwester, der lahmen Margarethe, wurde sie zu Theil, obschon die Art, in welcher sie sich kleidete, fast ärmlich aussah neben dem stattlichen Auftreten der übrigen Familie.

Vergebens hatte der Geheimrath gehofft, Schmidt werde im Laufe des nächsten Tages wieder an ihn herantreten, ihm die versprochenen Erklärungen abzufordern, aber weder das vertrauliche Grüßen, noch das freundlich hingeworfene „Guten Tag, mein Herr Malcontenter!“ bewogen diesen, einen neuen Schritt dem Geheimrath entgegen zu thun.

„Er weiß jetzt, was ich von Denen in Berlin halte,“ sagte er sich, „und kann er sich rechtfertigen, so wird er schon von selber anfangen, wo nicht, so weiß ich, was ich davon zu halten habe, und will ihn kommen lassen. Ich brauche ihn nicht, aber er kann mich brauchen, und er ist keiner von Denen, die ihren Vortheil aus dem Auge setzen.“

Aehnliche Bemerkungen mochte der Geheimrath sich selbst gemacht haben, als er am Morgen des dritten

Tages Anton in eine Unterhaltung mit dem Wirth verwickelt sah.

Nach den beantworteten Fragen über das Woher, über Alter und Beruf, war Anton bereits zur Erzählung der Berliner Vorfälle übergegangen, denen sowohl die Tochter des Landmanns als die alte Margarethe aufmerksam zuhörten, während der junge Bauer, den wir am ersten Tage unter dem Namen Friedrich kennen gelernt, abseiten stehend und anscheinend mit Schmidt's Frau und deren Knaben beschäftigt, kein Wort von Demjenigen verloren hatte, was die Andern sprachen.

Diesen Augenblick benutzte der Geheimrath, ebenfalls heranzutreten und sich in die Unterhaltung einzumischen. „Nun, Margarethe, wie geht's?" sagte er, während er ihr die Hand hinreichte, „noch immer in Iserlohn?"

„Kennst Du die Margarethe?" fragte Anton verwundert seinen Vater.

„Haben sie Dir das nicht gesagt?" entgegnete der Geheimrath, der heute seine gemüthliche Laune zu haben schien. „Wir sind alte Bekannte, die Familien sind schon lange im Lande."

„Die Schmidt's wohl, Herr Geheimrath," meinte der Wirth, „denn ich bin, wie es aus dem Kirchenbuche zu sehen ist, der Achte unseres Namens, der auf dem Birkenhof sitzt, indeß, wie Ihr Herr Vater zuerst in unsere Gegend gekommen ist, das können sich die Leute noch erinnern, es ist noch keine fünfzig Jahre her."

„Der junge Herr sieht aus wie er," bemerkte Margarethe. „Er war auch nicht viel älter, als er zuerst mit seinen Rothgarnproben auf den Hof gekommen ist."

Weder der Bauer noch der Geheimrath schienen ihre Worte zu beachten, oder dieses Gespräch fortführen zu wollen, denn der Letztere fragte plötzlich, ob Schmidt viele Kinder habe. Er antwortete, er hätte fünf gehabt, drei Söhne und zwei Töchter; die älteste Tochter sei verheirathet, der älteste Sohn gestorben. „So habe ich," fuhr er fort, „jetzt nur noch die Marie im Hause und die beiden Buben. Den Größten will ich studiren lassen, der Jüngste bekommt den Birkenhof, wie sich's gebührt!"

„Schmidt," fiel ihm da plötzlich der Geheimrath in das Wort, „Ihr gehört ja auch zu denen, die es nicht abwarten können, daß die Privilegien aufgehoben werden, wie möcht's Euch denn gefallen, wenn wir nun mit einem Male ein Gesetz erließen, das mit der unverantwortlichen ritterlichen Fideicommißwirthschaft auch Euer eben so unverantwortliches Erbrecht aufhöbe, bei dem die ganze Familie leer ausgeht dem jüngsten Sohn zu Liebe?"

„Das Gesetz würde kein rechtschaffener Wirth, kein rechtschaffener Vater beachten, Herr Geheimrath!" sagte fest der Wirth. „Ueber sein Hab und Gut hat Jeder selbst zu bestimmen; das Recht werden wir uns auch nicht nehmen lassen in Westphalen, der Baner so wenig als die Ritterschaft."

„Ihr habt gut sprechen," bemerkte Jener, „da Ihr der Jüngste seid, aber fragt einmal Eure ältern Geschwister, ob die damit zufrieden waren? Die Margarethe hätte wohl auch einen Mann gefunden, hätte sie Haus und Hof gehabt wie Ihr."

Die Alte sah unter ihren buschigen Augenbrauen ihm fest in das Gesicht. „Macht Euch keine Sorge darum,

Herr!“ sprach sie, „ich hätt 'nen Mann auch ohne das gefunden, aber ich habe nicht gewollt. Und daß der Jüngste Hof und Land erhält, das gebührt sich so. Die Großen können sich helfen, wenn sie groß gezogen sind, für den Jüngsten muß gesorgt sein. Unser Aeltester war schon Vicar-Adjunct, wie der Vater und die Mutter starben, der Kunz war aber noch ein Kind. Was hätte aus dem werden sollen, hätte er nicht den Hof gehabt, und wäre ich nicht im Hof geblieben, bis er selber wirthschaften und heirathen gekonnt hat?“

„Und,“ fuhr Schmidt fort, „glaubt Ihr, daß wir Westphalen auch Hof und Land wollen zertheilen lassen, wie das bei Euch am Rheine geschieht, wo Niemand sich ernähren kann auf der ererbten Ruthe, und dann Gott danken muß, wenn die Fremden aus den andern Provinzen kommen, die parcellirten Stücke zusammenzukaufen und die Besitzer in Instleute und Häusler zu verwandeln?“

Der Geheimrath lachte. „Ihr sprecht ja ganz wie Euere Standesherren, die auch fest an dem Alten hangen.“

„Und daran thun sie wohl!“ fiel ihm Schmidt in das Wort. „Hätten wir Alle das immer gethan, so wäre es anders im Lande, so wäre es, wie es unsere Altvordern gehabt haben. Der Bauer säße frei und ungeschoren auf seinem Hofe, die Fürsten mietheten sich ihre Soldaten unter den Leuten, die nichts zu thun haben, als Soldaten zu werden, die Kirche und unsere angestammte Ritterschaft hätten das Ihre, und es wäre nicht so weit gekommen, daß man jetzt selbst daran denken muß, sich mit den Seinen bewaffnen zu lassen, um sich Recht zu schaffen gegen die ganze Beamtenschinderei, die

uns mit ihren Paragraphen und Gesetzen am liebsten von Haus und Hof vertriebe, um lauter loses Volk zu haben, das nach jeder Pfeife tanzt. So weit ist's aber noch nicht in Westphalen, und soll wohl auch nicht so weit kommen!"

„Fahrt nur so fort, Schmidt," sagte der Geheimrath, „macht nur durch Eure Reden recht viel Unzufriedene im Lande, die der Regierung widerstehen, und dann seht zu, wer Euch gegen das Communistengesindel schützen wird, das von Frankreich und Belgien in das Land hereinbricht!"

„Sind noch nicht da, Herr Geheimrath! — Vor dem, was einmal kommen kann, sperr ich mein Thor nicht zu. Unsere schlimmsten Communisten, die wir im Lande haben, das sind Diejenigen, die reich werden auf unsere Kosten, die fett werden von unserm Schweiß, und die von oben auf uns herabsehen, weil wir sie da oben hinaufgebracht mit unserer Hände Arbeit. Vor denen haben wir uns zu schützen, die haben wir weg haben wollen, als wir hier gewählt haben für Frankfurt und Berlin — und nicht, um uns neuen Sand in die Augen streuen zu lassen!"

Allmälig waren noch mehrere Landleute hinzugetreten, sie waren aus denselben Kreisen, sie waren ebenfalls aus dem Wahlkreis des Geheimrathes gewesen, und dieser sah sich in der peinlichen Lage, entweder diese Leute mit ihren Anfragen und Forderungen auf das Bestimmteste abzuweisen und sich dadurch eben so unpopulär zu machen als das Gouvernement, dem er angehörte, oder eine Rechenschaft abzulegen, für die in diesem Augenblicke weder der Ort noch die Zeit schicklich waren. Schnell entschlossen wählte er einen Ausweg.

„Es freut mich," sagte er, „daß wir gerade hier einmal in Ruhe längere Zeit zusammenbleiben und uns über das, was noth thut, gründlich besprechen können. Dazu ist aber weder die Promenade, noch die Brunnenstunde gemacht, und ich möchte Euch vorschlagen, daß Ihr morgen gegen Abend zu mir kommt, so viel Ihrer hier aus meinem Wahlkreise beisammen sind. Da kann man denn Alles reiflich überlegen. Sobald ich dann in Berlin bin, wollen wir zuschauen was sich thun läßt, und daß das Nöthigste bald geschieht. Nur im Umsehen müßt Ihr's nicht verlangen!"

Damit ging er von dannen, gab den Nächststehenden die Hand und ließ bei den Meisten den Eindruck eines zutraulichen, gar nicht stolzen Mannes zurück, mit dem doch ein vernünftiges Wort zu reden sei.

Die Besprechung des nächsten Tages fiel denn auch zur Zufriedenheit beider Theile aus. Der Geheimrath hatte viel von der in allen Staatsformen nothwendigen Gliederung der Stände gesprochen, in denen dem ansässigen Bauernstande, als einer der Hauptstützen des materiellen staatlichen Gedeihens, die höchste Berücksichtigung zu Theil werden müsse. Er hatte die Einwendungen und Beschwerden jedes Einzelnen gehört, gewürdigt und zu vertreten versprochen, er hatte seine ganze Thätigkeit ihrer Sache gelobt und dafür nichts weiter verlangt, als etwas Geduld, und daß man ihn während der paar Wochen, die er seiner Cur wegen in Pyrmont zu bleiben habe, ruhen lassen möge, damit er nachher um so eifriger an's Werk gehen könne. Das Alles hatte

man eingesehen und zugestanden, und war im besten Vernehmen von einander geschieden.

Da nun außerdem der Geheimrath gewordene Kaufherr, so oft sich eine Gelegenheit dafür bot, freundlich mit den Landleuten verkehrte, was ihm in den Augen seiner Standesgenossen, deren eine große Anzahl mit ihren Familien im Bade war, einen guten Anschein gab, so wuchs er in der Gunst seiner Wähler von Tag zu Tag, und diese wie die ganze Gesellschaft wendeten ihm Achtung und Ehrenbezeigungen zu. Nur der Schmidt vom Birkenhof blieb unbestechlich, und mit ihm der Friedrich, der eine Abneigung zu haben schien gegen den Vater sowohl als gegen dessen Sohn.

Im Gegensatz dazu verrieth die alte Margarethe aber eine lebhafte Theilnahme für Beide, welche sich jedoch besonders dem Sohne zuwendete. Sie unterließ es niemals, ihm wenigstens einen „Guten Tag" zuzurufen, wenn er mit den Damen seines Umgangskreises einherging, oder mit irgend einer Frage an ihn heranzutreten, wenn sie ihn allein traf; und Anton seinerseits fand bald ein eben so großes Gefallen an der Absonderlichkeit der Alten, als Bewunderung für die Schönheit ihrer Bruders-Tochter.

Es lag aber auch etwas Eigenthümliches in dem Wesen und in der ganzen Erscheinung der alten Bäuerin. Ihr schwarzer Rock, die gleichfalls schwarze Jacke und Schneppenhaube, der es an allen üblichen buntfarbigen Verzierungen fehlte, machten ihr bleiches Gesicht, in dem die starken Pockennarben die ursprüngliche Schönheit der Form nicht zerstört hatten, noch bläsſer erscheinen. Die Augen, obschon von matter Farbe und nicht groß, der

festgeschlossene Mund, hatten sehr viel Ausdruck, und selbst das Hinken konnte trotz ihrer sechszig Jahre es nicht verhindern, daß sie sich gerade und aufrecht hielt, wie Eine von den Allerjüngsten. Immer mit dem Strickstrumpf beschäftigt, wendete sie wenig Rücksicht auf die kränkliche Schwägerin, während der Bruder, die kleinen Bruders-Söhne und vor Allen die Bruders-Tochter ihr werth waren wie ihre Augäpfel.

Wie der Bruder hielt sie darauf und wußte es überall geltend zu machen, daß sie einer der ältesten Familien des Landes angehöre, aber ihr fehlte seine daraus erwachsende selbstzufriedene Abgeschlossenheit. Was in dem Manne Stolz war, das gab sich in dem Weibe als eine Art von Eitelkeit kund. Der Bruder zwang den Leuten, mit denen er zu thun hatte, den Respekt auf, den er zu fordern sich berechtigt hielt; Margarethe strebte nach Anerkennung, um sich durch die Unterordnung ihrer Standesgenossen gehoben zu fühlen. Es freute sie, wenn Städter sie beachteten, sie als ihres Gleichen behandelten, und ihr Streben, sich diesen in ihrer Sprache und Ausdrucksweise zu nähern, ging offenbar nicht allein von ihrem langen Aufenthalte in Iserlohn hervor, wo sie die Wirthin ihres ältesten Bruders, des Vikars, gemacht hatte.

Der Geheimrath selbst, so gern er Schmidt vermied, der an seinem selbstgewählten Deputirten nur den Miethling sah, welcher seine persönlichen Zwecke zu fördern hatte, der Geheimrath selbst hatte die alte Margarethe gern. Er nannte sie ein wunderliches Frauenzimmer und ließ Anton ruhig gewähren, wenn er sich viel mit den Bauern und ihren Frauen zu schaffen machte, weil es

diesen schmeichelte, und dadurch die Popularität von Vater und Sohn noch steigern konnte.

„Nebenher," meinte er zu Anton, „werden sich Deine Begriffe über die allgemeine Gleichheit wesentlich berichtigen, von der man Dich in den Klubs unterhalten hat, und Du wirst einsehen lernen, wie wenig diese Bauern mit der allgemeinen Gleichheit zufrieden wären, wenn sie nun plötzlich ihre Knechte als ihres Gleichen behandeln sollten. Die Welt ist überall dieselbe und der Liberalismus im Grunde bei Niemand mehr als Selbstsucht, die nach Freiheit strebt für sich!"

V.

Fast eine Woche verweilte die Familie vom Birkenhof bereits im Bade, als Anton eines Nachmittags im Spazierengehen Margarethen begegnete, die allein des Weges daher gehinkt kam. Er fragte sie, wohin sie wolle?

„Nach Löwzen, junger Herr," entgegnete Margarethe; „die Wirthin dort ist Schwesterkind mit meinem Vater gewesen. Sie ist krank, da will ich einmal hinauf und sehen, was ihr schadet!"

Ohne Weiteres ging Anton mit ihr. Von der großen Straße bog sie unweit der Hauptallee ab und gelangte in die Kampen. Kamp nennt man im Westphälischen das eingehegte Wiesenland. Diese Kampen, verschiedenen Besitzern gehörend, werden untereinander mit Lattenzäunen abgetrennt, welche fast überall von Schlehdornhecken und niedriggehaltenen Weiden umwachsen sind. Nur immer an einer Stelle ist ein Durchgang gelassen in den Nachbarkamp, breit genug, einem Menschen Raum zu geben und so den Weg durch das ganze Wiesenland zu bilden, das sich hier bei Pyrmont, an der einen Seite bis zur Chaussee des Städtchens Lügde, auf der andern bis zum Fuß der Hügelkette hinzieht. Ein mit Erlen und Weiden

umrandetes, schnell strömendes Flüßchen, die Emme, zieht sich durch das ganze Thal. Es setzt die Maschine der naheliegenden Saline in Bewegung, deren hohe Schornsteine aus der Ebene hervorragen, und treibt weiterhin die Wassermühle, von deren Rädern tausendfach glitzernd das Wasser niederperlte.

Der Himmel war wolkenlos, ein warmes Sonnenlicht ausgegossen über das frische Gras und Laub, alle Berge umher so klar, daß man die Aeste der einzelnen Bäume bis zu den Spitzen der Berge erkennen konnte. Den Wandernden gegenüber zogen sich die detmoldischen Berge hin, an deren Fuße das preußische Städtchen Lügde mit seinem von Karl dem Großen erbauten, achthundert Jahre alten Kirchlein, im Sonnenscheine ruhte. Weiterhin erhoben sich die zu Hessen-Kassel gehörenden Höhenzüge, während rechts die letzten Ausläufer des Teutoburger Waldes, links der Königsberg das Thal abschlossen, von dessen halber Höhe das rothbedachte Försterhaus freundlich herniederschaute.

Auf den eben frisch gemähten Wiesen ging sich's wie auf grünem Teppich, der kräftige Duft des Heus quoll aus den Schobern hervor. Kein Laut regte sich in der ganzen Natur, außer dem Schwirren der Käfer und dem Jubelton aufsteigender Lerchen, die sich, vom Tritte der Nahenden aufgeschreckt, in die Luft schwangen, um bald darauf wieder unterzutauchen in den warmen, duftigen Boden. Ruhig hingestreckt lagen weiße und braune Kühe in den einzelnen Kampen; hie und da hob eine den Kopf empor und schaute mit hellen Augen die Vorübergehenden

an, um den Kopf dann wieder zu senken und den Genuß des Wiederkäuens nicht zu unterbrechen.

Die friedliche Stille hatte etwas Bannendes. Die Wandernden schwiegen Beide, bis Margarethe sagte: „Ist's Einem doch, als dürfte man das liebe Vieh nicht mit seinen Reden stören, so still hat's unser Herrgott ihnen heute zurecht gemacht. Manchmal möcht' ich auch wieder hinaus zum Bruder auf den Birkenhof, aber ich hab's geschworen, in der Stadt zu bleiben, so schwer es Einem im Sonnenschein auch wird, immer die alten Mauern und nicht einmal ein schön Stück Vieh um sich zu sehen!"

Dabei trat sie an eine silbergraue breitstirnige Kuh heran, klopfte ihr den Hals und setzte sich neben dem Thier in's Gras.

„Euer Fuß will wohl nicht weiter fort," sagte Anton und setzte sich neben sie. „Wie seid Ihr denn dazu gekommen, lahm zu sein? Seid Ihr denn so geboren, Margarethe?"

„So geboren? Es ist niemalen noch ein Krippel gewesen unter allen Kindern, die im Birkenhof geboren sind," entgegnete die Alte stolz, „und ich habe so gesunde Glieder gehabt wie nur Eine. Lebte Euer Großvater noch, der könnt's Euch schon sagen, ob ich lahm geboren bin."

„Ihr habt schon oft von meinem Großvater gesprochen und Euch gefreut, daß ich ihm ähnlich sehe," bemerkte Anton, „wo habt Ihr den gekannt? Erzählt mir's doch, ich wollt es Euch schon all' die Tage fragen."

Die Alte sah ihn eine Weile an, dann sagte sie: „Ja, so hat er ausgesehen! Ich hatt's beinah vergessen

und lange Jahre nicht mehr daran gedacht; die Zeit macht ganz vergeßlich. Nun, da ich Euch aber neulich gesehen habe, ist mir's oft, als wär's nicht lange her, und als könnte es Alles noch einmal geschehen. Ich wollte auch, Ihr wäret nicht gekommen! Aber wissen sollt Ihr's, obschon ich nie davon gesprochen habe.

„Als ich jung war wie die Marie und auch wohl schön wie sie, da kam Euer Großvater zu uns in den Hof. Ihr werdet es kaum wissen, denn man wird es Euch nicht gesagt haben, wie der klein angefangen und mit Noth und Sorge gekämpft hat lange Zeit. Der Reiche denkt nicht gern an seine Armuth. Es war Winterszeit und klingender Frost, und Euer Großvater ganz starr von Kälte; denn seine Kleider waren nicht für die Winterszeit. Die Mutter nahm ihn mitleidig auf die Ofenbank, wir mußten Platz machen für ihn; er aß die heiße Suppe mit uns, und als er aufgethaut war und mein Vater ihn ausfragte, erzählte er uns sein Leben. Er war ein Findelkind, das man vor der Thür seines Herrn ausgesetzt hatte. Der hatte ihn auferziehen lassen und ihn dann als Laufburschen, hernach als Gehülfen in seinem Kram gebraucht. Nun ließ er ihn mit dem Rothgarne auf den Dörfern reisen, um Kundschaft zu bekommen unter den Bauern, die das Rothgarn für das Hausgewebe brauchten. Damals webten die Bauern mehr noch selbst, als jetzt, und wenn der Flachs gerathen war, hatten wir drei, auch vier Webstühle im Gange. Nach jenem Tage kam er oftmals in unsere Gegend, und immer kam er wieder in unsern Hof. Wenn wir sein Pferd kommen sahen, freuten wir uns, der Knecht schnallte

unbefohlen das Ränzel ab und führte das Pferd in den Stall; denn Jeder wußte, daß er übernachten würde, so gewiß als ein Kind im Vaterhause übernachtet. Er wußte seine Geschäfte in der Nachbarschaft so einzurichten, daß er die Wege am Tage zu Fuß oder zu Pferde nach den nächsten Höfen und Dörfern machte, und Abends kam er wieder unter unser Dach. Der Vater ließ sich gern von ihm erzählen, wie es in der Stadt aussah; die Mutter hörte, was in der Nachbarschaft geschah, wir mochten ihn Alle gern, ich am allermeisten. Als ich siebzehn Jahre alt war, hatte er mir's gesagt, und ich ihm, daß wir uns heirathen wollten, wenn er zu Etwas gekommen sein würde; denn daß mein Vater mich einem Menschen geben könnte, der nichts hatte als seine neunzig Thaler Lohn, daran war nicht zu denken, und wir konnten ja auch davon nicht leben. So gingen viele Jahre hin. Schreiben konnte er mir nicht; ich konnte damals auch Geschriebenes nicht lesen und habe es erst später vom Vicarius gelernt. Allein zu sprechen bekamen wir uns selten, denn die Mutter hatte es gemerkt, und wir mußten, wenn er vom Birkenhofe wegging, genau den Tag und die Stunde verabreden, in der wir uns nach Wochen und Wochen auf irgend einem Punkte treffen wollten, ehe er wieder nach dem Birkenhofe kam. Da habe ich mich manchmal mit Angst und Noth hinweggestohlen im Sonnenbrande, und in Schnee und Regen, um ihn nur einen Augenblick allein zu sprechen, und habe ihm Alles geglaubt, was er gesagt hat. Von der Stadt hat er geredet, und wie ich werden müßte, damit ich hingehörte, und tausend Mal hat er sich verschworen, daß

er nicht von mir lassen würde, und ich hab es auch geschworen. Es war von ihm nur eitel Trug!

„Einmal, es war in der Kornernte, bin ich am Abend ihm entgegengegangen und habe immer um mich gesehen, wenn ich aus dem stehenden Korn, an dem ich mich hinschlich, hinaus mußte in's Freie, auf Stoppeln oder Wiesen, denn es war mir den Tag mehr angst als sonst. Im Erlenhag hinter dem Mühlgrunde sollte ich ihn finden, aber er war nicht da, und schon dachte ich, ich würde zurück müssen, ehe ich ihn gesehen hätte, da stand er plötzlich vor mir. Er sah blaß aus, ich meinte er sei krank. Ich fragte ihn, was ihm fehle, denn er küßte mich nicht; aber er sagte, es sei Alles gut. „Wo hast Du Dein Pferd?" fragte ich. — „Beim Schulzen in Freifelde." — „Wie kommst Du denn dahin?" — „Ich will dort nächtigen." — „Wie kommt denn das?" — „Ich muß morgen in aller Frühe nach Iserlohn zurück." — „Weshalb bist Du denn erst gekommen?" — „Um Dir zu sagen, Margarethe, daß ich fort muß, und daß ich in den nächsten Monaten auch nicht wiederkomme."

„Ich war halb todt vor Schreck, nicht über die Worte, sondern über die Art, mit der er das Alles sagte. Es war, als wäre er selbst todt, als wär's nur noch sein Gespenst, das wiedergekommen wäre, mich zu ängstigen und zu quälen, und ich glaubte ihm kein Wort. Das ist ja Alles Lug und Trug! fuhr ich heraus, und mußte weinen, so bitterliche Thränen, wie sie je ein Menschenauge vergossen hat auf der Welt. Darauf fing er auch zu weinen an. Er sagte, er sei doch einmal arm, und sein Herr wolle, daß er die Tochter heirathe, die ein Auge auf ihn

habe. Mich könnte er ja doch nicht bekommen, wenn er auch den Dienst verließe, ein Paar könnten wir einmal nicht werden. Er habe sich das lange schon überlegt. Auf's Land ziehen und ein Bauer werden könne er ja nicht, wenn der Vater selbst was für ihn thun und uns zu einem kleinen Hofe helfen wollte; ich könne doch auch nicht warten, bis er sich in der Stadt ein Auskommen erworben hätte, ich paßte auch nicht hin und würde das Land nie verschmerzen. — — Er sprach immer; ich konnte gar nichts sagen. Zum Abschied wollte er mich küssen. Ich stieß ihn fort von mir. Als er gegangen war, wurde es mir schwarz vor Augen, ich fiel hin wie todt. Die Müllersfrau, die mich fand, schickte den Knecht nach dem Birkenhofe und ließ es sagen. Sie kamen mit dem Wagen und nahmen mich nach Haus. Weil's so heiß gewesen war, ließen sie mir die Ader schlagen, und ich sollte sagen, wie ich in den Erlenhag gekommen war. Ich konnt's aber nicht; denn ich lag lange im Fieber und wußte nicht von mir. Als ich zu mir kam und wieder gehen konnte, kam die Mutter ins Wochenbett mit dem Kunz; darüber vergaßen sie zu fragen, wie ich nach dem Hag gekommen war. Es war große Freude mit dem Kinde; Mutter und Vater waren schon alt, und es hatte es Niemand mehr erwartet. Wenn ich die Freude sah, dachte ich: das ist nun Alles für Dich vorbei; Du wirst kein Kind haben; denn Du kannst ja Deinen Schwur nicht brechen, den Du bei allen Heiligen gethan hast, so gut wie er — und ich habe ihn auch nicht gebrochen."

Ein Anflug von stolzem Selbstbewußtsein zuckte über das leise geröthete Gesicht der Alten und durch den Ton von

Wehmuth, mit dem sie die Geschichte ihrer Jugend erzählt hatte. Sie sah Anton nicht an, nahm aber das Strickzeug auf, das sie eine Weile hatte ruhen lassen, schlug die blaue Wolle um die Finger und setzte ihre Arbeit fort.

„Und was wurde denn daraus?“ fragte Anton.

„Was daraus geworden ist?“ wiederholte Margarethe und legte die Arbeit nieder, „das will ich Euch sagen, junger Herr.“ Dabei faßte sie mit Heftigkeit die Hand des Jünglings und sprach: „Euer Großvater hat schlecht an mir gehandelt, so schlecht, daß weder Er, noch Ihr, noch irgend ein Mensch es jetzt gut machen könnte. Hätte die heilige Vehme noch gelebt, die einst zu Gericht gesessen hat auf unsrer rothen Erde, die würde ihn gefunden haben für den Meineid. Jetzt aber geht's frei aus, und die Zeiten und die Menschen werden darum schlechter.“

Sie hielt abermals eine Weile inne, dann fuhr sie fort: „Als wieder die Zeit heran kam, in der er sonst bei uns einzutreffen pflegte, blieb er aus, es kam ein Anderer statt seiner. Der Vater fragte nach ihm, die Mutter auch, es hieß, er sei wo anders hingeschickt, er würde später in die Gegend kommen. Den Leuten aber, die auch wissen wollten, wo er denn geblieben sei, sagte der Neue: „Er wird heirathen, und da er eine Liebschaft gehabt hat mit der Tochter vom Birkenhof, will er nicht hierher!“ — Das ging wie ein Heckfeuer umher, und kam auch auf den Birkenhof. Die Leute besannen sich auf meine lange schwere Krankheit, und wenig fehlte, so hätten sie mir Kirchenbuße aufgelegt. Mein Vater war wild vor Zorn; ich sollte gestehen, daß ich gesündigt hätte; ich hatte nichts zu gestehen, ich hatte nichts gesündigt.

Mit einem Faustschlage stieß er mich zur Erkerkammer hinaus, vor Weinen verfehlte ich die Stiege. Ich brach das Bein und bin lahm geblieben all mein Leben lang.

„Die Nachbarstöchter drehten sich von mir, als ich wieder unter die Leute kam, das junge Mannsvolk ließ mich in der Ecke stehen, tanzen konnte ich auch nicht mehr. Ich konnt's nicht aushalten, den Aeltern fraß es das Herz ab. Da wurde der Aelteste Vicar-Adjunct im Münsterschen. Den erbarmte es, und er nahm mich fort. Bei dem bin ich danach geblieben nahezu zehn Jahre, bis die Alten hinfällig geworden sind und mich brauchten in der Wirthschaft. Da bin ich zurückgegangen in den Birkenhof und habe ihnen die Augen zugedrückt, und sie haben mir den Jüngsten anvertraut, der ein Bursche von dreizehn Jahren gewesen ist dazumalen. Mit dem hab ich gewirthschaftet andere zehn Jahre, bis er sich verheirathen wollte mit seiner Frau, und ich habe ihm redlich abgerathen, denn sie ist kränklich und schwach gewesen von Kindesbeinen an. Solch eine Frau aber taugt nicht in die Wirthschaft. Das hat oft Streit gegeben zwischen mir und ihm; er hat geglaubt, ich wollte keine Frau in's Haus kommen lassen, um das Regiment nicht aus der Hand zu geben, und einmal im Zorne hat er gesagt: „Ich kann nichts dafür, daß Du ledig geblieben bist, und kann nichts für Dein lahmes Bein. Man weiß, wo Du das her hast!" — Sie biß die Lippen zusammen bei den Worten, und griff wieder nach des jungen Mannes Arm. Wie er mir das gesagt hat, sprach sie, da habe ich in der nämlichen Stunde meinen Kasten gepackt, und habe einen heiligen Eid geschworen dem Kunz in's Angesicht,

daß mein lahmer Fuß nie wieder die Schwelle vom Birkenhof betreten sollte; und ich hab's gehalten, obschon's ihm leid genug gethan hat, und er mich nicht von sich lassen wollte. Darauf bin ich wieder zum Aeltesten zurückgegangen, der inzwischen nach Iserlohn als Vicar gekommen war, und bin bei dem geblieben, bis vor zwei Jahren, bis an seinen Tod."

Sie schwieg, und Anton fragte: Und Ihr seid wirklich nie zurückgekehrt in Euer Vaterhaus?

„Niemals!" sagte die Alte mit ihrem stolzen Trotz. „Ich hab's verschworen, und er hat sich drin ergeben, weil's einmal geschehen war. Er hat mir ein Leibgeding ausgesetzt, wie man's den Aeltern thut, und das nehme ich, seit der Vicar gestorben ist. Bisweilen gehe ich mit hieher, bisweilen giebt er mir auch das Mädchen in die Stadt, und den Aeltesten soll ich bekommen, wenn er zur Schule kommt, denn auf die Kinder halte ich."

Sie machte eine Pause und sagte: „Ja! so ist das nun! und lang genug ist's her. Euren Großvater habe ich manchmal gesehen, wenn er mit seiner Stadtdame und dem einzigen Kinde vorbeigegangen und gefahren ist, ich habe ihn auch ab und zu einmal gesprochen in den letzten Jahren, und Euren Vater habe ich aufwachsen sehen. Der hat aber nichts von ihm, der schlägt nach der Mutter. Und ich habe vergeben, wie ein Christ es soll — aber vergessen haben nicht ich und nicht der Bruder den Schimpf, den ersten Schimpf, der auf den Birkenhof gefallen ist, so lange wir ihn haben, und das ist lange her!"

Bei den Worten stand sie auf, schüttelte die Grashalme des losen Heus von ihren Kleidern und schickte sich

an, ihren Weg fortzusetzen. Anton folgte ihr fast unwillkürlich. Sie schritten wieder schweigend neben einander her, endlich sagte er: „Euch hätte ich zur Großmutter schon haben mögen!“

Sie wendete sich langsam nach ihm um, sah ihm ernsthaft ins Gesicht und entgegnete: „Ich habe auch was für Euch wie ein Mutterherz, denn Ihr seht ihm gleich, wie ein Ei dem andern. Seit ich Euch gesehen habe, hab' ich oft an ihn gedacht, und nicht mehr so mit Groll. Es wird wohl gut sein für meine arme Seele, daß es so gekommen ist!“

Beide waren ernst, Beide still. So gingen sie fort, immer die Emme entlang, über ein paar Steinbrücken, durch deren Bogen die schon tiefgesunkene Sonne auf das Wasser funkelte, bis in einen Kamp, der voller Erlengebüsche stand. Ein kleines Mädchen mit nackten braunen Füßchen mühte sich dort ab, eine Schürze voll frischgeschnittenen Grases auf den Kopf zu heben. Dabei war ihr die Sichel hingefallen, die sie nicht aufzunehmen vermochte, so daß Anton hinsprang, der Kleinen zu helfen, die nun neben ihnen herging und sich erbot, da sie in Löwzen zu Hause sei, ihnen einen Richtweg zu zeigen. Die heitere, scherzende und dabei doch kluge Weise, in der die Greisin mit dem Kinde zu verkehren wußte, nahm Anton vollends für sie ein, und um das Mädchen freier zu machen für Margarethen's Scherze, erbot er sich, das Gras zu tragen. Margarethe litt es nicht.

„Laßt sie nur gehen,“ sagte sie, „das ist ihre Arbeit, und sie muß es lernen, auch bei der Arbeit froh zu sein; denn sonst kommt sie nicht viel dazu in so einem Leben

wie das unsere, voll langer Arbeitstage und kurzer Rast, das doch viel froher ist als Euer Leben in den engen Stadtmauern, in denen man nichts weiß von Sonnenschein und frischer Luft."

Ueber einen Holzsteg, der aus den Kampen schräg hinauf ging, gelangten sie auf den großen Fahrweg. Dann führte eine Stiege von rohen Steinen bis ins Dorf, das am Fuße der Berge lag. Es bestand aus lauter schlechten Häusern, die Leute darin waren auch schlechter gekleidet als sonst in dieser Gegend; aber sie sahen ganz zufrieden aus, die Häuser lagen unter Bäumen, so dicht an einander in das lauschige, schattige Fleckchen Erde am Wasser hingebaut, daß Anton meinte, hier müsse es auch im Winter warm, hier immer friedlich und ruhig sein, und diese Ruhe dünkte ihm zum ersten Male süß und wünschenswerth. In dieser ihm bis dahin unbekannten weichen Stimmung seines Herzens fand er Alles schön, was ihn umgab, selbst die fensterlosen Häuser, selbst die rauhen Lehmwände und die ganze Aermlichkeit des Dörfchens.

Vor dem ersten Hause hielt ein Heuwagen, Buben fütterten die vier Esel, welche ihn gezogen hatten, mit frischem Gras und Klee. Am Rande des Flusses lachten die Frauen bei der Arbeit des Waschens, andere kamen mit säuerlich duftendem Brote vom Ofen zurück, gefolgt von Kindern, die des beim Brotbacken nie fehlenden heißen Fladens warteten. Schaaren von wackelnden Gänsen umringten sie, und Kinder und Hunde krabbelten wie Ameisen, emsig mit sich und ihrem Thun beschäftigt, auf dem Boden herum. Das Alles belustigte ihn, als hätte er es nicht oft genug gesehen auf den Gütern seines Vaters.

Es machte ihm das Herz schwellen in Wehmuth, wenn er sah, wie Margarethe sich heimisch fühlte in dieser Umgebung, und dann bedachte, daß es sein Großvater gewesen, der sie aus dieser ihrer Welt vertrieben hatte.

Ein unklares Gefühl, eine Bangigkeit, die er sich nicht zu erklären wußte, durchzitterte seine Seele mitten in ihrer Freude. Er hätte sich fragen mögen, was ihm denn eigentlich fehle; er hätte Margarethe fragen mögen und fand nicht den Muth, das Wort dafür. Er kannte sich selbst nicht mehr.

So schritten sie durch das Dorf bis zu dem Gasthofe hin, in dem Margarethe ihre Kranke besuchen wollte. Er lag als letztes Haus des Dorfes schon ziemlich hoch und so in den Berg hineingebaut, daß man keine Aussicht hatte, als hinab auf den Weg durch's Dorf. Rothzieglig und auch mit Ziegeln bedacht, erschien es mit seinen zwei Stockwerken wie ein Palast neben den übrigen Hütten. Vor der Thüre auf der Bank der vorgebauten Treppe saß Margarethen's Bruder; ein Fleischer, der ein Kalb verkauft hatte, saß neben ihm. Das Kalb war angebunden an einen Baum und wehrte sich in wunderlich dummen Sprüngen gegen den Hund, der es bellend umkreiste. Große Schnitten Brot mit Schinken belegt, und volle Bierkrüge standen vor den Männern.

„Es geht besser da drin!" rief Kunz der Schwester entgegen, als er ihrer ansichtig wurde. „Sie wird bald wieder auf den Beinen sein." Und dann, sich gegen Anton wendend, fragte er: „Wo hast Du denn den jungen Herrn aufgelesen?"

„Wir sind des Weges zusammen gegangen," antwortete sie.

„So nehmt Platz, wenn's Euch beliebt, junger Herr," sagte der Bauer, offenbar mehr, um der Schwester zu willfahren, die sogleich in das Haus ging, als weil ihm selbst die Ankunft des jungen Mannes willkommen gewesen wäre.

Als Anton sich niedersetzte, stand der Fleischer auf, zog unter der blauen Blouse die lederne Geldkatze um den Leib, rief noch einen schönen Dank für den Imbiß in's Haus hinein und ging, von seinem Hunde gefolgt, davon, während das angebundene Kalb ihm in jämmerlichen Tönen nachblöckte.

Als Anton und Kunz allein waren, sagte der Letztere ganz plötzlich: „Ihr wißt wohl, daß wir nicht gut zusammenstehen, Euer Herr Vater und ich; Ihr wißt auch wohl, daß wir wieder aneinander gekommen sind bei der letzten Besprechung, die er hier angeordnet hat. Wie kommt es denn, daß Ihr, der Ihr sein Sohn seid, Euch an uns drängt, und daß Ihr mit der Margarethe hier fast mehr Verkehr habt, als mit den Frauenzimmern Eures Standes?"

Ein brennendes Roth flog über Anton's Gesicht, es durchzuckte ihm Herz und Hirn. Er hatte es nicht gewußt, weshalb er Margarethen suchte, jetzt stand es in voller Klarheit vor seinem innern Auge. Die räthselhafte Wehmuth, die ihn durchzittert bei dem sanften Frieden dieses Abends, war ihm plötzlich kein Räthsel mehr. Er hätte den Namen Mariens ausrufen mögen, aber der kalte, feste Blick des Bauern bannte das auftauchende Wort in das Herz des Jünglings zurück, und kaum wissend, was er that, sagte er: „Was schadet's Euch, wenn ich mit

Eurer Schwester gehe? Sie mag's leiden, und mein Vater hat nichts wider Euch, nichts wider sie. Ihr thut ihm Unrecht, wenn Ihr anders von ihm denkt."

„Er hat Euch also nicht gesagt, Ihr solltet hören, was die Bauern denken?"

Anton fuhr empor. „Haltet Ihr mich für einen Aufpasser?" rief er zornig.

„Das grade nicht! Aber Euer Vater hält auf seinen Platz. Er wird Euch wohl gesagt haben: Sieh Dir die Bauern an, da wirst Du's merken, daß wir für uns zu sorgen haben, nicht für solches Volk!"

„Das hat er nie gesagt."

„Ist auch nicht von Nöthen, er giebt Euch eine schweigende Lection; und die könntet Ihr bekommen, aber anders als er meint, wenn Ihr zu sehen verständet, was vorgeht um Euch her, und Euch zum Mannsvolk hieltet, statt zur Margarethe."

Anton hätte gern geantwortet, gern gesagt, wie es die Wahrheit war, daß er in dem Verkehr mit den Landleuten eine andere Ansicht über sie gewonnen habe, daß er sie in vieler Beziehung bewußter, aufgeklärter gefunden, als er sie nach den Schilderungen seines Vaters geglaubt hatte. Aber die Ehrlichkeit seines Herzens hinderte ihn, es zu thun, weil er sich nicht verbergen konnte, daß er um des Mädchens willen mehr Gutes sagen würde, als er von ihnen dachte.

„Eine Lection," sagte er endlich, „habe ich allerdings erhalten, und die besteht darin, Herr Schmidt, daß Ihr auf dem Lande ebenso ungerecht gegen die Städter seid, als manche von diesen gegen Euch; und daß auch Ihr

nur an Euren Vortheil denkt, daß auch Ihr nicht von Euren alten Privilegien lassen wollt, sofern sie Euch bequem sind."

„Privilegien?" fragte Schmidt, „wir haben keine mehr. Unsere Söhne nimmt der König in die Garde, weil sie groß und kräftig sind; da dienen sie zwei Jahre ganz umsonst, werden von der Arbeit weggeholt alljährlich für die Landwehrübung, ohne daß uns Einer fragt: Brauchst Du Deinen Sohn, brauchst Du ihn nicht? Aber noch ist kein Bauernsohn Offizier geworden in der Garde, in der er dienen muß. Ich weiß wohl, es heißt dann, sie hätten nichts gelernt — aber wo lernen es die Gardeoffiziere anders, als in den Cadettenhäusern, in denen der König sie umsonst erhält? Die Adeligen setzen ihre Kinder in die Welt, die nährt der König mit unserm Gelde, unserm Steuerquantum von Anfang bis zu Ende, und wir sollen unsere Kinder zeugen und ernähren blos, daß sie zum Dienen da sind ohne Lohn und Dank? Glaubt Ihr, der Bauer werde mit einem Zaum um den Hals geboren und der Edelmann mit Sporen an den Füßen?" fragte er mit heiserm Lachen.

„Aber mein Vater ist ja Eurer Meinung," rief Anton lebhaft aus. „Auch er ist diesen Adelsprivilegien entgegen."

„Ja! weil sie ihm im Wege sind. Aber hat er schon gefordert, daß der Unterricht frei sein soll für Jedermanns Kind, für arm und reich? Glaubt Ihr, ich möchte nicht reden können wie Euer Vater? Glaubt Ihr nicht, daß ich unsere eigne Sache, wenn ich sprechen könnte so wie er, nicht besser vertheidigte als er? Aber meine

Kinder sollen es lernen, und die Zeit wird kommen, wo Andere sprechen werden in Berlin als er."

Kunz hatte sich warm gesprochen. Anton, so wenig er anfangs gesammelt gewesen war, wurde von des Mannes Entschiedenheit ergriffen. Er konnte sich nicht verbergen, daß von den Bauern viel gefordert, daß ihnen verhältnißmäßig nicht genug, nichts mehr geleistet werde, als der Schutz des Staatsverbandes. Er gestand dies zu, aber er machte geltend, daß auch bei den Bauern schroffe Standesvorurtheile unverkennbar wären, und daß der Bauernstolz so ausgebildet sei, als der Stolz des Adels und des Kaufmanns.

„Wie man in den Wald schreit, so schallt's wieder," sagte Kunz, plötzlich freundlicher werdend. „Es ist gut, daß Ihr hier was merkt vom Bauernstolz, das soll Euch wohl bekommen. Aber geht ins Land, seht zu in den Höfen, ob der Bauernstolz sich wendet gegen den Untergebenen, ob er hochmüthig herabsieht auf Knecht und Magd, auf Instmann und auf Häusler? Bei Euch heißt's: freundlich nach oben und barsch nach unten. Kommt zu uns und lernt freundlich sein gegen Arm und Gering und starr gegen Den, der sich besser dünkt, weil er es besser hat als wir. Das könnt Ihr brauchen, wenn Ihr einmal mit Bauernsöhnen zusammensitzen werdet in der Volksvertretung."

„Und wenn ich nun käme," sagte Anton, den Gedanken mit leidenschaftlicher Wärme ergreifend, „und sagte, laßt mich einmal leben im Birkenhof unter Euch, damit ich lerne, wie es bei Euch ist, was würdet Ihr dann sagen?"

Ein Zug des Mißtrauens ward in dem Gesichte des Bauern augenblicks bemerkbar; „ich würd's Euch abschlagen," erwiderte er kurz. „Ihr würdet Euch doch nicht gefallen unter uns, und was Ihr wissen müßt, das läßt sich lernen auch in einem Tag, wenn Ihr's nicht ungesehen glauben wollt."

Während dieser letzten Worte, denen der junge Mann aus Besorgniß, das Mißtrauen des Bauern zu steigern, keine Bemerkung hinzuzufügen wagte, hörten sie Tritte sich nahen, und als Anton den Kopf zurückwendete, erschienen auf der obersten Stufe der verfallenen Steintreppe, welche zu den auf der Höhe gelegenen Gemüsegärten führte, Marie und Friedrich. Das Tannengebüsch zu beiden Seiten der Treppe ließ den von der sinkenden Sonne beleuchteten Raum, in dem das Mädchen stand, noch heller erscheinen. Sie hatte den breitgebogenen Strohhut abgenommen, den die Bäuerinnen zu tragen pflegen; ihr von der Stirn ganz zurückgekämmtes Haar glänzte golden unter dem schwarzen Käppchen hervor, das die zusammengenesteten Flechten bedeckte. Ihre Augen, ihre Wangen strahlten in Jugend und Freude, als sie festen und doch leichten Schrittes die steile Treppe hinabstieg. Es war das schönste Bild eines kräftigen Landmädchens; aber es lag ein gewisser Ausdruck in ihrem Wesen, der sie von allen andern Bäuerinnen unterschied.

Anton blickte mit schlagendem Herzen zu ihr empor. Schöner hatte er sie nie gesehen. Er hatte nur wenig Worte mit ihr gewechselt seit er sie kannte, und doch hatte ahnungsvolle Sehnsucht ihn zu ihr gezogen in der Stille dieses Abends, bis ein Wort ihres Vaters ihm

verrathen hatte, daß er nur sie gesucht habe bei seinen Streifereien durch Wiese und durch Feld. Gegen ihre Gewohnheit trat sie rasch an ihn heran, reichte ihm, was nie geschehen war, die Hand und bot ihm einen guten Abend, während sie gleich darauf mit einer Art von schelmischem Trotz nach Friedrich hinüberblickte, der in seinem Sonntagsanzuge stattlich herausgeputzt, kaum die pelzverbrämte grüne Sammetmütze rückte, um Anton seinen Gruß zurückzugeben.

Während dessen hatte der Vater seine Pfeife ausgeklopft, zog den Tabacksbeutel hervor, stopfte die Pfeife neu und ging mit dem Bemerken, daß er Adjes sagen wolle bei der Kranken, in das Haus. Marie und Friedrich folgten ihm.

Als sie nach wenig Minuten zurückkehrten, kamen auch die alte Margarethe und die Wirthstochter mit hinaus. Die Kleine hatte eine frische Schürze vorgebunden und nöthigte Anton und Friedrich, zuzugreifen bei dem Schinkenbrote, das noch auf dem Teller stand. „Das Brot ist freilich nicht frisch," sagte sie. „Aber die Mutter ist schon lange krank, da kann ich nicht so backen, ich habe alle Hände voll zu thun, nun ist das Brot schon alt und schmeckt nicht mehr. Das thut mir leid."

Um ihr zu gefallen und weil der Ton unvermögender Gastfreiheit so rührend in dem Munde des Mädchens klang, nahm Anton eine der Schnitten und verzehrte sie mit Lob. Das freute die Wirthstochter. „Der ist nicht schlecker!" sagte sie und trug erheitert den übrigen Vorrath fort, um die Gäste noch ein Stück Weges zu begleiten.

Wie sie nun so hinschlenderten in dem milden, weichen Abendthau, der von der Sonne noch durchzittert und durchwärmt, sich doch schon um die Höhen zu legen und in gelblichen Lichtstreifen über den Kornfeldern zu schimmern begann, pflückte die Wirthstochter im Gehen bald eine blaue Kornblume, bald eine rothe Feldnelke oder eine wilde Mohnblüthe, band mit Aehren einen Strauß davon und schenkte ihn Anton, zu dem sie Zutrauen gefaßt hatte, seit er ihr Brot gegessen und gelobt hatte.

„Ihr seid anders wie die Andern," meinte sie. „Gestern waren welche da, die fanden das Brot hart und den Schinken zäh und den Pfeffer zu fein und das Salz zur Butter zu grob, und legten das Geld hin und ließen Alles stehen und liegen, daß man sich die Augen aus dem Kopfe schämen mußte, weil's nicht besser war; darum sollt Ihr wenigstens für Euren Schatz einen Strauß mitnehmen von unserm Feld."

„Da werdet Ihr ihn behalten müssen; denn ich habe keinen Schatz."

Die Mädchen lachten hell auf, als ob das unmöglich sei, und die Wirthstochter fragte: „Wie alt seid Ihr denn?"

„Ich bin bald zwanzig Jahre."

„Und noch keinen Schatz! Das ist Sünd und Schande," rief Marie; „fragt 'mal den Freifelder Friedrich hier, wie viel Schätze der schon gehabt hat, und ist doch nur vier Jahre älter als Ihr."

„Was weißt Du davon?" fragte Friedrich ärgerlich.

„Nichts mehr, als was Alle erzählen, und was Du selbst Allen erzählst, die's von Dir hören wollen."

„Und was erzählt er denn?" fragte Anton.

„Wie ihm die Mädel nachgelaufen sind in Berlin, damals, wie er unter den Garden gewesen ist, und wie sie ihn Alle hätten haben wollen und Alle mit ihm gehen, so viel und so schön er sie gemocht hätte, weil sie gehört hätten, daß er des Erbschulzen Jüngster ist, und zu Hause alle Kasten voll sind. Seitdem denkt er, wenn er nur pfeift, müssen sie angeflogen kommen von allen Ecken und Enden. Darum wirft er sich auch in die Brust."

Die Mädchen lachten wieder, auch Margarethe und der Bruder lachten, selbst der Freifelder schien den Spaß nicht ungern zu hören und meinte: „Fliegt Mancher hoch, der bloß gelockt sein will und nachher gern festsitzt im warmen Nest bei gutem Futter."

„Mancher schon, aber nicht ein Jeder! Pfeife und Pfeife ist ein Unterschied, und zum Locken und zum Kommen gehören hier zu Lande allemal zwei! Wenn's in Berlin auch anders ist."

„I nun! es fliegt jeder Vogel gern zu Nest," meinte der Vater, „hier so gut wie dort."

„Nicht in jedes!" entgegnete Marie mit einem Blick auf Friedrich, und der Vater, der offenbar den jungen Menschen begünstigte, meinte, ein eignes Nest sei besser als das freie Feld. Indeß Friedrich schien des Mädchens Widerstand für ein gutes Zeichen zu halten, denn als die Andern ein paar Schritte vorausgegangen waren, wagte er es, sie um die Taille zu fassen und an sich heranzuziehen. Aber sie stieß ihn mit Heftigkeit zurück. „Bilde Dir nur nicht ein," sagte sie ganz laut, „daß ich von Denen bin, die kommen, wenn Du pfeifst; ich denke nicht daran und hab's Dir oft genug gesagt, daß

Du mich gehen lassen sollst. Nimm Dir doch eine von den Stadtmamsellen, die Dir nachgelaufen sind, oder nimm Dir, wer Dich mag, nur mich laß ungeschoren."

Damit wendete sie sich von ihm ab und Anton zu, der neben der Wirthstochter einhergegangen war, und Friedrich ging zu den Alten, in sich hineinlächelnd, wie Einer, der seiner Sache über jeden Zweifel sicher ist. Auch der Vater war heiterer und gesprächiger denn sonst.

Als sie an den Kreuzweg kamen, blieb die Wirthstochter stehen. „Ich muß zurück," meinte sie, „die Mutter ist allein!" Dann gab sie Anton die Hand, und sagte: „Kommen Sie mit, wenn unsere Freundschaft wieder kommt, dann sollen Sie frisch Gebackenes finden." Er versprach ihr das, und wie sie dann raschen Schrittes davon ging, rief Schmidt ihr scherzend nach: „Du Mädel merk Dir's auch: früh in's Nest, sitzt sich's fest!"

Er und der Freifelder gingen voran, Anton mit den beiden Frauen nach, denn Margarethe konnte nicht gleich halten mit den langen Schritten des Bruders und des jungen Bauern. Sie schlenderten gemächlich hinterher. Mit einem Male blieb das Mädchen stehen. Mitten in dem Wege zwischen den Feldern stand ein Kinderwagen, grobgezimmert. Die Leute hatten ihn ruhig stehen lassen und waren ihrer Arbeit nachgegangen. Ein dickes jähriges Kind lag in der Wiege fest im Schlaf; ein wahres Bild des Friedens und der Friedenssicherheit. Marie trat hinzu, zog den Wagen aus dem Wege unter den Schutz des hohen Korns, und da der Kleine eines seiner Beinchen aus dem Deckbett hervorgesteckt hatte, kniete sie nieder, ihn zu bedecken. Der Kleine hob die Augen ein wenig

auf, machte ein schiefes Mäulchen, als wolle er weinen, wie er aber des Mädchens Antlitz über sich erblickte, streckte er ihr die Händchen entgegen, während sich seine Augen wieder schlossen und er offenbar auf's Neue einschlummerte. Marie drückte einen leisen Kuß auf die Hand des Kleinen, und ihren Kopf zu Anton erhebend, sagte sie: „Ich hab' die Kinder so lieb!"

„Und ich Dich!" entgegnete er so leise, daß nur sie es hören konnte. Sie wurden Beide über und über roth. Sie wendete das Gesicht ab und gab ihm doch die Hand; er hatte nicht den Muth, sie fest zu halten, und ließ sie wieder los. Sie sprachen kein Wort mehr auf dem ganzen Wege. Der Abend sank leise herab, es wurde immer stiller in der Natur, nur das leise Schwirren der Grillen und das dumpfe Schnarren der Drossel tönte noch durch die Fluren.

So langten sie vor der Wohnung der Familie an. Und wie sie dann Alle hinein gegangen waren und Anton einsam der Villa zuwanderte, in der sein Vater wohnte, war ihm zu Muthe, als hätte er etwas Außerordentliches erlebt, ja als sei er nicht mehr derselbe. Er fühlte sich wie umgewandelt und all sein Wünschen umgewandelt wie sich selbst.

VI.

Für den nächsten Tag hatte die Gesellschaft, in welcher Anton sich in Pyrmont bewegte, eine Fahrt nach den Externsteinen verabredet. Die Externsteine sind eine Gruppe von Felsen, die, weil sie in der Ebene senkrecht emporsteigen, doppelt hoch erscheinen und daher von den Badegästen als Naturwunder vielfach besucht werden. Da sie ziemlich entfernt von Pyrmont sind, erfordert der Ausflug einen ganzen Tag. Anton sah daher weder Margarethe noch Marie, die er am Brunnen Morgens vergebens gesucht hatte. Auch am folgenden Tage waren sie nicht dort. Nur der Vater und der Freifelder Friedrich gingen an ihm vorüber, antworteten kurz auf den guten Morgen, den er ihnen bot, und Anton traute sich nicht zu fragen, wo die Andern wären.

Gegen Abend aber litt es ihn nicht ohne ihren Anblick. Er wanderte, als die Sonne schon zu sinken begann, durch die Parkanlagen hinauf nach dem Tannenwäldchen über der Dunsthöhle, wo die Landleute sich um die Zeit häufig aufzuhalten pflegen; dann weiter fort durch die ganze Stadt nach der Saline und der Salzquelle und wieder zurück in den Park. Sie war nirgend zu finden. In dem vergeblichen Suchen steigerte sich mit seiner Un-

geduld sein Verlangen, sie zu sehen, zu solch wilder Heftigkeit, daß er selbst sich fragen mußte: „Was soll's denn werden, wenn Du sie jetzt findest?"

Er blieb wie erschrocken vor sich selbst mitten in seinem Wege stehen. Nie hatte ein Weib noch Eindruck auf ihn gemacht, nie hatte er dieses tiefe, schmerzenvolle Verlangen empfunden. Er war eine jener kräftigen Naturen, deren Jugend die Liebe nicht ersehnt, weil sie ausgefüllt ist von der Freude des Daseins. Die Mädchen und Frauen in der Residenz waren ihm nie abhold gewesen. Er war hübsch, war reich und eines vielvermögenden Mannes Sohn. Die Mädchen nannten ihn angenehm, die Mütter einen wünschenswerthen Bewerber trotz seiner Jugend; die eignen Eltern selbst hatten ihm scherzend gesagt, daß er nur zu wählen habe, daß ihnen dies oder jenes Mädchen recht willkommen sein würde — es hatte ihn Alles gleichgültig gelassen. Weder das Entgegenkommen der Eltern, weder die Bildung, noch die Anmuth, noch die feine Schönheit der Städterinnen hatte ihn gereizt; und jetzt liebte er, liebte, daß es sein ganzes Wesen ausfüllte, ein Bauermädchen, das wenig von allen jenen Vorzügen besaß, die man ihm als begehrenswerth geschildert hatte. Er liebte Marien, weil die Natur den starken, seelenreinen Jüngling zu dem Weibe zieht, das am meisten und im reinsten Sinne Weib ist. Ohne daß er es wußte, hatte des Geheimraths Geringschätzung weiblicher Bildung dem Sohne andere Frucht getragen, als der Vater beabsichtigt. Sie hatte ihm im Weibe nichts suchen lehren, als das reine Weib, das ihm in Marien's Gestalt und Wesen in jedem Augenblicke voll und ganz

entgegentrat. Mochte sie der Mutter dienen, irgend einem Kranken hilfreiche Hand bieten, am Brunnenrande arbeiten mit den andern Mädchen, ein Kind an sich drücken, mit Männern verkehren, immer war sie dasselbe ganze Weib, immer trat ihre Wesenheit, dies Ausgefülltsein von dem einfachen Berufe des Weibes, hell und sie selbst beglückend in ihr hervor, immer erschien sie Anton als unvergleichlich mit allen Frauen, die er gekannt hatte, bis zu dieser Stunde.

Voll von diesen Gedanken und von Marien's Bilde, sie suchend für und für, schrak er doch zusammen, als sie plötzlich bei einer der Biegungen des vielgewundenen Weges zwischen den hohen blühenden Sträuchen vor ihm stand, von denen die Wege umgeben sind. Es war ihm, als käme er zu früh, und doch hatte er noch einen Augenblick vorher die Sehnsucht nach ihr kaum mehr ertragen zu können geglaubt.

Wortlos reichten sie sich rasch die Hände, aber Marie zog die ihren schnell wieder zurück.

„Wo bist du gewesen all die Tage?“ fragte er sie.

„Immer mit der Muhme; der Friedrich ging nicht von dem Fleck“, antwortete sie.

Sie schritt vorwärts, während sie sprach. Anton folgte ihr, in hastiger Erregung die Vorgänge durchdenkend, die hinter den einfachen Worten des Mädchens verborgen lagen. Dabei waren sie an einen der Teiche gekommen, in denen die zahlreichen schneeweißen Wasserlilien im letzten Sonnenscheine glänzten.

Sein Schweigen ängstigte sie. Es war, als wollte sie davongehen. Dann sah sie sich um nach allen Seiten

und blieb doch neben ihm. Sie bückte sich aber, als müsse sie irgend Etwas thun, hob einen kleinen Stein auf und warf ihn nach den Lilien.

„Was machst Du?" fragte er zerstreut und beklommen.

„Ich jage den Frosch von der Lilie weg!"

Damit warf sie das Steinchen in's Wasser. Anton blickte hin, der Frosch tauchte unter, es war ihm, als erleichtere ihm das sein Herz.

„Sieh, wie die Sonne den Lilien gute Nacht sagt!" rief er; und sie fragte: „Kennt Ihr denn nicht das alte Lied von den Lilien und von der Sonne?"

„Nein!"

„Ach, das kennt ja jedes Kind."

„Wie heißt es denn?"

Und ganz leise vor sich hinsummend sang sie nach einer alten, wehmüthigen Volksweise:

Die Lilie und die Sonne,
Die küssen sich vor Schlafengehn!
Ich hab' meine Herzenswonne
So lang nicht mehr gesehn!"

Kaum aber hatte sie die letzten Sylben gesprochen, als die Beiden sich umschlungen, geküßt und sich wieder getrennt hatten, ehe sie wußten, daß es geschehen war. Wie aufgeschreckte Vögel flohen sie danach von einander fort, und erst als die Gebüsche sie seinem Auge entzogen hatten, fragte sich Anton, wie er Marie habe lassen können, nachdem er sie einmal in seinen Armen gehalten hatte.

Es war Mittwoch. Am Mittwoch Abend war die Hauptallee immer erleuchtet, und die Musik hatte die Bauern diesmal über die gewohnte Stunde im Freien er-

halten, welche im Gegensatze zu den Städtern die Abendmusiken am Mittwoch und Sonntag niemals versäumen. Anton ging auch hin, denn sein Vater kam niemals zu der Musik. Er hatte aber nicht den Muth, an die Familie des Birkenhöfers heranzutreten, sondern hielt sich in der Seitenallee. Einmal war es ihm, als sähe er Marie vorübergehen, indeß sie wendete den Kopf nicht nach ihm um, so fest er auch nach ihr hinblickte, und dann verschwand sie im Dunkel. Bis spät in die Nacht hinein irrte er durch die Alleen, seine Gedanken gingen irr und unruhig durch einander.

Bald schien es ihm, als dürfe er nur zu seinem Vater gehen und ihm Alles sagen, um am Ziele seiner Wünsche zu sein, bald lachte er mit bitterm Hohn über diesen Irrthum seines Herzens. Margarethens Schicksal stand ihm drohend vor Augen. Wenn Marie ihm jemals vorwerfen könnte, ihr Leben zerstört zu haben, wie sein Großvater das Leben der alten Margarethe — es würde ihn wie Furien durch die Welt verfolgen, sagte er sich. Aber was wollte er denn? Was konnte denn geschehen? — Würde sein Vater jemals einwilligen, ihm ein Bauermädchen zur Frau zu geben? — Würde der stolze Hofbauer sie ihm geben gegen den Willen seines Vaters, wenn er Mittel und Wege fände, ein Weib zu ernähren ohne des Vaters Beistand? — Ein paar tausend Thaler besaß er als freies Eigenthum; sollte er sie nehmen, Marie überreden, ihm zu folgen, und mit ihr nach Amerika auswandern, fort aus einem Welttheil, in dem Alles Standesvorurtheil, Alles falscher Stolz und Selbstsucht, und nirgend ein wahres, menschliches Empfinden war?

— Oder sollte er nichts Gewaltsames versuchen, sondern sich von Marie Treue schwören lassen und ruhig abwarten, bis diese Revolution, die ihm plötzlich in ganz anderem Lichte erschien, die Schranken durchbrochen haben würde, die den Menschen vom Menschen trennen? Denn daß sie diesen Erfolg haben und bald haben würde, daran zweifelte er in seiner jugendlichen Hoffnungsfähigkeit durchaus nicht, seit er ihr einen solchen siegreichen Ausgang wünschte. Was hinderte ihn aber auch, dem Vater die Wahrheit zu gestehen, der Geist und Wissen an einer Hausfrau für sehr gleichgültige Dinge ansah, der oft über die Gelehrsamkeit der Berlinerinnen gespottet hatte, und der, wenn er seinen einzigen Sohn mit eines Bauern Tochter verheirathete, am besten darthat, daß er sich zum Volke rechne und mit dem Volke zusammenstehe? Der dadurch die beste Gelegenheit erhielt, der Partei, die ihn gewählt hatte, die Aufrichtigkeit seiner demokratischen Gesinnung zu bethätigen? —

Seine Liebe war wie alle junge Liebe der kühnste Dichter, der spitzfindigste Advokat, da es darauf ankam, sich eine Welt voll Glück zu erträumen, oder unüberwindliche Hindernisse zu besiegen. Von Hoffen zum Verzweifeln, von Verlangen zur Entsagung, von Elternliebe zur Verachtung aller Familienbande, schweiften Anton's Gedanken hin und her, bis eine tiefe Ermüdung ihn der Wirklichkeit zurück gab und er mit Staunen bemerkte, daß die Nacht weit vorgeschritten war, als er endlich seine Wohnung erreichte.

VII.

Während an jenem Abende Anton durch die Gegend streifte und Marie mit der Mutter und den kleinen Brüdern der Musik beiwohnte, saß ihr Vater auf der Bank vor dem Hause, in dem er sich eingemiethet hatte, indeß die alte Margarethe die Teller und Suppennäpfe von der Abendmahlzeit wegräumte. Als sie das Geschäft beendet hatte, kam sie heraus und ließ sich neben dem Bruder nieder.

„Es ist gut, daß Du kommst, Margarethe," sagte er, „und daß die Andern weg sind. Ich habe mit Dir zu reden. Warum will das Mädchen den Friedrich nicht nehmen, warum sagt sie nein, wo jede Andere mit allen zehn Fingern zugreifen würde?"

„Hat der Narr, der Friedrich, Dir auch in den Kopf gesetzt, was er sich einbildet?"

„Was weißt Du denn davon?"

„Bin ich denn von heute in der Welt?" gegenfragte sie. „Meinst Du, ich merkt' es nicht, daß er sich einbildet, Geld im Sacke macht das Antlitz schön? Und muß sie denn einen Andern im Sinne haben, wenn sie den Einen nicht mag? Die Frau hat's Dir ja gesagt gestern, und ich sag's Dir heute, daß Nichts dahinter ist, als der

blankste Neid des Freienfelders, den sie einmal nicht mag. Und, Gott verzeih mir's, ich möcht ihn auch nicht haben, wenn ich an ihrer Stelle wäre!"

Der Vater schien etwas erwidern zu wollen, schluckte das Wort aber herunter und sagte nur: „Jung ist sie freilich, und eigensinnig ist sie auch. Mit Heulen und Thränen ins Ehebett gehen, das soll sie nicht — aber es wurmt mich doch; denn sie sitzen im Vollen in Freifelde, und ein guter Wirth ist er!"

Damit hatte die Unterhaltung ein Ende; es war auch nachher nicht mehr die Rede davon, als die Frau und die Kinder heimkehrten, sondern sie trennten sich und gingen gleich zur Ruhe, die Eltern und die Knaben unten in der Stube, Margarethe und Marie nach der Bodenkammer, die sie inne hatten.

Aber die Alte lag schon lange in dem großen, zweischläfrigen Bette und Marie an ihrer Seite, ohne daß das Mädchen den Schlaf finden konnte, der sich sonst gleich auf ihre Augenlider senkte. Bald nahm sie das bunte Nachtkäppchen ab, bald knöpfte sie den Halsgurt und die Aermel des Hemdes auf, endlich richtete sie sich in die Höhe, schöpfte Luft, als drücke eine schwere Last ihr das Herz zusammen, und schickte sich an, das Lager zu verlassen.

„Was fehlt Dir?" fragte Margarethe besorgt, die bei der Schlaflosigkeit des Alters sonst stets Marien's ruhigen Schlummer mit Freude betrachtet hatte.

„Mir ist angst zum Sterben, Muhme! ich muß an's Fenster, wenn ich nicht umkommen soll."

Die Alte meinte, es werde ein Alpdruck gewesen sein;

sie rieth Marie, sich wieder niederzulegen und noch ein Vaterunser zu beten, dann werde der Schlaf schon kommen. Das Mädchen gehorchte; indeß schon nach kurzer Zeit richtete es sich wieder empor und sprach: „ich halt's nicht aus! ich könnte, wie Dein Sprosser im vorigen Frühling, vor Angst mit dem Kopfe gegen die Scheiben stoßen, um 'raus zu kommen. Ich kann nicht liegen bleiben, laß mich aufstehen!"

Damit schlüpfte sie in die Schuhe, streifte einen Rock um die Hüften und setzte sich auf einen Schemel, der an dem Dachfenster stand. Sie hatte das Haupt auf den Arm gestützt und blickte nach den Wolken empor, die, über den Mond ziehend, bald Licht, bald Dunkel in dem Kämmerchen verbreiteten.

Die Alte wendete kein Auge von ihr. Als aber endlich Marie das kleine Cruzifix in die Hände nahm, das sie seit der Firmelung am Halse trug, und eifrig zu beten anfing, that Margarethe Dasselbe, ohne zu wissen, was das Mädchen erflehe, geleitet von dem Wunsche, Theil zu haben an des Kindes Angst, wie an ihrem Ringen um Befreiung von derselben. Erst nach geendetem Gebet, erst nachdem Marie sich nochmals bekreuzigt hatte, fragte die Muhme: „Macht's Dir Gewissensbisse, daß Du den Freienfelder nicht genommen und des Vaters Willen nicht vollzogen hast?"

„Das soll mir Gewissensbisse machen? Ich hab's ja von jeher gesagt, daß ich ihn schon leiden kann, aber nicht zum Heirathen, sondern wie man sich leiden mag, wenn man so zusammen groß geworden ist und es gewohnt ist. Seit er aber vom Militair zurück ist und immer nur vom

Heirathen spricht, ist er mir zuwider geworden wie ein Zuchtmeister, der hinter mir hergeht, und nun mag ich ihn nicht mehr. Er ist stolz auf sein Geld und hat Nichts davon; er geht in die Kirche, und giebt dem Armen draußen an der Thüre nichts; er trinkt gern und ißt gern gut, aber an die Anderen da denkt er nicht; er ist gerade so, wie seine Alten. Es ist geiziges Volk, das Keinem den Bissen gönnt; Knecht und Magd wird seines Lebens nicht froh bei ihnen; selbst das liebe Vieh, so groß und fett es ist, sieht nicht aus wie bei uns. Ich möchte nicht todt sein in Freienfelde, geschweige leben mit dem langen Menschen bei den Alten! Gott bewahre mich davor!"

Margarethe schwieg; Marie erhob sich von ihrem Schemel und sah zum Fenster hinab in den Garten. Es war Alles still; der Holzwurm pickte in der Wand; das weiche Flöten der Nachtigall tönte in das Kämmerchen hinauf. Mit einem Male wendete sich Marie zur Muhme zurück und sagte plötzlich und heftig: „Einem Menschen muß ich's aber sagen, und wenn's mein Tod sein sollte; denn es drückt mir das Herz ab. Wenn — —"

Sie stockte und konnte nicht weiter sprechen, das Klopfen des Herzens nahm ihr das Wort und machte ihre hervorquellenden Thränen versiegen.

Die Alte richtete sich erschrocken im Bette empor, ergriff ihre Hand und hielt die Zitternde fest. Es war ein wundersames Bild. Die Alte, bleich und farblos auf dem Lager, mit ihren gefurchten, versteinten Zügen, wie sie da lag, halb aufgerichtet gleich einer Statue auf einem alten Grabdenkmal, und vor ihr das frische junge Mädchen, dessen Busen sich hob in unruhigen Schlägen, während

die verschiedenartigsten, in ihr kämpfenden Empfindungen in ihrem Antlitz sichtbar wurden. Die Alte hielt sie eisern fest mit ihrer trocknen Hand:

„Was hast Du verbrochen?“ fragte sie hart und streng.

Das Mädchen antwortete nicht. Die Angst der Alten schien zu wachsen, sie bog sich vor, zog Marie zu sich nieder auf das Bett und wiederholte ihre Frage, bis Jene, den Kopf in das Kissen bergend, daß man ihr Gesicht nicht sah, schluchzend die Worte hervorstieß: „Ich werde mein Lebtage nicht wieder froh, wenn wir hier fort sein werden und ich ihn nicht mehr sehe!“

„Wen? wen denn?“ fragte Margarethe.

„Den jungen Herrn Werder! — Das weißt Du ja!“ sagte sie eben so fest, wie Jene die Frage gethan hatte.

Wie ein Blitzstrahl zuckte es durch das Gebein der Alten, und das „Jesus Maria!“ das sie ausrief, machte mit seinem schreckenvollen Tone das Mädchen zusammenfahren. Indeß das währte nicht lange, Margarethe faßte sich schnell, sie fing zu fragen an, Marie erzählte. Aber je heiterer sie wurde, während sie, von Anton sprechend, sich das Herz befreite, um so düsterer ward die Sorge, die sich über die Greisin lagerte. Als Marie geendet hatte, schwiegen Beide eine ganze Zeit. Dann sagte die Alte: „Schlag Dir's aus dem Sinn, wenn Du nicht elend werden willst für alle Zeit. Sie meinen es nicht ernst mit uns, und wenn er es auch thäte, sein Vater gäb's nicht zu. Schlag's Dir aus dem Sinn, und ich will stumm sein wie das Grab, daß kein Mensch etwas davon erfährt! Es wäre Dein Unglück, käme es aus!“

Aber Marie wollte davon nichts hören. Sie wußte

Geschichten zu erzählen, die sie gehört oder im Volkskalender gelesen hatte, in denen viel größere Wunder geschehen waren, wenn Zwei nur recht fest zusammengehalten hatten. Sie berief sich, als Margarethe immer neue Einwendungen machte, sogar auf ihren Vater, wie der selbst oft genug erklärt habe, daß nun nach der Revolution der Bauer gerade so viel sei als jeder Andere, gerade so viel als der Edelmann, und ein Edelmann sei doch der Geheimrath lange nicht, sondern nur ein Kaufmann, den obenein ihr Vater erst mit zum Deputirten gemacht habe, und der Vater habe es oft gesagt, wenn er nur gewollt hätte, so hätte er selber Deputirter werden können an Jenes Stelle. Und wenn der junge Herr nur zu ihr hielte, und treu wäre der gewiß, so könnte es ja gar nicht fehlen, daß sie zuletzt ihren Willen durchsetzen würden und Alles ein glückliches Ende nehmen müßte. Als sie aber erst bis zu diesem Punkte gekommen war, fing sie an, der Muhme auszumalen, wie ihre Bekannten staunen würden, wenn sie das Mieder und den Faltenrock gegen ein Stadtkleid vertauschte, und wie dann aus den Brüdern erst recht was Tüchtiges werden könnte, wenn sie in eine Stadtfamilie heirathete, und wie das dem Vater gewiß lieb sein würde.

Sie erging sich in Plänen, in Hoffnungen, in Aussichten, fortbauend an ihren Luftschlössern, bis sie müde und fröstelnd das Lager suchte und unter den heitersten Bildern und Träumen einschlief, während die alte Muhme an ihrer Seite wachte.

Ernst und still sah sie auf die schöne Bruderstochter herab. „Stehen denn die Todten auf?“ fragte sie sich,

„fängt das Leben von Neuem an, und muß all das Kreuz und Elend noch einmal getragen werden, das mir auferlegt worden ist vom himmlischen Vater?“ — Sie hätte viel darum gegeben, hätte der Vicarius noch gelebt, hätte sie ihn um Rath fragen können; denn sie selbst wußte sich nicht zu helfen. Wenn sie zum Bruder ging und dem Alles erzählte, so würde er in seinem Zorn keine Grenzen kennen, würde mit ihr, mit Frau und Tochter zanken, es würde Lärm geben, die Nachbarsleute in den andern Stuben würden das hören, fragen, was vorgegangen sei, und Alles käme aus. Sollte sie schweigen? Aber wie konnte sie das vor Gott, vor dem Bruder und vor sich selbst verantworten, wenn nachher ein Unglück daraus entstände? Sie überlegte sich Alles, was Marie ihr gesagt hatte; auch was sie von des Vaters Reden gesprochen hatte, legte sie sich zurecht, und mußte sich sagen, daß das Mädchen nichts dabei übertrieben, daß sie nur des Vaters Worte treulich wiederholt habe. Unmöglich war es nicht, daß ein Städter ein Landmädchen heirathete, die ihm obenein eine hübsche Mitgift brachte, wie manche vornehme Städterin, die in seidenen Kleidern einherstolzirt, sie nicht hatte. Es konnte ja Gottes Wille sein, daß der Enkel an Marien gut machte, was einst der Großvater an ihr selbst verbrochen hatte.

Wenn sie so mit dem Vicar am Winterabend dagesessen und er von heiligen Dingen gesprochen hatte, wie er gern gepflegt, hatte er ihr oft gesagt, daß Lohn und Strafe für Gutes und Böses nicht blos im Himmel vertheilt würden, sondern daß fast immer die Vergeltung schon auf der Erde vor sich gehe, und daß jede That auf Erden

schon ihren Lohn erhalte. Er hatte ihr erzählt, wie die Leute in frühern Jahrhunderten, wo der Glaube an Gottes Gerechtigkeit verdüstert gewesen, gerade hier in Westphalen heimliche Gerichte eingesetzt hatten, und wie dieses heimliche Vehmgericht im Stillen das Verbrechen aufgesucht und bestraft habe, was ein anderes großes Verbrechen gewesen sei; denn der Herr habe gesagt: Die Rache ist mein, und ich will vergelten! und der Herr vergelte auch wirklich schon in dieser Welt.

Das Alles zog in wechselnden Vorstellungen durch der Alten Sinn, bis aus der angstvollen Sorge, die sich ihrer bemächtigt hatte, wie ein heller Sonnenstrahl der Gedanke auftauchte, daß es ihr, die einst so schuldlos Unehre und Kummer über den Birkenhof gebracht habe, vielleicht bestimmt sein könnte, Ehre und Freude in das Haus zu bringen, und geehrt zu werden von dem Enkel des Mannes, um dessentwillen sie Schimpf und Schande geduldet hatte in den Tagen ihrer Jugend, wenn sie Anton und Marie auf den rechten Weg zu leiten im Stande wäre. Sie überlegte hin und her; endlich fing sie zu beten an, daß ihr verstorbener Bruder ihr Fürsprecher werden möchte bei der heiligen Mutter Gottes, damit diese ihr eingebe, was sie zu thun habe, um Alles zum Guten und Besten zu kehren; und endlich völlig mit sich einig darüber, wie sie sich zu verhalten habe, schlief auch sie ein.

Als Marie aufgestanden war und beide Frauen sich angekleidet hatten, sagte die Alte: „Ich habe mir Alles überlegt, und ich will Dir beistehen in dem, was Du mir die Nacht gesagt hast. Ich nehme aber damit eine schwere Verantwortung auf mich, weil ich Dir helfen will, gegen

des Vaters Wunsch an Dein Ziel zu gehen, sobald ich sehe, daß der junge Herr es ernstlich mit Dir meint. Ich will's thun, weil es wohl Gottes Wille sein wird, daß dem Birkenhof sein Recht und seine Ehre geschieht. Warum das so ist, das sage ich Dir, wenn es zu Stande kommt; schwöre mir aber einen heiligen Eid, daß Du nichts thun willst, nicht das Kleinste, nicht das Größte, nie ihn wiedersehen, auch nicht ihm schreiben hinter meinem Rücken. Wenn Du das thust, kann ich es vor Deinem Vater und vor Gott verantworten, daß ich Dir helfen will, und dann will ich mit dem jugen Herrn sprechen und's ihm grade sagen so wie Dir."

Marie war wie in einem Traume. Verlegen lachend und doch weinend zugleich, versprach sie Alles und fing eben wieder an, ihre rosigen Zukunftsbilder zu weben. So aber hatte die Alte es nicht gemeint. In feierlichem Ernst trat sie vor die Bruderstochter hin, reichte ihr das Crucifix, das der Vicar in der Sterbestunde gebraucht hatte, und befahl Marien, niederzuknien und ihr auf das Crucifix zu schwören, daß sie ihr gehorsam sein und nicht das Geringste ohne ihr Wissen thun wolle, so wahr ihr Gott helfen möge und sein Sohn und der heilige Geist in der Stunde der letzten Noth.

Es war feierlich wie in der Kirche, die Musikanten unten am Brunnen spielten den Choral, mit dem sie an jedem Morgen beginnen, sie knieten Beide nieder und beteten. Dann erhoben sie sich bleich und ernst, und Margarethe sagte: „Es ist als hätte ich Dich Deinem Zukünftigen angetraut. Nun gebe Gott nur seinen Segen, daß ich es zu Ende führe zu unser Aller Heil und Glück!"

Marie schwieg, aber wer in ihrem Herzen hätte lesen können, hätte in ihr die Empfindungen noch viel stärker ausgeprägt gefunden, welche Margarethe bekannte. Es war ihr, als sei sie nun nicht mehr ihr Eigen, auch nicht mehr ihres Vaters Eigenthum, als sei der Birkenhof und der ganze Kreis ihres Wirkens in eine weite, weite Ferne gerückt, ihre ganze Vergangenheit versunken, und ein unerhörtes Wunder in ihrer Seele geschehen, für das sie kein Wort, keinen Namen hatte, während es doch mit heller Freude ihr Herz erfüllte.

So still in sich versunken war ihr zu Muthe, daß ihr die Sprache von Vater und Mutter wie fremd erklang, als sie neben ihnen herging am Brunnen; daß ihr es schien, als sähe sie heute Alles ganz anders, als wären die Bäume und die Luft und das Gras und der Vogelsang viel schöner geworden als bisher, und doch war Alles beim Alten geblieben. Sie wußte nicht, wie ihr denn eigentlich war, bis plötzlich aus einer der Alleen Anton hervortrat, der mit einer alten Dame und deren hübscher Tochter zum Brunnen ging. Da fuhr es dem Mädchen wie ein scharfer Stich durchs Herz, und die Augen, die ihn bisher sehnlich gesucht hatten, senkten sich so erschrocken herab über die eigne große Liebe, über die Unmöglichkeit, ihm zu nahen, daß Anton sie nicht einmal grüßen konnte, und Marie es nur an ihrem Herzklopfen fühlte, er habe sie doch wohl angesehen. Aber weil sie ihm gern so viel gesagt hätte und es doch nicht konnte, weil sie ihm gern das Alles von der Muhme erzählt hätte, ohne je den Muth dazu zu finden, wurde ihr angst und bange, und sie machte, daß sie aus seiner Nähe fortkam, indem sie

sich den Landleuten anschloß, die nach der Salzquelle zum Baden hinuntergingen.

So traf der Freienfelder sie. „Kommst Du auch noch einmal hier zu unser Einem?“ fragte er spöttisch, und setzte, ohne ihre Antwort abzuwarten, gleich hinzu: „Du kannst's wohl nicht mehr ansehen, daß der Schwarzkopf mit den gelben Handschuhen jetzt immer mit dem kleinen Fräulein herumspaziert? Habe nur nicht Angst, Du wirst es nicht lange mehr zu sehen brauchen, morgen reist er fort!“

„Wer?“ fragte das Mädchen und entfärbte sich so sichtlich, daß der Freienfelder laut auflachte.

„Und Dein Alter will mir einbilden,“ sagte er, „daß es nichts ist zwischen Dir und dem Gelbschnabel aus der Stadt? Der Hochmuth, der zu Fall bringt, steckt Euch Weibsbildern im Birkenhof von Altersher im Blut.“

Marie wußte nicht, was er sprach, nicht, was sie hörte, der starre Blick ihres Erschreckens aber schien dem Freienfelder der Ausdruck des Zornes, der Entrüstung zu sein; und einlenkend sagte er: „Nimm's nicht gleich so krumm! Ich bin nicht wie die Andern, die nicht hinter dem Pfluge hervorgekommen sind. Es macht mir weiter auch kein böses Blut; ich sehe ja, wie Du erschrocken bist, daß ich Unrechtes von Dir denken könnte.“

„Denk was Du willst, und geh' Deiner Wege!“ entgegnete Marie.

Friedrich aber ließ sich durch ihre Abweisung nicht abschrecken. Er schwatzte in aller Selbstgefälligkeit von der Abreise der Stadtherren und von den hochmüthigen Mädchen, die nachher am leichtesten klein beigeben. Er

sagte, wenn ein Mann nur seinen Vortheil recht verstehe, so fahre er mit solchen hochmüthigen Weibern am allerbesten, und er werde es erleben, daß Marie sich bald besinnen und noch vor dem Winter Hausfrau in Freienfelde sein werde; denn so klug sei Jeder, daß er sich ein warm Nest baue, ehe es kalt wird, wenn's ihm so gut geboten werde, wie nicht leicht zum zweiten Male. Er war seines Erfolges sehr gewiß.

Das Mädchen ließ ihn ruhig zu Ende sprechen, dann sagte sie: „Was Du Alles in der Stadt gelernt hast, das weiß ich nicht, besser aber bist Du nicht geworden, das merke ich. Wenn Du glaubst, daß ich einen Stadtherrn im Herzen habe, wie kannst Du denn denken, daß ich Dich heirathen werde; denn zwei zugleich kann man ja nicht wollen; und wenn Du glaubst, daß ich mich besinnen und Deine Frau werden möchte, warum sprichst Du denn von einem Andern, da es Dir und mir ein Schimpf wäre? Geh' zu Denen, die Dir nachgelaufen sind. Ich hab's Dir schon gestern und ehegestern gesagt, daß ich Dich nicht mag, daß ich nicht heirathen will, und ich werde mich auch nicht anders besinnen; denn wir sitzen auch warm im Birkenhof im Sommer und im Winter. Wenn ich aber einmal wirklich Einen im Herzen trage, von dem werde ich nicht lassen, und Keinen heirathen als den Einen, von dem ich nicht lassen kann." Damit wendete sie sich von ihm und ließ ihn stehen.

Er biß sich in die Lippen. „Ich kann hundert für Eine haben und Bessere noch!" sagte er zu sich selbst. „Aber es ärgert mich doch, weil ich Allen versprochen habe, daß sie noch im Herbste nach der Ernte tanzen sollten auf

meiner Hochzeit mit ihr.“ Und als er ihr nachsah, wie sie so frisch einherging, meinte er: „Verteufelt hübsch ist sie auch, und Jedermann weiß es, daß ich sie haben will.“

Während er dann langsam dem Badehause zuschritt, überlegte er, was ihm wohl den Sinn des Mädchens abspenstig gemacht haben müsse, aber so viel er auch überlegte, er konnte nichts finden, und blieb immer wieder dabei stehen, daß der Geheimrathssohn ihr etwas in den Kopf gesetzt habe, und daß es ihm schon gelingen werde, ihn auszustechen, wenn derselbe nur erst abgereist und dem Mädchen aus den Augen sein würde.

Diese Abreise aber stand nahe vor der Thüre. Friedrich hatte es gehört, wie der Geheimrath es selbst heute dem Schmidt gesagt, daß er morgen fortgehe, und Margarethe hatte dabei gestanden und gefragt, wohin er reise, worauf der alte Herr erwiderte, er gehe auf sein Gut bei Iserlohn. Nachher hatte der Geheimrath den Schmidt apart genommen und sich mit ihm unter die drei großen Bäume in den Anlagen hingesetzt, wo sie lange zusammen gesprochen hatten, und das Ende war gewesen, daß der Hofbauer nachher gesagt hatte, wenn man dem Herrn Geheimrath und den Stadtleuten überhaupt nur trauen könnte, so wäre Alles ganz gut. Der Herr Rath wisse recht wohl, wo der Hase im Pfeffer liege, aber er gehe um die Bauern herum, wie die Katze um den heißen Brei, von dem sie was abhaben möchte, ohne sich die Pfoten zu verbrennen. Er für sein Theil wäre jedoch nicht von denen, die sich mit schönen Redensarten abspeisen ließen, und er habe es dem Geheimrath auch grad heraus gesagt, er wolle erst sehen, daß was Rechtes geworden sei,

ehe er sich für dasselbe bedanke. Wenn Andere sich vorher bedanken wollten, so wäre das ihre Sache, sie möchten aber dann zusehen, wie sie nach dem Bedanken zu dem Ihrigen kämen.

Das Alles hatte der Hofbauer nachher erzählt. Gesehen hatte Friedrich, daß der Geheimrath ihm sehr die Hand geschüttelt und daß sie dann so zu sagen als gute Freunde von einander gegangen waren, nachdem sich die alte Margarethe mit dem jungen Herrn lange vorher entfernt hatte.

Die Beiden waren aber nicht weit weg gegangen, sondern nur hin bis zum kleinen Bethause der Brüdergemeinde, das in einem Wäldchen von ernsten Tannen, mitten im Parke gelegen ist, da, wo der Weg zum Bohmberge in gerader Linie hinanführt.

Wenn zwei Menschen etwas für einander auf dem Herzen haben, finden sie sich bald zusammen, und man weiß dann nicht, wer eigentlich den Andern gerufen und wer zu sprechen angefangen hat, weil in solchen Fällen die Seele spricht, lange bevor der Gedanke, der Lippe entströmend, zum körperlich wahrnehmbaren Worte sich gestaltet hat. Ehe Margarethe etwas von alledem gesagt hatte, was sie zu sagen und zu fragen hatte, wußte es Anton im Voraus und beschwor sie, es möglich zu machen, daß er Marien nur einmal, nur eine Viertelstunde allein sprechen könne, ehe er morgen abreiste.

Die Alte schüttelte aber verneinend das Haupt. „Meint Ihr, daß ich mich dazu hergeben werde? Da irrt Ihr Euch!“ sagte sie. „Ihr kennt die Marie, und Ihr sagt, daß Ihr sie liebt, und sie hat mir zugeschworen, daß sie

mir gehorchen und Euch nicht heimlich sehen will. Das sollt Ihr mir auch schwören; denn thut Ihr es nicht, so gehe ich zu meinem Bruder, und was dann daraus entsteht, das habt Ihr zu verantworten, weil Ihr es nicht ehrlich meint."

„Aber, ich muß sie doch noch sehen, ehe wir reisen."

„Nein! Ihr sollt sie nicht sehen, sondern Geduld haben und Alles so herrichten, daß Ihr je eher je lieber zu Eurem Vater gehen könnt und sagen: ich will des Schmidt vom Birkenhof Tochter zur Frau haben; gehe hin und wirb um sie, daß er sie mir giebt."

„Das ist unmöglich, Margarethe! Darüber kann unser Haar weiß werden, ehe das geschieht."

„Dann geht Eures Weges, und schlimm genug, daß noch Einer von Euch in unsern Weg gekommen ist."

„Glaubst Du denn, ich könnte an Marie handeln, wie an Dir gehandelt worden ist?" fragte der junge Mann im Ton des Vorwurfs.

„Ich habe es nicht geglaubt, jetzt glaub ich's, weil Ihr mich so fragt."

Anton blickte sie ernsthaft an. „Nein," rief er, „Du glaubst es auch jetzt nicht; denn ich müßte kein Mensch sein, hätte ich vergessen, was Du mir neulich in den Kampen erzählt hast. Ich habe kein Mädchen geliebt, bis auf diesen Tag, und ich werde kein anderes lieben. Ich will denn auch Marien nicht wiedersehen, aber versprich Du mir, daß sie kein Anderer haben soll als ich, daß Du sie beschützen willst, wenn ihr Vater sie zwingen will, einen Andern zu heirathen als mich, und sollte es noch so lange währen!"

„Glaubt Ihr, der Vater hat kein Herz im Leibe für sein eigen Fleisch und Blut?“ fragte Margarethe, „und denkt Ihr, die Marie sei nicht meines Bruders rechtes Kind, daß sie sich zwingen läßt? Das mag so sein bei Euch, bei uns ist das nicht Mode, wo die Leute Brod haben, daß sie ihre Kinder ernähren können im eignen Hause — und an Brod hat's Gott sei Dank noch nie gefehlt im Birkenhof.“

„Also sie bleibt mein, mein unwandelbar, und sollte es zehn Jahre dauern, bis ich sie mir hole?“

„Ja,“ antwortete Margarethe und gab ihm die Hand.

Anton ergriff sie, hielt sie fest und sprach: „So sage ihr, daß ich ihr treu bleiben werde, und nun lebe wohl!“

Noch ehe Margarethe etwas entgegnen konnte, war er mit einem letzten Händedrucke geschieden und ging raschen Schrittes davon.

Am Nachmittage, als er von einem Feste kam, das man ihnen zum Abschiede gegeben hatte, sah er, als er die Allee entlang ging, eine Menge Bauern um die Bude eines Juden stehen, der allerlei werthlose Dinge im Würfelspiele feil hielt. Schon oftmals hatten die Scenen vor dieser Bude ihn belustigt. Der Jude, den sein Aeußeres sowohl als sein Dialect wesentlich von den Landleuten unterschied, strebte dennoch, sich ihnen zu nähern, ihre Gunst, ihr Zutrauen zu erwerben, ihre Ausdrucksweise nachzuahmen, was bei dem Dialecte seines Volkes sehr komisch ausfiel, während er ihnen die schlechten Gewinne als große Herrlichkeiten anpries.

Die Bauern lieben das Spiel, und da der Einsatz

nur ein geringer war, so ruhte der zinnerne Becher selten. Von früh bis spät klapperten die Würfel in den Händen spiellustiger Landleute, welche zugleich eine Art von Eitelkeit dabei befriedigten, wenn sie zeigen konnten, daß sie auch für dergleichen Dinge noch Geld übrig hatten. Denn so genau der Bauer ist, so sehr er seinen Vortheil im Kleinsten wie im Großen wahrzunehmen weiß, so sehr liebt er es, mit seinem Reichthum vor seinen Standesgenossen zu glänzen, und Niemand war weniger von dieser Eitelkeit frei, als Schmidt. Das konnte man nicht nur an den Würfelbuden sehen, sondern man konnte es bemerken, wenn man nur die Anzüge von seiner Frau und seiner Tochter betrachtete, an denen Alles vom besten Zeuge und Alles von Silber und echtem Gestein war.

Schon oftmals hatte Anton den Kunz mit Frau und Kindern am Würfeltische gefunden, auch heute sah er gleich von Weitem Mariens schlanke, ansehnliche Gestalt die andern Frauen überragen. Wie sie so dastand in dem rothen gefältelten Tuchrock mit grüner Borde, die schwarze knappe Tuchjacke an den engen halblangen Aermeln mit Sammet verbrämt, und mit blanken Silberknöpfen über das Fürtuch von rothem Wollenzeug zusammengehalten, konnte sich Anton kein schöneres Mädchen und keine schönere Tracht als diese denken. Das schwarze Käppchen auf dem Haarnest, von dem die breiten schwarzen Bänder über den schlanken Rücken hinabflatterten, das gestickte Bindchen, welches mit seiner Schnäppe das Haar von der Stirne zurückhielt, hoben die Schönheit des Haares und die Reinheit der Stirn noch leuchtender hervor; und wie die dunkle Schürze mit dem großen Silberschloß die

schlanke Taille fest bezeichnete, so trug von dem steifen weißen Halskragen und den großen Bernsteinperlen mit dem echten Granatschloß, bis hinab zu den straffen blauen Strümpfen und den Lederschuhen Alles dazu bei, die feine und doch kräftige Schönheit Marien's in das rechte Licht zu stellen.

Anton's Herz klopfte hoch auf bei ihrem Anblicke, aber Marie wendete erröthend den Kopf ab, als er sich unter die Spielenden drängte, um in ihre Nähe zu kommen. Der Vater, der neben ihr stand, rief ihm freundlich entgegen: „Nun, wollt Ihr Euer Glück auch noch wagen, junger Herr, ehe Ihr morgen fortgeht?"

Es war im Grunde das erste Mal, daß er ihm recht von Herzen freundlich zusprach, und Marie und Anton dachten gleichzeitig, das käme daher, weil er nun gewiß sei, daß die Abreise vor der Thür stehe.

„Nur heran, junger Herr," sagte auch der Jude seiner Seits, „sehen Sie, was die Leute gewinnen für Ihr geringes Geld. Es ist ein Spott und eine Schande; aber was soll man thun, wenn man doch leben will, und wenn der Landmann das Geld hat und unser einer die Noth? Sehen Sie, was die junge Frau gewonnen hat, für einen Groschen den Suppenlöffel von reinem Zinn, mit dem schöngedrechselten Stiel obenein. Nur heran, Jüngferchen, auf Nummer vierundzwanzig setz' ich einen zweiten Löffel; da der Bräutigam gewiß nicht lange ausbleibt, muß man sein Glück probiren. Erst der Löffel, dann die Suppe, erst der Schatz, dann das Haus — ist das nicht wahr, junger Herr?" fragte er, gegen Friedrich gewendet, der Anton und Marie nicht aus den Augen verlor.

„Ich brauche Deinen zinnernen Löffel nicht für meinen Schatz, ich kann ihr einen silbernen kaufen, denke ich!“ antwortete der Bauer, „aber die Jungfer soll's einmal probiren, ob sie Glück hat.“ Dabei bezahlte er den Einsatz und reichte Marie den Würfelbecher dar; indeß Anton war ihm zuvorgekommen und Marie schüttelte bereits einen Becher, den Anton ihr gegeben, ohne daß sie gewagt hätte, diesen auch nur anzusehen. Die Würfel fielen auf den Tisch: „Nummer achtzehn!“ sagte der Jude. „Ei! ist das ein schönes Ringelchen. Freilich nicht so schön und echt, wie die reiche Jungfer Alles am Leibe trägt, aber es ist eine Vorbedeutung! Nu, es wird auch längst Alles fertig liegen in Kisten und Kasten, die silbernen Löffel und alles Andere dazu. Steckt nur den Ring an, schöne Jungfer; es ist keine Unehre, bis nachher der Rechte kommt.“

„Ja, steck ihn an!“ bat Anton so leise, daß nur Mariens Ohr es hörte, die voll Liebe zum ersten Male zu ihm aufsehend, zitternd den Ring an ihren Finger steckte und dann mit ängstlicher Hast die Hand in die Falten ihrer Schürze barg, als fürchte sie, man könne ihr den Ring abziehen, oder ihm mit Blicken ein Leid anthun.

Trotz der eignen Bewegung aber entging Anton das lauernde Auge des Freienfelder Friedrichs nicht. Um die Aufmerksamkeit von Mariens Befangenheit abzulenken, setzte er für sich selbst ein und würfelte. Er gewann eine kleine Pfeife. Kunzens Knaben lachten hell auf. Der Eine, mit dem Anton sich bisweilen zu schaffen gemacht hatte, weil es ein munterer Bube war, streckte die Hand nach der Pfeife aus und sagte: „Gieb mir's!“

Der Freienfelder aber meinte: „Nein! laß dem Herrn die Lockpfeife. Jedem, was ihm zukommt!“ Dabei stieß er seinen Nachbaren, und während die Beiden noch über den Witz lachten, der Anton's Blut aufsieden machte, würfelte der Friedrich und gewann eine Peitsche.

„Jedem, was ihm zukommt!“ wiederholte nun Anton, und die jungen Männer sahen sich mit solchen Blicken des Hasses an, daß es Jedem auffallen mußte, der nicht wie die Mehrzahl der Bauern ausschließlich mit dem Spiele und dem Betrachten der gewonnenen Sachen beschäftigt war. Kein Wort ward zwischen Anton und Friedrich gesprochen, und doch wußten Beide, daß sie sich wieder treffen und früh oder spät im Leben hart an einander gerathen würden. Die Trennung, welche der verschiedene Stand zwischen sie zu stellen schien, war hier verschwunden; denn der Haß hebt die Unterschiede auf wie die Liebe.

In dem Gedränge um die Würfelbude trat Anton noch einmal so nahe an Marien heran, daß er ungesehen ihre Hand ergreifen und fest drücken konnte, wie sie den Druck erwiderte. Dann trennten sie sich, und am andern Morgen hatte er mit seinem Vater Pyrmont verlassen, ohne Marie oder Margarethe wiedergesehen zu haben.

VIII.

Den meisten Menschen unserer Zeit wird früh von Kind an ein Begriff der Romantik eingeprägt, aus dem die Liebe in ihnen vorzeitig erblüht, während sie sich ohne diese künstliche Vorbereitung wohl erst später entfalten, dann aber freilich sich auch kräftiger und schöner darstellen würde. Nur in dem reifen Menschen erwächst die Liebe als die reife Frucht seines Wesens, bei der Jugend treibt die Phantasie sie nur zu oft hervor als eine künstliche Pflanze, und sie hat wie eine solche denn auch nicht ihr volles Gepräge, nicht ihren ganzen naturbestimmten Gehalt.

Vor diesem Loose war Anton durch den trocknen Realismus seiner Umgebung glücklich bewahrt worden. Niemand sprach von Liebe in dem Hause seines Vaters; denn sie hatte in dem Leben seiner Eltern keine Rolle gespielt. Die Ehe derselben war aus äußern Rücksichten geschlossen und dennoch eine friedliche geworden, der Geheimrath setzte also die Liebe mit in den Bereich der idealistischen Träumereien, an die ein Student glauben, die ein Dichter für müßige Leute besingen könne, die aber in dem Leben eines vernünftigen Geschäftsmannes unmöglich eine wichtige Stelle einnehmen dürfe oder könne. Man hatte mit Anton von seiner einstigen Verheirathung

in gleicher Weise, wie von seinem einstigen Eintritt in das väterliche Geschäft gesprochen, und die Aussicht auf die Erstere war ihm ebenso nüchtern dargestellt worden als das Letztere. So ward ihm das in unserer Zeit so seltene Glück zu Theil, daß nicht die Poesie in ihm eine vorzeitige Liebe, sondern seine Liebe in ihm die poetische Anschauung des Lebens erweckte.

Er war wie umgewandelt. Alles, was er sein zu nennen einst bestimmt war, erschien ihm werthlos gegen Mariens Besitz, und gewann doch wieder zum ersten Male wirklich für ihn Werth, wenn er sich vorstellte, wie er ihr das Alles zu eigen geben könne, und welche ungekannte Genüsse er ihr zu bereiten im Stande sein werde. Märchenhaft glücklich erschien er sich, wie die Königssöhne einer fernen Zeit, wenn er bedachte, wie Marie staunen, wie sie froh und entzückt sein, wie schön ihr die Befangenheit und die Freude über die neue Welt stehen werde, in die er sie einzuführen gedachte. Für keinen Preis hätte er ihre Unkenntniß, ihre ländliche Einfalt vertauschen mögen gegen die Bildung einer Städterin. Der ganze Schöpferdrang seiner Seele wendete sich der Geliebten zu; sie sollte sein Werk sein, sie selbst und ihr Glück. Was ihn von diesem Ziele trennte, war von dem Augenblicke ab für ihn das Schlechte, das Verdammenswerthe; was ihn demselben näher brachte, die Wahrheit und das Recht.

So trat er bei seiner Rückkehr nach Berlin in den Kreis seiner früheren Umgangsgenossen ein. Er wollte sich bilden, um Marie einst bilden zu können; er wollte fortan aufhören, das Leben leicht und selbstsüchtig zu er-

fassen; denn er hatte an dem Leben der alten Margarethe gesehen, was selbstsüchtiger Leichtsinn verschulden kann; er wollte selbst prüfen und sehen, weil er gefunden hatte, daß mit dem Auge eines Andern sehen, die Gegenstände nie klar erscheinen läßt. Er glaubte auch den Aussprüchen seines Vaters nicht mehr unbedingt, und der Umgang mit den Landleuten hatte ihm den Wunsch eigner Beobachtung und Erkenntniß eingeflößt. Denn wennschon er sich sagen mußte, daß Niemand weniger Sinn habe für den idealen Begriff der Freiheit, als der Bauer, so mußte er sich doch eingestehen, daß ihm das männliche Selbstgefühl, das Insichberuhen dieser Menschen Achtung eingeflößt habe, und daß in dieser Selbstzufriedenheit der Keim einer Fortentwicklung zu dem Wesen des Staatsbürgers viel sicherer verborgen liege, als in dem unersättlichen Vorwärtsstreben der meisten durch ihre Luxusbedürfnisse in Noth erhaltenen Stadtbewohner.

Aber noch veränderter als er selbst war die Stimmung in Berlin. Von dem Princip der Vereinbarung, mit dem man die klaffende Wunde der Revolution zu heilen gehofft, konnte schon seit lange eigentlich nicht mehr die Rede sein, und die Elemente des Bürgerkriegs traten deutlicher als je einander gegenüber. In Preußen waren die Parteien der absolutistischen Royalisten und der deutschen Demokraten einander schnell und scharf gegenüber getreten. Fast die ganze Jugend neigte sich der letztern Richtung zu, die Beamtenwelt der erstern. So standen denn auch Anton und der Vater sich schon wenig Wochen nach ihrer Rückkehr von der Reise entschieden feindlich in ihren Ansichten gegenüber, was bei des Vaters kalter Energie, bei

des Sohnes durch seine Liebe gesteigerter Erregbarkeit zu immer neuen Zusammenstößen führte.

Dadurch wurde das Zusammenleben von Vater und Sohn mit jedem Tage schwerer, und die Mutter, welche für Beide davon litt, brachte es endlich zuwege, daß Anton Berlin verlassen sollte. Dies aber rief neue Zerwürfnisse hervor. Der Geheimrath wünschte Anton nach seinen Fabriken zu schicken, um ihm dort die für ihre einstige Uebernahme unerläßliche Vorbereitung zu verschaffen; Anton aber erklärte auf das Bestimmteste, niemals Fabrikant, sondern Landwirth werden zu wollen. Für diesen Beruf mit Wärme eingenommen, wußte er der Mutter alle Vorzüge desselben in schönem Lichte darzustellen. Er malte ihr die Ruhe, die friedliche, der Natur entsprechende Wirksamkeit eines solchen Lebens, den langsamen, aber sichern Einfluß auf die Fortbildung des Volks in so lebhaften Farben aus, daß die sanfte Frau, gemartert von dem Parteikampf um sie her und von dem wachsenden Zwiespalt zwischen Vater und Sohn, sehnsüchtig nach einem ruhigen Dasein, welches die neuen Verhältnisse ihres Mannes ihr in weite Ferne gerückt hatten, wenigstens dem Sohne ein Glück zu sichern wünschte, das sie selbst vergebens erhoffte.

Die Geheimräthin ward dadurch Anton's wärmste Vertreterin, aber der Sommer verging, der Herbst war herangekommen, die Nationalversammlung aufgelöst, und noch immer verharrten Anton und der Vater in der Spannung gegen einander, welche der Mutter so wehe that; noch immer hatte der Vater nicht seine Einwilligung dazu gegeben, daß der Sohn Landwirth werden und auf

das Gut nach Westphalen gehen sollte, wohin zu gehen er verlangte.

So kam der Winter heran und mit ihm des Sohnes Geburtsfest. Mit einer zerstreuten Gleichgültigkeit hatte der Geheimrath die Zurüstungen seiner Frau für denselben betrachtet; als aber am Morgen des sonst so frohen hochgehaltenen Tages der Sohn hereingerufen wurde, seine Bescheerung zu empfangen, als die Lichter, wie seit den Tagen seiner Kindheit in immer vermehrter Zahl, um den großen blumenbekränzten Kuchen brannten, und der ernste, auch heute, auch in dieser Stunde nicht fröhlich blickende Sohn sich all' der bewiesenen Liebe nicht von Herzen zu erfreuen schien, da stürzten die Thränen der Mutter aus den Augen, und sich dem Vater an die Brust werfend, rief sie:

„Ist denn auch heute, auch vor dieser Erinnerung an ein langes, glückliches Familienleben der Dämon der Zwietracht nicht zu bannen? Soll ich unser Kind unglücklich sehen im eignen Vaterhause, und den Vater mißgestimmt und mißtrauend gegen das einzige Kind, das der Himmel uns gelassen hat?"

Der Geheimrath nahm sie an seine Brust: „Weine nicht, Mutter!" Das war Alles, was die Rührung ihm zu sprechen erlaubte, aber er reichte dem Sohne die andere Hand hin, und dieser beugte sich nieder, sie zu küssen. Voll tiefer Bewegung erhob sich die Mutter von des Vaters Brust, den Sohn in seine Arme zu legen. Sie weinten Alle, es war still im Zimmer einige Augenblicke lang; und wenn es wahr ist, wie der Volksglaube behauptet, daß in solchem Schweigen ein Geist durch das Gemach

ziehe, so war es dieses Mal ein Engel der Liebe und der Versöhnung.

Der Geheimrath richtete sich bald empor. „Du sollst Deinen Willen haben, Anton!“ sagte er, während er eine Thräne aus den Augen trocknete. „Es soll mir lieb sein, Dich zufrieden zu stellen, und es ist vielleicht auch gut, wenn wir uns für eine Weile trennen. Die täglichen Reibungen erbittern uns; Du bist in eine Opposition gerathen, in der Du mit sehenden Augen nicht sehen willst. Es ist Starrsinn darin, aber der Starrsinn der Jugend kann Charakterstärke werden, wenn die Vernunft ihn mit ihrer Erfahrung erleuchtet. Gehe auf das Land, lerne die Menschen kennen, lerne einsehen, wie wenig sie im Stande sind, sich selbst zu rathen, wie viel weniger, als Berather des Staats zu nützen. Wenn Du dann in Jahr und Tag zu uns zurückkommst, wirst Du mir beistimmen, und wir werden uns besser verständigen als bisher. Darauf hoffe ich, und darum sollst Du nach Griesbach. Gleich nach dem Neujahr kannst Du dorthin gehen.“

Anton wollte danken, aber die Motive seines Vaters und ein Blick auf das bleiche Antlitz seiner Mutter nahmen ihm die rechte Freudigkeit. „Du wirst mich besuchen im Frühjahr, liebe Mutter!“ tröstete er, da er sah, wie schmerzlich ihr der Gedanke dieser Trennung zu sein schien.

Die Mutter schüttelte das Haupt. „Glaubst Du,“ sagte sie, „daß ich noch den Muth habe, so lange hinaus im Voraus bestimmen zu wollen? Der Vater ist angeschmiedet an das Staatsschiff. Wer will voraussagen, wohin wir verschlagen werden, wohin der Sturm dieser wachsenden Revolution uns schleudert, und ob wir jemals

in Ruhe landen in dem stillen Griesbach, wohin auch ich mehr und mehr zu verlangen beginne; denn mich foltert eine unabläſſige Angſt in dieſen Mauern."

Der Vater und Anton verſuchten ſie zu beruhigen, aber ohne Erfolg. Sie hatte ſich nie heimiſch gefühlt in der Reſidenz, in den neuen Verhältniſſen ihres Mannes. Die erſten Stunden des Abends vergingen in jener wehmüthigen Freude, wie das Aufhören eines Schmerzes, einer heftigen Spannung ſie erzeugt. Man nahm das Abendbrod ein, dann entfernte ſich der Geheimrath, um an den Arbeitstiſch zu gehen, und Mutter und Sohn blieben allein.

Da nahm Jene zärtlich ſeine Hand und ſagte: „Du ſiehſt es, das einzig mildernde Element in dem Parteikampf, in dem Gott uns zu leben, auferlegt hat, iſt die Familienliebe. Mir iſt auch immer, als könnte nur aus dem Innern der Familien heraus wieder Ruhe und Glück in die Welt kommen, als würdeſt Du dem Vater nicht ſo ſchroff entgegentreten und Dich nicht von den gewiß übertriebenen Forderungen der Demokratie hinreißen laſſen, wenn Du nicht ſo unabhängig da ſtändeſt. Ich habe oft gedacht, daß Deine Idee, nach Amerika zu gehen und uns und Alles hier für lange im Stich zu laſſen, Dir nie gekommen wäre, wenn Du durch Frau und Kind an das Vaterland gebunden wäreſt. So jung Du biſt, ich ſähe es gern, wenn Du Dich verheirathete, es würde Dich dem Vater ſehr viel näher bringen, Ihr würdet Euch bald leichter verſtändigen lernen."

Ein Gefühl von Beängſtigung und Freude zugleich durchzuckte des jungen Mannes Bruſt. „Und wie denkt der Vater darüber?" fragte er.

„Ich glaube, er stimmt mir bei. Er hat Annähernes neulich einmal geäußert. So sehr er sonst dagegen war, Dich früh heirathen zu lassen, scheint diese Zeit seine Ansichten geändert zu haben. Was er früher als hemmende Fessel betrachtet, sieht er jetzt als ein heilsames Gegengewicht an, und Du würdest von seiner Seite keinen Widerstand finden. Selbst daß er Dich nach Griesbach gehen läßt und seine Reiseplane für Dich aufgiebt, scheint mir dafür zu sprechen."

Anton hatte den ganzen Abend an Marie gedacht. Zum zweiten Male, seit er Pyrmont verlassen, hatte er der alten Margarethe vor einigen Wochen nach Iserlohn geschrieben und sie um Nachricht von Marien gebeten; und gerade heute in der Frühe war ihm die erste Antwort der Alten zu Theil geworden und hatte mit den fast unleserlichen Buchstaben ihrer wenigen Zeilen die tiefste, sehnsüchtige Liebe in seinem Herzen wach gerufen. Sie schrieb ihm, daß sie krank sei und anfange, die Last der Jahre zu fühlen, daß aber im Birkenhofe Alles gesund sei, daß der Freienfelder Friedrich in kurzer Zeit in die Landwehr werde eintreten müssen, und daß sie Marien seinen Brief nicht geben dürfe und könne. Er möge jedoch nur guten Muth behalten; wenn er treu sei, das Mädchen werde ihn sicherlich nicht vergessen.

Das Bild dieser glaubensvollen Treue, wie sie sich in Marien und der alten Margarethe in schlichtester Einfachheit kundgab, rührte ihn sehr. Er meinte, auch seine Mutter müsse dies empfinden, auch ihr müsse der Zauber einleuchten, der für ihn darin lag, dem Naturkinde, das er liebte, die Welt des Wissens und der Bil-

dung mit ihren verfeinernden Genüssen zu erschließen, und er war bereit, sein Herz der Mutter in kindlichem Vertrauen zu öffnen. Aber schon die Andeutung, daß er wohl ein Mädchen wisse, mit dem zu leben ihm süß sein würde, veränderte den Ausdruck der Geheimräthin. Mit sichtlichem Schreck fragte sie, welches von den Mädchen ihrer Bekanntschaft die Erwählte sei? Es schien sie zu beunruhigen, daß nicht sie die Wahl getroffen; zu verletzen, daß sie nicht von Anfang an das Vertrauen des Sohnes besessen habe, denn die Familienliebe, wie sie in der bisher organisirten Familie bestand und besteht, ist ein Despot, wenn schon ein zärtlicher, und die Ketten, welche sie dem Einzelnen anzulegen für ihr Recht und ihre Pflicht hält, sind schwer, weil sie zu leicht sind, um leicht zerrissen werden zu können.

Die Mittheilung, daß er keines der Mädchen aus der Gesellschaft liebe, in der seine Mutter sich bewegte, daß die Erwählte den untern Ständen angehörte, erschreckte sie noch mehr, und die eben noch so freundliche, zärtliche Mutter erklärte sich, ohne den Gegenstand seiner Wahl zu kennen, mit solch bitterer Härte gegen derartige unerlaubte, unlautere Verhältnisse, daß Anton, zurückgestoßen es gegen sein Gefühl empfand, der Mutter zu beweisen, wie wenig hier von einem unerlaubten, unlautern Verhältnisse die Rede sei. Er hatte bewußt und unbewußt die Erfahrung zu machen, wie in den Frauen der höhern Stände der hochmüthige Glaube verborgen liegt, ein Mann könne nur für sie eine reine Liebe hegen, für ein Weib aus den Volksklassen aber nichts fühlen, als das Aufwallen einer sinnlichen Gluth, die, schnell befriedigt, schnell

auch wieder stirbt. Weil sie die Kraft der schlichten Naturen nicht begreifen, begreifen sie auch die Gewalt nicht, welche die ursprüngliche Einfalt und Unschuld eines Weibes auf das Gemüth eines unverdorbenen Mannes auszuüben vermögen. Gegen ihre sonstige Weise äußerte sich die Geheimräthin mit Heftigkeit gegen Anton's demokratische Richtung und tadelte seine demokratischen Bekanntschaften und Verbindungen als die Quelle solcher Gedanken und Wünsche. Es war auch auf sie, wie auf alle vorurtheilsvollen Menschen immer nur so lange zu rechnen, als man mit ihren Vorurtheilen im Einklange handelt, und weil sie sich überzeugt hielt, daß Anton's Neigung einem Mädchen in Berlin zugewendet sei, drang die Mutter auf seine schleunige Entfernung aus der Stadt. Sie fand dabei gegen ihr Erwarten die größte Bereitwilligkeit in ihrem Sohne.

Sobald also das Weihnachtsfest vorüber war, betrieb man die Vorkehrungen zu seiner Uebersiedelung nach Griesbach, und gleich nach dem Neujahr verließ Anton die Residenz mit frohem Herzen; denn Griesbach lag nur wenige Stunden von Iserlohn, und sein erster Weg sollte ihn zur alten Margarethe führen.

IX.

Es war ein später, kalter Frostabend, als Anton in Iserlohn die Schwelle des kleinen Hauses überschritt, in dem Margarethe wohnte, und an ihre Thüre klopfte. Eine helle Stimme, wie sie nicht von den Lippen der Alten erklingen konnte, rief „Herein!“ Anton öffnete die Thüre, und gelähmt vor freudigem Schreck, standen er und Marie sich gegenüber, bis sie sich wortlos in die Arme stürzten, und Margarethens Anruf sie wieder trennte.

Das Zimmer war spärlich von einer Lampe erleuchtet; die alte Margarethe lag darnieder, fast unsichtbar hinter den riesigen Federkissen und den Vorhängen von weiß und blau carirter Leinwand, die das Himmelbett verhüllten. Die alten Nußbaummöbel, welche sie von dem Vicar ererbt, sahen trotz ihrer dunklen Farbe blank und sauber aus; Mariens Nähzeug lag auf dem Tische vor dem Bette der Muhme, ein helles Feuer brannte in dem kleinen eisernen Ofen, und der alte, abgenutzte Lehnstuhl von Leder, in dem der Vicar gestorben war, das kleine, ebenfalls mit gewürfelter Leinwand überzogene Sopha, Alles heimelte den jungen Mann an, obschon es ihm neu und völlig fremd war.

Margarethe, die schnell ihres Staunens Herr geworden

war, fragte ihn, wo er herkäme, und erfuhr mit sichtlicher Genugthuung, daß er nach Westphalen gekommen sei, um für immer hier als Landwirth zu leben und sich auf diese Weise der Geliebten näher zu stellen. Marie hörte ihm mit leuchtenden Augen zu, dann bog sie sich nieder, ergriff seine Hand, küßte sie und sagte kaum hörbar: „Das lohne Euch Gott!“ Aber sie sah so freudestrahlend, so zukunftsicher zu ihm empor, daß Anton fühlte, jetzt, erst jetzt durch diesen Schritt halte sie ihr Glück für sicher und gewiß. Er wollte sie in seine Arme nehmen, sie entzog sich ihm sanft und setzte sich mit Selbstüberwindung nieder, ihre Arbeit wieder zu beginnen, während die Alte weitläufig erzählte, wie ihr die Gicht auf das lahme Bein gefallen sei, wie sie schon seit Wochen fast immer darnieder gelegen und der Bruder ihr nun nach den Feiertagen das Mädchen in die Stadt gebracht habe, weil der Doctor ihr das Aufstehen ganz und gar verboten, und wie sie nicht daran gedacht habe, daß nun ihre Gicht Anton und Marie zusammenführen solle.

Marie arbeitete schweigend weiter, Anton's Augen ruhten entzückt auf ihrer Schönheit. Endlich, als die Alte fort und fort erzählt, nach Diesem und Jenem gefragt hatte, legte Marie das Nähzeug still zusammen und sagte leise: „Ich kann nicht nähen, Muhme, weiß Gott nicht!“ — und dann sah sie mit gefalteten Händen so verklärten Antlitzes zu dem Geliebten hinüber, daß ihr stummes Glück ihn bannte auf seinen Platz und er nicht den Muth fand, sie zu stören, nicht den Muth, sie in der Alten Gegenwart zu umarmen.

„Recht ist's mir nicht,“ sagte diese, „daß Ihr hier

seid, aber da es nicht mein Wille war, so wird's wohl Gottes Wille sein, daß Ihr gekommen seid, und so eßt denn mit uns, ehe Ihr weiter geht. Setze die Suppe zurecht, Marie."

Mit dem Befehle, etwas zu schaffen, schien ein anderes Leben in das Mädchen gekommen zu sein, es fand sich wieder in der Wirklichkeit zurecht. Rührig holte sie ein frisches Tischtuch aus dem Nußbaumschranke, dessen Lavendelduft das ganze Zimmer erfüllte, breitete es über den Tisch, holte den Suppennapf, Teller, Brod, Butter, kleine Käse und den Schinken herbei, die sie vom Birkenhofe mitgebracht hatte, und nun war es Anton, der nicht müde werden konnte, sie mit staunender Liebe zu betrachten, so reizend dünkte sie ihm in der Geschäftigkeit, so schön in dem Bewußtsein des Glücks, das seine Gegenwart über sie verbreitete.

Die Alte sah in ernster Zufriedenheit auf das junge schöne Paar. „Geb' Gott," sagte sie, „daß Euer Einzug in Griesbach mir den Einzug nach dem Birkenhof bahnt, denn mich verlangt dorthin, nun ich nicht aufstehen kann vom Lager. Ich möchte die Augen zumachen, wo ich Vater und Mutter die Augen zugedrückt habe; ich möchte auch gern auf unserm Kirchhof begraben sein. Macht, junger Herr, daß ich dahin komme; denn wenn die Marie Eure Frau wird, dann kann ich wieder einziehen mit Ehren, von wo mich der Bruder mit seinem Wort vertrieben hat. Dann ist Böses mit Gutem vergolten, und so will's unser Herrgott haben."

„Nun, Marie, was meinst Du? Wollen wir die Muhme einführen in den Birkenhof?" fragte Anton.

„Je eher, je lieber!“ rief sie und fügte dann, wie erschrocken über das eigne Wort, leise hinzu: „wenn's so Gottes Wille ist.“

Da konnte sich Anton nicht länger halten, er nahm das Mädchen in seine Arme und küßte sie, und die Alte wehrte es ihm nicht.

„Ich laß es gehen für heute,„ sagte sie, „denn Ihr kommt nicht wieder, so lange die Marie hier ist, aber heute könnt Ihr bleiben, bis der Wächter ruft.“

Die Abendstunden flogen schnell dahin. Anton erkannte in dem geliebten Mädchen so viel gesundes Urtheil über Alles, was innerhalb ihres bisherigen Gesichtskreises lag, daß er sich doppelt freute, diesen Gesichtskreis einst erweitern zu können und die eignen Anschauungen an Mariens reiner Ursprünglichkeit zu berichtigen. Sie wußte, was ihr fehle, ihm zu genügen; aber sie betheuerte mit solchem Ernste, Alles lernen zu wollen, und versicherte so ehrlich, wie ihr alles Lernen leicht geworden sei, und wie sie einen sehr guten und willigen Kopf gehabt habe von Kindheit an, daß Anton sie viel weniger hätte lieben müssen, um ihr nicht Alles zu glauben, um nicht noch mehr von ihr zu erwarten, als sie selbst von sich verhieß.

Der Wächter hatte aber noch lange die zehnte Stunde nicht verkündet, als Marie den Geliebten schon zum Aufbruch mahnte, weil die Muhme nur immer zu Anfang der Nacht schlafe und dann mit ihren Schmerzen wachen müsse bis zum hellen Morgen. „Habe ich doch warten können,“ sagte sie, „ehe ich Euch wiedergesehen hatte, wie sollte ich nicht still warten können, nun Ihr hier wart und mir gesagt habt, daß Ihr mein denkt, und daß wir

nicht lassen wollen von einander. Geht nun in Gottes Namen! Ich werde gewiß gut schlafen mit dem Herzenstrost und will der armen Muhme ihr Bischen Schlaf nicht rauben."

Auch Anton's Seele war voll tiefen Friedens. Er stand auf und ging, wie Marie es ihm geheißen hatte. „Wenn ich nicht wiederkommen soll, Margarethe," bat er, „so erlaubt, daß Marie mir schreibt, und daß ich ihr schreibe."

Aber Margarethe ließ sich im Gegentheil auf das Bestimmteste versprechen, daß Anton keinerlei Verkehr mit dem Mädchen unterhalten werde, und Marie meinte, dann wolle sie sich manchmal hinsetzen und Briefe an ihn schreiben, als wenn sie abgeschickt werden sollten, um sich einzuüben mit der Feder; denn das Schreiben gehe ihr nicht besonders von der Hand.

Mit festem Glauben an einander, voll treuer Liebe trennten sie sich an jenem Abend, und Anton fuhr am frühen Morgen nach dem Gut hinaus, wo er mit Eifer sich seinem neuen Berufe hingab, der ihm bald lieb und immer lieber wurde.

Indeß trotz Margarethens Verlangen wurde das Versprechen nicht gehalten, daß Anton die Geliebte nicht sehen sollte. Keine Woche verging, ohne daß er nach Iserlohn kam, keine Woche, in der er sie nicht sah. Anfangs genügte es ihm zu wissen, daß sie noch in der Stadt, noch bei der Muhme sei, und sie im Vorbeireiten am Fenster oder vor der Thüre des Hauses stehen zu sehen. Bald aber wagte er es einmal spät Abends, wie er das erste Mal gekommen war, an Margarethens Thür zu klopfen,

und weder der Tadel der Alten, noch Mariens Scheu vor dem Vater und vor bösem Leumund hielten ihn ab, von Zeit zu Zeit wiederzukehren, bis die Muhme ihm erklärte, daß sie Marie nach dem Birkenhofe zurückschicken und lieber elend und verlassen allein bleiben, als etwas dulden wolle, was dem Mädchen und den Ihrigen zur Unehre gereichen könnte.

„Wärt Ihr Unsersgleichen," sagte sie, „so solltet Ihr kommen früh und spät, und kein Hahn würde darum krähen. Aber da Ihr einen vornehmen Vater habt, da wir nicht aller Tage Abend erlebt haben, so bleibt dem Mädchen fern, bis sie Euch angetraut ist vor Gott und Menschen; denn es fällt Euch selbst zur Schande aus, wenn Ihr jetzt mit Eurer künftigen Frau Verkehr haltet."

Daß gegen Margarethens so fest ausgesprochenen Vorsatz nichts auszurichten sei, darauf kannte Anton sie bereits, und selbst Marie bat ihn, nicht wiederzukommen, weil in den nächsten Tagen die Landwehr zusammengezogen werden sollte und der Freienfelder Friedrich dazu in die Stadt kommen müßte, der Alles verrathen und verderben könnte.

So ging der März den Liebenden einsam hin, und in der politischen Welt hatten sich indeß die Zustände einer neuen Entscheidung genaht. Der König von Preußen war zum deutschen Kaiser erwählt worden. Mariens Vater, der ohnedies in Düsseldorf bei der Regierung zu thun gehabt, hatte sich so eingerichtet, daß er gerade auf den Tag dorthin gegangen war, wo die Herren Deputirten von Frankfurt dort durchpassirten; denn in seiner ganzen Gegend hatte man sich gedacht, daß dieses große

Ereigniß Jeder selbst mit ansehen müßte, der dies irgend möglich machen könnte. Der Schmidt hatte sogar seinen Jüngsten mitgenommen in die Stadt, zum ersten Mal im Leben, damit er in seinen alten Tagen einst sagen könne, er habe es erlebt, er sei dabei gewesen, als das zerstückelte Deutschland wieder ein Kaiserreich geworden sei, und er selbst habe die Deputirten mit eignen Augen gesehen, welche die deutsche Kaiserkrone nach Berlin gebracht hätten.

Auch in der ganzen Stadt Iserlohn, wohin der Schmidt von Düsseldorf gekommen, war Jubel und Freude, der Hofbauer selbst war ganz aufgeregt davon. Er hoffte, nun werde Alles gut werden, die katholische Kirche werde nun ihre Güter wieder erhalten und ihre Macht, der Zoll werde abgeschafft, das Militairwesen eingerichtet werden wie in Amerika, wo man nicht Millionen verschwende für die Soldaten in Friedenszeiten und doch Krieg führen könne, wenn es einmal noth thäte, und er neckte den Friedrich damit, der mit ihm zur Stadt gekommen war, daß er nun sich nur noch zum Abschied recht satt tragen möge an dem rothen Kragen auf dem blauen Rock; denn mit diesem werde es nun wohl auch bald ein vernünftiges Ende haben. Indeß schon am andern Tage danach klangen die Berichte aus Berlin gar nicht so, wie man sie erwartet hatte, und der Lieutenant von des Friedrichs Compagnie hatte gesagt, sie scheerten sich den Teufel was um die deutsche Einheit, die von den verdammten Demokraten erfunden wäre, um Alles drunter und drüber zu bringen. Sie wären Preußen, und Preußen wollten sie bleiben und ihres Königs Rock tragen zur Vertheidigung des Königs gegen das aufwiegleriſche Gesindel, das ihn

zum Kaiser machen möchte über ein Deutschland, das noch gar nicht da wäre, blos um ihm den Thron und das Land zu nehmen, welches sein Erb und Eigenthum sei. Wenn sie aber erst dem König sein Eigenthum genommen hätten, dann werde es auch an den Adel, an die Bauern und an deren Grundbesitz gehen, und ehe sie das zugeben wollten, würden sie sich todtschlagen lassen. Damit hatte der Lieutenant seine deutsche Kokarde abgerissen und die Soldaten hatten dasselbe gethan. Der Friedrich schwur hoch und theuer, daß kein Mensch ihn wieder dahin bringen sollte, den schwarz-roth-goldnen Plunder an die Mütze zu stecken und den Demokraten zu Liebe einmal von Haus und Hof zu gehen. Er wolle das den Narren überlassen wie dem Geheimrathssohn, der mit der deutschen Kokarde in der Stadt herumlaufe, wofür er ordentliche Händel mit dem Lieutenant gehabt habe.

Es gab heftigen Streit zwischen den Männern, und der Hofbauer, der am Fenster saß, an dem Marie nähte, wollte eben wieder mit seinen Gründen gegen Friedrich losfahren, als er, den Kopf nach der Straße wendend, Anton vorbeigehen, grüßen und Marie wie den Morgenhimmel bei Sonnenaufgang roth werden sah.

„Wie kommt denn der hierher?" fragte er.

Aber Marie war nicht im Stande zu antworten, so daß die alte Margarethe, die recht schwach und elend geworden war von dem langen Krankenlager, sich erkundigen mußte, von wem die Rede sei.

„Von des Geheimraths Sohn!" sagte der Vater, „und warum weiß ich's nicht, daß er bei Euch gewesen

ist; denn er hat nicht von ohngefähr hierher gesehen, der hat das Haus gekannt."

„Er hat einmal von ohngefähr das Haus gefunden, die Marie am Fenster gesehen und ist gekommen, zu fragen, wo sie herkommt und was wir machen," antwortete Margarethe; „ich hatte nicht daran gedacht; denn es ist Wochen her seitdem."

Der Vater fragte nicht weiter, aber er hatte auch die Lust verloren, mit Friedrich länger zu streiten, es schien ihm sogar lieb zu sein, als dieser endlich ging. Marie gab ihm das Geleit und machte sich dann in der Küche zu thun, weil ihr gar zu beklommen war unter des Vaters finstern Augen, die so ausfragend auf ihr gelegen hatten, als wollte er ihres Herzens Tiefstes ans Tageslicht bringen und vor sein Gericht ziehen. Auch der Margarethe war's nicht wohl im Zimmer; das Deckbett lag ihr so schwer auf, sie meinte, sie müßte dran ersticken, selbst die kleine Nachtkappe drückte ihr den Kopf. Sie nahm sie ab, und wie der Bruder dann, sobald sie allein waren, vor ihr Bett trat, lag sie da mit ihrem eisgrauen Haar über den blassen, eingefallenen Wangen und hatte das kleine Crucifix vom verstorbenen Vicar in ihrer Hand, das immer über ihrem Lager hing. Sie hatte es ergriffen, wie man einem Freund und Tröster die Hand reicht; denn es ahnte ihr, daß sie mit dem Bruder Etwas würde zu bestehen haben.

Voll zornigen Mißtrauens war der vor ihr Bett getreten. Wie er sie aber in ihrer blassen Verfallenheit ansah, sank ihm das Herz. Sie sah gerade aus wie seine Mutter selig in ihren letzten Tagen, sie hatte ja auch in

seiner Jugend wie eine Mutter gehandelt an ihm, und er hatte es ihr im Grunde schlecht gelohnt. Er stand unschlüssig da, Zorn und Rührung kämpften in ihm; er lockerte sich das schwarze Halstuch, strich sich das Haar hinter die Ohren, zog das Beinkleid in die Höhe, Alles bloß, um Zeit zu gewinnen, um zu überlegen, ob er reden oder schweigen sollte, aber endlich konnte er's doch nicht niederkämpfen.

„Es ist etwas vorgegangen mit der Marie und dem jungen Menschen schon in Pyrmont," sagte er, „wo der Freienfelder Friedrich es mir hat beweisen wollen, und ich hab's nicht hören wollen, damit er's nicht glauben sollte. Aber es ist auch jetzt was vorgegangen, was Du weißt. Habe ich Dir dazu mein Kind in die Stadt schicken müssen, daß es seinen ehrlichen Namen hier zu Markt trägt? Was hat sie mit dem Werder?"

Margarethe richtete sich mühsam in die Höhe, hob das Crucifix empor, legte die Hand darauf und sagte: „So wahr mir dieser mein Heiland helfen mag in dieser und jener Welt, er meint's ehrlich, er wird Marien heirathen und gut machen, was sein Großvater an mir verbrochen hat!"

Der Hofbauer lachte hell auf mit so bitterm Ton, daß es Margarethe durch Mark und Bein fuhr; dann riß er die Stubenthür hastig auf und rief: „Pack Dein Bündel, Marie, ich will wegfahren mit Dir!" worauf er mit großen Schritten vor Margarethens Bett trat und ihr sagte: „Du siehst, ich thue ihr nichts und kann Dir nichts thun; denn Du bist elend und krank. Aber jetzt sind wir quitt. Ich habe Dir Unrecht gethan im Zorn

bei heißem Blut, als ich jung war; ich habe Dich gekränkt, daß Du mein Haus verlassen hast auf Nimmerwiederkehren. Ich hab's aber gut gemacht auf jede Art und Weise. Ich habe Dir meine Kinder anvertraut, und Du hast Mutterrecht gehabt an dem Mädchen von Kindheit auf — dafür hast Du mit kaltem Blut und grauem Haar mein Kind in Elend und Schande gestürzt und ihr den Kopf verrückt — das ist schlimmer, als was ich Dir gethan, nun sind wir Beide quitt!"

„Bruder," entgegnete Margarethe, „hat schon Einer einen falschen Eid geschworen von Allen, die im Birkenhof geboren sind?"

Der Hofbauer antwortete ihr nicht, sondern wollte ihr im Zorn den Rücken wenden. Sie aber bog sich weit vor, ergriff mit ihrer starkknochigen Rechten des Bruders Hand so fest, daß er bleiben mußte, und sagte: „Jetzt höre auch Du mich aus. Mein Leben lang hat's mir wie ein Stein auf der Seele gedrückt, daß ich Vater und Mutter und dem Vicar und Dir das Leid angethan mit dem Werber, das doch auch mein Unglück gewesen ist, und ich habe immer gedacht, daß ich's gut machen möchte; denn es hat mir nicht eine Stunde Ruh' gelassen im Gewissen. Glaubst Du, daß ich nun, wo es bald mit mir zu Ende geht, mein Gewissen noch schwerer beladen will? Wenn der Anton Werder es nicht ehrlich meint, will ich verdammt sein in alle Ewigkeit; und wenn ich geduldet habe, was ich nicht hätte dulden sollen zwischen ihm und der Marie, so will ich auch verdammt sein. Und nun geh' und mach' das Kind so elend mit Deinem blinden Zorn, wie Du mich einst gemacht hast! Nimm

sie mit Dir, er wird sie sich holen kommen von dort so gut wie von hier!"

Dabei drückte sie des Bruders Rechte so gewaltsam, daß es selbst dem starken Manne wehe that und er sich losmachen wollte, aber die Hand Margarethens war zu Eis erstarrt, sie war zurückgesunken auf ihre Kissen und er mußte die festgekrampfte Hand der Schwester gewaltsam von der seinen lösen, um ihr nur erst beispringen zu können; denn sie lag wie eine Todte da. Er rief nach Marien; sie fingen an die Leblose zu waschen mit kaltem Wasser, zu reiben mit heißen Tüchern, aber es wollte Alles nichts helfen, und als man den Doctor geholt hatte, als Margarethe mit dessen Beistand wieder zu sich kam, erklärte der Doctor, die Gicht sei der Kranken nach innen getreten, und sie werde kaum mit dem Leben davon kommen; denn sie sei sehr schwach geworden in den letzten Tagen.

Dem Hofbauer perlte der kalte Schweiß auf der Stirn. Es tönte ihm immer wie „Mörder, Mörder!" in den Ohren, und doch mußte er es sich sagen, daß er Recht gethan habe. In der Nacht, während Marie selber todtenblaß an der Muhme Bett saß, die in fürchterlichem Fieber allerlei Wirres durcheinander sprach, gingen die Gedanken in wildem Lauf durch des Hofbauers Gehirn, der auch keinen Schlaf finden konnte auf Mariens Bett. Er verwünschte die Pyrmonter Reise, die Städter und Alles, was Werder hieß. Er nahm sich vor, sich und die Seinen noch viel fester abzuschließen gegen die Welt, deren Sittenverderbniß nun schon zum zweiten Male Unglück in seine Familie bringe. Daß der junge Werder es

ehrlich meine, daß der alte Werder seinem Sohne jemals eine Heirath mit einer Bauerntochter zugeben werde, das konnte kein Mensch glauben, der mehr Einsicht hatte als die beiden Frauenzimmer; würde er selbst doch nicht sein einziges Kind einem Schaarwerker oder Instmann geben, warum sollte denn der Geheimrath nicht auch auf seinen Stand halten, wie es sich gebührte? Daß Marie fort müßte aus Iserlohn, war ihm gar kein Zweifel; denn in derselben Stadt durfte sie nicht bleiben! Aber wie konnte er sie jetzt fortnehmen von der todtkranken Schwester? Bleiben in Iserlohn, um zu sehen, daß Anton nicht mehr ins Haus käme, das konnte er auch nicht; er hatte sich Pferd und Wagen bestellt an die Eisenbahn, und darum mußte er fort. Freilich brauchte er nur den Friedrich als Aufpasser zu lassen, aber das durfte er sich selbst nicht anthun, das hieß sich selbst ins Gesicht schlagen. Er sann hin und her, endlich fiel ihm ein, es sei in einer guten Sache immer am besten, den geraden Weg zu wählen. Er wollte, wie es ihm zukomme, am Morgen zu dem jungen Manne gehen, ihm die nackte Wahrheit vorhalten und ihm verbieten, sich im Hause der alten Margarethe sehen zu lassen, so lange sein Kind unter ihrem Dache bleiben müsse, und das werde der befolgen; denn als ein schlechter Mensch war er ihm nie vorgekommen.

Wie er zu dem Entschlusse gelangt war, konnte er schlafen. Am Morgen trat er, mit Hut und Stock in der Hand, zum Ausgehen gerüstet, vor die Tochter hin und fragte, wo der junge Herr Werder wohne.

„In Griesbach, fünf Stunden von hier," antwortete

sie, und da sie des Vaters Ueberraschung in seinen Zügen sehen mochte, sagte sie: „Er ist nicht hier gewesen, Vater, seit Wochen und Monden, weil die Muhme mich hat nach dem Birkenhof schicken wollen, wenn er anders käme, als mich zur Frau zu holen, und ich will ihn ja nicht wiedersehen. Nur laß mich bei der Muhme bleiben, daß doch eines von ihrer Freundschaft da ist, wenn sie stirbt." Dabei weinte sie bitterlich. Der Alte antwortete ihr nicht. Er sah, daß sie nicht so schuldig waren, als er sie geglaubt hatte. Er fragte Marien, wie oft Anton gekommen sei, was er ihr gesagt, was er versprochen habe? Sie erzählte Alles, so weit ihre Scheu vor dem Vater es zuließ, über dessen Gesicht die Gedanken wie dunkle Wolkenschatten hinzogen; aber er sprach kein Wort, sondern legte nur Hut und Stock weg, ließ den kleinen Sohn aufstehen, den er mit sich hatte, packte sein Bündel zusammen, frühstückte und hatte noch immer nicht ausgesprochen, ob die Tochter mit ihm kommen oder bei der Muhme bleiben sollte.

Endlich zog er die Uhr heraus und sagte: „Ich muß fortmachen, Du bleibst hier. Wenn's nicht besser wird, so schreib es, dann schicke ich die Mutter herein; daß Du Niemand wiedersiehst, den Du nicht wiedersehen sollst, das ist abgemacht." Darauf schritt er der Thüre zu, wendete aber wieder um, ging ans Bett, nahm der Schwester Hand, die davon gar nichts fühlte, und sagte zu der Tochter hingewendet: „Sieh selbst, wohin es führt. Willst Du auch einmal so jämmerlich daliegen ohne Mann und Kind? Es ließe mir im Grabe nicht

Ruh', wenn es mit Dir einmal so enden sollte wie mit ihr!"

Damit ging er hinaus. Wie er sich aber im Flur kopfschüttelnd mit dem Rockärmel über die Augen fuhr, wußte Marie nicht, über wen der Vater weine, über die Muhme oder über sie.

X.

Tage und Wochen gingen hin, ohne daß es mit Margarethe recht besser werden wollte. Die Mutter war in der Stadt gewesen und wieder fortgegangen, auch der Vater war gekommen, und da sie nichts Unrechtes wahrgenommen hatten, so hatten sie die Tochter dagelassen, weil Margarethe, so schwach sie war, sich nicht bewegen ließ, hinauszuziehen nach dem Birkenhof und dort ihre Genesung abzuwarten.

Gern ließen die Eltern das Mädchen nicht in der Stadt; denn es war sehr unruhig in der Gegend, seit die Frankfurter Nationalversammlung das Volk aufgeboten hatte, zu der deutschen Verfassung zu stehen gegen die Fürsten, die sich mehr und mehr davon lossagen wollten. Es wurden aus der ganzen Umgegend Deputationen nach Berlin geschickt. Die Landwehr, die nun eingekleidet werden sollte, wollte zum Theil nicht eintreten und weigerte sich, die Uniform anzunehmen. In den Klubs war eine große Aufregung; in den Fabriken arbeitete man zwar, aber Jeder hatte das Gefühl, als müsse er nun bald die Arbeit niederlegen, als werde irgend etwas Besonderes geschehen, da das Undenkliche, Unerwartete geschehen sei, daß der König von Preußen die

Kaiserkrone von Deutschland abgelehnt hatte, die das Volk ihm bot, das sich im Innern friedlich, nach Außen mächtig, zu entwickeln wünschte.

In Dresden, wo sich das Volk erhoben hatte, war der furchtbare Kampf bereits blutig beendet. In Düsseldorf, in Essen und Remscheid hatte es Unruhen gegeben; es lag wie ein Gewitter in der Luft, daß es auch in Iserlohn nicht ruhig bleiben könne. Dem Hofbauer, so ungern er im Frühling, wo noch Alles zu bestellen war, den Hof verließ, wurde Angst um die Frauen, und eines Morgens machte er sich wieder auf den Weg, um Margarethe in Gutem oder mit Gewalt aus der Stadt zu bringen, da er doch zwei wehrlose Frauenzimmer nicht allein lassen durfte, wo es jeden Augenblick losbrechen konnte.

Hatte er früher schon immer gedacht, daß der König nicht wohlgethan habe, daß er schlecht berathen sei, so fühlte er jetzt den größten Zorn, wenn er sah, wie unnöthig die Aufregung herbeigeführt worden war, wie man des Volkes Zufriedenheit und Freude absichtlich in Mißtrauen und in Haß verkehrt hatte. Aber wie der Bauer auf den König und auf seine Räthe ergrimmt war, ebenso erbittert war man am Hofe und im Ministerium zu Berlin über das Volk.

Der Geheimrath vor allen Andern kannte in seinem Zorne keine Grenzen. Er hatte seinem Sohne geschrieben, daß er auf seinen Gütern schonungslos verfahren, Jedweden aus dem Dienste jagen, Jedweden den Behörden ausliefern solle, der sich für die Frankfurter Verfassung erkläre und als ein widerspänstiger Unterthan des Königs beweise. Er erwarte von Anton, so hieß es in dem

Briefe, daß er auf den Gütern seine Schuldigkeit thun werde, daß er die deutschen Farben nirgends dulden und auf diese Weise die Ehre und Ruhe des eignen Vaterlandes und des eignen Herdes zu wahren wissen werde.

Um dieselbe Zeit aber zogen bewaffnete Corps von Hagen und aus der ganzen Umgegend nach Iserlohn, wo schon am Tage vorher Unruhen gewesen waren. Die alte Margarethe ging noch blässer als vorher, auf eine Krücke gestützt und von Marie geführt, von ihrem Lehnstuhl an das offene Fenster, um zu sehen, was das Geschrei bedeute, das sich in einzelnen Stößen aus der Ferne hören ließ zwischen den Signalen der Bürgerwehr und dem Trommelwirbel der Soldaten. Es war ein schöner Mainachmittag, der Himmel sah in stillem Frieden auf die Stadt herab; vor dem Hause in dem kleinen Garten blühte der Stachelbeerstrauch, und die Sperlinge flogen auf und nieder, ungestört durch den immer stärker werdenden Lärm.

„Mir ist schrecklich angst, Muhme!“ sagte Marie, „und ich wollte doch, wir wären zu Hause auf dem Hof. Was soll's denn werden, wenn es auch hier losgeht, und wir können nicht fort? Solche Zeiten sind ja nie gewesen!“

„Es sind ganz andere Zeiten gewesen, Kind, wie die Franzosen im Lande waren, und sie sind vorüber gegangen, und uns ist kein Haar gekrümmt worden auf dem Kopfe, weil Gott uns beschützt hat. Was der will, wird auch jetzt geschehen, und soll uns Unglück treffen, so trifft es uns auf dem Birkenhofe so gut als hier!“ entgegnete die Alte.

Marie schwieg, aber ihr Herz war nicht ruhig. Sie

dachte mit immer steigender Sehnsucht nach Hause, je unruhiger es in den Straßen wurde. Die angstvolle Hast, mit der in den Nachbarshäusern die Leute ihre Köpfe zu Fenstern und Thüren herausstreckten, theilte sich ihr, sie immer stärker aufregend, mit. Nicht nur nach dem Vater verlangte sie, es war ihr, als müsse jetzt auch Anton erscheinen, den sie so lange nicht gesehen hatte, als dürfe der sie nicht hier allein lassen, sondern müsse kommen, sie hinauszuholen nach Griesbach, um sie dann nicht mehr von sich zu geben.

Währenddeß nahm die Bewegung zu. In einzelnen Fabriken fingen die Arbeiter an, die Arbeit liegen zu lassen, und zogen in Trupps, bald singend, bald schweigend, was Marie noch schauriger erschien, durch die Straßen, man sagte, nach dem Landwehrzeughause hin, das am andern Ende der Straße lag. Da mit einem Male drängte sich eine starke Männergestalt durch einen Haufen von Arbeitern, der gerade vor dem Hause in lärmender Berathung Halt gemacht hatte — es war Mariens Vater. Erhitzt vom eiligen Wege, hatte er den blauen Tuchmantel mit den vielen Kragen abgenommen und über den Arm geworfen, den Wanderstock in der Hand und sah mit festem Blick nach den Fenstern hinüber, als wolle er sich schon von fern überzeugen, was er zu hoffen, was er zu fürchten habe.

Sowie sie ihn erblickte, flog Marie ihm entgegen bis mitten auf die Straße. Der Landmann ist kalt und sparsam im Ausdruck der Zärtlichkeit gegen seine Frau und seine erwachsenen Kinder, aber wie der Vater Mariens ansichtig wurde, wie er sie gesund und heil vor seinen

Augen sah, breitete er ihr die Arme entgegen, und Vater und Tochter umfingen sich mit einer Wärme und Zärtlichkeit, wie nur solch ungewöhnliche Angst sie diesen spröden, nicht aufgeschlossenen Naturen entlocken konnte. In demselben Augenblicke schlug jedoch schon das Tosen des Kampfes an ihr Ohr. Der Vater flüchtete die Tochter ins Haus; denn immer neue Züge von Arbeitern eilten an ihnen vorüber nach dem Landwehrzeughause hin, das man zu stürmen begonnen hatte. Es hieß, daß ein Truppendetachement in die Stadt gedrungen, daß bereits ein unbewaffneter Arbeiter niedergestoßen, und daß der Augenblick gekommen sei, sich auch in Iserlohn zu bewaffnen für die deutsche Verfassung, für die deutsche Einheit.

Kunz hatte, als das Schießen in der Ferne stärker wurde, vorsichtig Thür und Laden geschlossen, nur durch die Einschnitte der letztern drang das Licht in das Zimmer und beleuchtete Margarethe, die ruhig, den Kopf in die Hand gestützt, in ihrem Lehnstuhl saß, während Marie sich auf einen Schemel zu ihren Füßen niedergekauert hatte und der Vater bald im Zimmer auf und nieder, bald nach der Hausthüre ging, um durch den Schieber auf die Straße zu sehen, wenn es stiller würde. Das dauerte ein paar Stunden fort, mit einem Male hörte man ein Krachen und Fallen und dann Jubelgeschrei und Flintenschüsse und bald darauf lautes Singen und Marschiren, als ob ganze Trupps von Menschen vorüberzögen. Man hatte das Zeughaus erstürmt, die Arbeiter hatten sich bewaffnet, das Militär sich aus der Stadt zurückgezogen, und man fing an, in den Straßen Barrikaden zu bauen, um sich gegen neue Angriffe der Truppen zu

schützen, wenn sie vielleicht mit Verstärkung wiederkommen sollten.

Diesen Zeitpunkt der Ruhe benutzten viele Einwohner, die Stadt zu verlassen, und der Vater hatte Marien befohlen, das Nöthigste zu packen, und war eifrig bemüht, die Schwester zum Fortgehen zu überreden, als man draußen an die Thür klopfen hörte. Schmidt ging hinaus, zu öffnen, Marie folgte ihm sorglich, und Beide traten mit einem Ausruf sehr verschiedener Ueberraschung zurück, denn vor ihnen stand Anton.

„Gottlob, daß ich Dich wiedersehe, Gottlob, daß Ihr da seid, Vater!“ rief er, noch ehe dieser etwas fragen konnte. „Die Frauen müssen fort, gleich jetzt, da es noch Zeit ist; ich habe Fuhrwerk hier, der Inspector sollte sie hinausbringen. Thut Ihr es selbst, so bleibe ich um so ruhiger hier!“

Es lag eine so feste Entschiedenheit, ein so sicheres Gefühl der Berechtigung in dem Wesen und den Worten des jungen Mannes, daß der Vater in diesem Augenblicke nicht zu fragen vermochte, woher der Jüngling das Recht nehme, über des Mädchens Gehen und Bleiben zu bestimmen. Anton war erhitzt vom Wege, aber ruhig in seiner Haltung; an dem grauen Calabreser steckte die deutsche Cocarde, über der Blouse hing die Büchse auf seiner Schulter, Pulverhorn und Hirschfänger am Gürtel, er war kampfgerüstet.

„Und wo wollt Ihr hin?“ fragte der Vater, nachdem er ihn betrachtet hatte.

„Ich bleibe hier mit meinen Leuten in der Stadt; wir sind gekommen, den Iserlohnern beizustehen.“

„Gegen die Truppen, gegen den König, dem Euer Vater dient?"

„Für die Verfassung und das Recht!" antwortete Anton, und ihn mit Ueberraschung anblickend, sagte der Bauer, indem er ihm die Hand reichte: „Nun, so schlagt ein! Ich will glauben, daß Wunder geschehen, da Eures Vaters Sohn zum Volke hält!"

Nach dieser flüchtigen Aufwallung schien der Bauer sich aber schnell zu besinnen und der Alte zu werden. „Die Frauen sollen fort," sagte er, „aber nicht zu Euch. Leiht mir Euer Fuhrwerk, junger Herr, daß ich sie fortbringe bis zu einer sichern Eisenbahnstation, von da ab helfe ich mir weiter."

Und so sehr Anton sich bereit erklärte zu jeder Hülfe, so bestimmt Margarethe den Wunsch aussprach, nach Griesbach und nicht nach dem Birkenhof gebracht zu werden, ebenso bestimmt widersetzte sich der Bauer diesem Plane, bis Marie, die wie in einer Art von Betäubung dem ganzen Vorgange zugesehen hatte, plötzlich ausrief: „Nicht dahin und nicht dorthin! Glaubt Ihr, ich werde fortgehen von hier und ihn hier allein lassen in dem Kampfe? Das hält keine Menschenseele aus. Wo er ist, bleibe ich auch, ich kann nicht anders!"

Dabei warf sie sich mit Leidenschaft an Antons Brust, und ihn mit ihren Armen umschlingend, rief sie: „Ich will mit Dir gehen wohin Du gehst, und wenn sie Dich todtschießen, sollen sie mich mit Dir todtschießen; denn ohne Dich leben kann ich ja doch nicht; schick mich nicht weg, ich gehe nicht!"

Da nahm Anton sie bei der Hand, wie er sie still

und fest an sich gedrückt hatte, und fragte: Vater, soll ich sie zum Weibe haben, wenn der Kampf vorüber ist und ich lebe?"

Und in des Hofbauern Gesicht zuckte es wie Wetterleuchten bald auf, bald nieder. Es gefiel ihm nicht, daß nicht Alles in der Ordnung war, wie er es sich gedacht hatte; es gefiel ihm nicht, daß er seine Tochter einem Manne versprechen sollte, dessen Vater nicht selbst für seinen Sohn freiwarb, dessen Vater es nicht gut heißen würde, was sein Sohn that in dieser Stunde. Aber die Stunde war ernst; der Bauer mußte sich sagen, daß wer den Muth und den Willen habe, für sein Volk und dessen Recht zu kämpfen, der werde auch den Muth haben, sich sein Weib zu erringen aller Welt zum Trotz, und dieser zuversichtliche Trotz gefiel ihm; denn es lag ein gutes Theil davon in seiner eignen Natur.

„Fechtet erst den Kampf aus, sprach er, „danach wollen wir es überlegen; hier bleiben aber wollen wir. Ihr sollt nicht sagen können, daß wir Euch verlassen haben, während Ihr zu uns gestanden habt."

Danach wendete er sich zu der Schwester, als erwarte er von der einen Dank und wisse, daß sie mit ihm zufrieden sein würde. Die aber sprach kein Wort zu alledem, man hätte sie für theilnahmlos halten müssen, hätte nicht die Gewalt, mit der sie ihre gefalteten Hände zusammenpreßte, und das schwere Athmen ihrer Brust verrathen, was in ihr vorging. Endlich fragte sie fast tonlos, wann der Kampf beginnen, wann Anton jetzt würde von ihnen gehen müssen?

Das mußte nur zu bald geschehen; denn Anton

wollte seinen Gefährten beistehen in jeder Arbeit: im Bau der Barrikaden wie im Kampfe selbst, und die nächsten Tage waren voll Mühe, Aufregung und Noth.

Die Volkspartei hatte die Herrschaft in der Stadt, aber der Selbstregierung ungewohnt, verstand die Masse es schlecht, und es gelang den Führern nur mit großer Anstrengung, der ungewohnten Freiheit zu wehren, daß sie nicht ausarte in wilde Zügellosigkeit. Man schickte eine Deputation an das Generalcommando in Münster, um zu versuchen, ob eine Ausgleichung möglich sei zwischen dem Verlangen des Volks und dem Verhalten der Regierung; aber obschon bis zur Rückkehr der Deputation eine Art von Waffenstillstand geschlossen worden zwischen dem Commandeur des Iserlohner Bataillons und den für die Verfassung bewaffneten Demokraten, glaubten sie nicht mehr an eine friedliche Ausgleichung, sondern fingen an, mit den immer stärker werdenden Zuzügen von Limburg, Minden und Ham sich für den Kampf vorzubereiten.

Die Stadt glich einem Feldlager; die Zuzügler wurden in die für die Landwehr bestimmten Quartiere verlegt, in allen Häusern mußte für die Fremden gekocht werden; der Sicherheitsausschuß, der sich in der Stadt gebildet hatte, strebte nach allen Richtungen hin, so viel als thunlich Ordnung zu erhalten, während die ganze Schwüle einer bevorstehenden Gefahr, das ganze Entsetzen dieses beginnenden Bürgerkriegs über der Stadt wuchtete und seine düstern Schatten auch über die Stirn der Männer legte, welche herbeigekommen waren, die deutsche Sache zu vertheidigen.

Anton war täglich im Hause der alten Margarethe,

er theilte die Mahlzeiten der Familie, aber nur in einzelnen Augenblicken vermochte seine Liebe ihn zu erheitern. Er fühlte die Schwere des Schrittes, den er mit reiflicher Ueberlegung gethan, er glaubte nicht an einen Sieg in diesem Augenblicke, dennoch schien es ihm Pflicht, Alles daran zu setzen, selbst das Leben, um darzuthun, daß man die Einheit des Vaterlandes, das Halten an der von den erwählten Vertretern des deutschen Volks gegebenen Verfassung für das Höchste und das Heiligste erkenne. Diese Stimmung, diese Abgeschlossenheit brachte den jungen Mann dem Hofbauer näher, als es die freudigste Aufwallung seiner Liebe vermocht hätte. Da er den jungen Mann nur mit dem Ernste des Lebens beschäftigt sah, glaubte er an den Ernst seiner Neigung, und dadurch daß er genöthigt war, ihn als Gast täglich zu bewirthen in dem Hause, welches er wie sein eignes betrachtete, gewann er allmälig für ihn das Wohlwollen, das der gutgeartete Mensch für Jeden empfindet, dem er Dienste zu leisten vermag. Margarethe dagegen schien von jener ahnungsvollen Sorge ergriffen zu sein, die nahe am Ziele noch zu scheitern fürchtet. Sie fragte nach Friedrich, als ob ihr von diesem Böses ahne, sie nahm an keinem Gespräch rechten Antheil, das sich in Möglichkeiten für die Zukunft verlor, und verrieth, so still und ruhig sie sich in ihrem Verhalten zeigte, doch in einzelnen Worten solche Zweifel an einem glücklichen Ausgange, daß Marie, von ihrer Angst mit angesteckt, immer nur an der Muhme Lippen und Augen hing, als könne diese die Zukunft sehen und verkünden.

Es waren schwere Tage; sie wurden es noch mehr,

als mit der wachsenden Schaar der herbeiströmenden Demokraten Noth, und in ihrer Folge Unordnungen jeder Art sich in der Stadt zu zeigen begannen. Der Sicherheitsausschuß, der sich gebildet hatte, wurde abgesetzt, ein neuer ernannt; man mußte Anleihen von den Bürgern erheben, um für die Bedürfnisse der in der Stadt anwesenden Fremden zu sorgen. Der Hofbauer schüttelte bedenklich das Haupt, sein Vorsatz, bleiben zu wollen, fing an ihn zu reuen, besonders da auch Anton nun mehr noch als früher die Frauen zur Abreise mahnte, aber es war zu spät. Man ließ keine Männer mehr zu den Thoren hinaus, und mit einer ihr fremden Bestimmtheit und Hartnäckigkeit verweigerte Marie es, die Muhme zu begleiten, als selbst der Doctor verlangte, daß man sie womöglich fortbringen sollte.

„Die Muhme weiß, daß ich hier bleiben muß; sie wird nicht einmal wollen, daß ich gehe; denn sie wird auch bleiben. Wer läuft denn davon, wenn ein Gewitter kommt, ehe Alles untergebracht ist, was man unterbringen kann?“ sagte sie.

Es war der Tag vor Himmelfahrt und der Waffenstillstand schon zwei Tage vorher abgelaufen, ohne daß eine Aenderung im Verhalten der Parteien zu Stande gekommen war. An diesem Tage verlangten die Demokraten gegen die bis Minden vorgerückten Truppen geführt zu werden. Anton war einer ihrer Führer. Marie und der Vater begleiteten die Ausrückenden bis vor das Thor der Stadt. Das Mädchen war stumm und bleich, sie schied von Anton mit einem Händedruck wie ihr Vater.

Die folgenden Stunden, der Rest des Tages vergingen in dem kleinen Hause in jener gleichmäßigen Thätigkeit, hinter der sich in solchen Fällen die größte Erregung der Seele verbirgt. In allen Häusern machte man nach Angabe der Behörden Bandagen zurecht und zupfte Charpie, selbst die schwachen, von der Gicht zusammengezogenen Hände der Muhme rasteten nicht. Es war ihr ein Bedürfniß, die Stunden auszufüllen, die ihr endlos erschienen, bis Abends die Glocken das Himmelfahrtsfest einläuteten, deren friedenvoller Klang wie ein herzzerreißender Spott erschien in dem Augenblicke, als die ausgerückte Schaar flüchtig und geschlagen in die Stadt zurückkehrte.

Marie stand, von allen Qualen der Ungewißheit gefoltert, in der Thüre des Hauses; denn aus der Schaar, welche sich kämpfend nach Iserlohn zurückgeworfen, wußte Niemand, was aus Anton geworden war. Es ward Abend, die Nacht brach an, der Vater ging und kam in einer Sorge, die ihm selbst verrieth, wie lieb ihm der junge Mann bereits geworden war. Margarethe saß, ein Bild der Ergebung, in ihrem Lehnstuhl, unfähig selbst zum Gebete, als endlich ein Aufschrei Mariens vor der Thür das Erscheinen des Ersehnten ankündete.

Anton hatte einen leichten Hieb in die Schulter bekommen, aber er beachtete es wenig, denn der Schmerz seiner Seele war stärker. Er hatte gewußt, daß es nicht glücklich enden könne; nun er den Ausgang erlebt, mit Augen gesehen hatte, wie aller Muth, alle Festigkeit dieser schlechtbewaffneten, ungeübten Männer nichts vermocht

hatten gegen die sichere Taktik einer regelrechten Truppe, zerriß es ihm das Herz.

„Und doch," sagte er, „ist das Blut nicht vergeblich geflossen, doch muß morgen der neue Kampf gewagt, das Letzte versucht werden! Das Regiment, das in Dresden gekämpft hat, ist vor den Thoren; es wird einen harten Strauß geben und Mancher von uns den Abend nicht erleben. Laßt mich denn hier bleiben, bis der Tag anbricht; denn in jedem Augenblicke kann das Signal gegeben werden." — Wer mochte ihm das wehren?

Niemand hatte sich zur Ruhe gelegt; die Muhme schlummerte ermattet auf ihrem Sessel, Anton hielt Marie umschlungen, der Vater saß in sich versunken da. Gegen Morgen, als es anfing, sich auf den Straßen zu regen, und Anton sich erhob, seine Waffen zu nehmen, sagte Schmidt mit festem Tone, der ihm diesmal nicht so aus der freien Brust kam, wie wohl sonst:

„Euer Vater hat's mit verschuldet, was jetzt gekommen ist, und daß Ihr in Waffen steht gegen des Königs Befehl, dem er dient; es kann Keiner wissen, was der Tag bringt und wer am Morgen noch da ist; habt Ihr nichts zu bestellen an Euren Vater?"

„Ich habe ihm geschrieben, ehe wir gestern ausgezogen sind!"

„Und habt Ihr in Frieden geschrieben und in Versöhnung? Denn Vater und Kind sollen nicht in Haß von einander gehen aus der Welt!"

„Ich habe ihm geschrieben, daß ich nicht anders

handeln konnte, und daß er mir vergeben möge, was ihn schmerzt!"

„Dann geht in Gottes Namen!" sagte der Alte. Anton schüttelte ihm die Hand und umarmte Marie, die sich weinend an ihn hing, als schon die verabredeten Signale das Anrücken der königlichen Truppen gegen die Stadt verkündeten und ihn auf den Kampfplatz führten.

X.

Der Kampf war kurz, aber blutig gewesen. Aus den Häusern, von den Dächern herab, hatte man auf die siegreich einrückenden Truppen geschossen, deren wild aufgestachelter Zorn nach dem Tode ihres in der Stadt durch einen Schuß gefallenen Obristen keine Grenzen kannte. Wehrlose Männer, Frauen und Greise wurden in den Straßen und Häusern getödtet. Wohin man blickte, sah man Blut und alle Gräuel des Bürgerkriegs.

Die Nachricht von dem Einzuge der Truppen in Iserlohn erregte in Berlin bei der jetzt und überall siegreichen Reaktion die lebhafteste Freude. Im Hause des Geheimraths war am folgenden Tage eine Gesellschaft versammelt, in der man mit großer Genugthuung von der Niederlage der Demokratie und mit gleichgültiger Härte über das Elend sprach, welches der Kampf in Iserlohn über viele der dortigen unschuldigen Familien gebracht hatte.

„Sie haben es ja nicht anders haben wollen," sagte der Geheimrath; „sie haben es ja selbst heraufbeschworen mit ihren wahnsinnigen anarchischen Gelüsten. Nun mögen sie schmecken, wie die Anarchie thut. Wie tolle Hunde sollte man all das Gesindel vor die Kartätschen bringen, das sich gegen den König und seine Regierung empört."

Noch während er diese Worte sprach, überreichte ihm ein Diener auf silbernem Präsentirteller einen Brief. Der Geheimrath trat auf die Seite, ihn zu erbrechen. Aber kaum hatte er die ersten Worte gelesen, als er erbleichend das Zimmer verließ.

Wenig Stunden darauf befand er sich mit seiner Frau auf der Reise nach Westphalen, und so schnell die Dampfmaschine die Waggons auch über die Eisenschienen führte, es war zu langsam für die Angst der Eltern, die zu ihrem schwer verwundeten Sohne eilten, ungewiß ob sie ihn noch am Leben finden und welches Schicksal ihm dann bevorstehen werde.

Es war tief in der Nacht, als sie in Iserlohn an Margarethens Wohnung klopften. Der Hofbauer öffnete die Thüre.

„Er wird davon kommen," sagte er, sobald er den Geheimrath erkannte, und führte die Eltern in das Haus.

In der Kammer, auf Mariens Lager ruhte Anton, bleich, von Blutverlust und Wundfieber erschöpft. Die Muhme war zu Füßen des Bettes in dem Lehnstuhle eingeschlummert, den man ihr neben dem Kranken hingesetzt hatte. Marie, selbst durch einen Schuß an der Stirne gestreift, als sie mit dem Vater den für todt daliegenden Anton in ihr Haus geflüchtet hatte, war unbesorgt um den eignen Schmerz, nur mit der Pflege des Geliebten beschäftigt.

Antons Mutter, sobald sie aus den Berichten der beiden Frauen die Gewißheit geschöpft hatte, daß ihr Sohn ihr erhalten bleiben werde, wendete sich mit Dank und Liebe dem Mädchen und ihren Verwandten zu, welche

ihr Leben und ihre Sicherheit daran gesetzt hatten, den Jüngling zu retten. Anders verhielt sich der Geheimrath selbst. Kaum verlassen von der Sorge um Anton's Leben, tauchte das Bewußtsein der peinlichen Verhältnisse vor ihm auf, in welche Anton's Betheiligung an diesem Kampfe ihn bei seiner amtlichen Stellung verwickeln mußte. Er blickte mit zornigem Schmerze auf die Kluft, die ihn von seinem einzigen Sohne trennte, mit zornigem Schmerze auf die Nothwendigkeit, ihn vielleicht für lange Jahre von sich zu entfernen. So oft und bestimmt er es behauptet hatte, daß man der strengsten Gerechtigkeit ihren Lauf lassen müsse in der Bestrafung der Rebellen, war er dennoch eben so bestimmt entschlossen, seinen Sohn, sein Fleisch und Blut, dem strafenden Arme dieser Gerechtigkeit wo möglich zu entziehen. Aber noch ehe er zu einem Resultate gekommen war, sah er, daß das Auge des Bauern, der ihm gegenüber in der Stube an dem großen Tische Platz genommen hatte, so fest auf ihn gerichtet war, als wolle er in seinem tiefsten Innern lesen, und plötzlich sagte derselbe: „Wohin soll Euer Sohn gebracht werden, Herr? Denn Ihr könnt doch nicht Lust haben, ihn todtschießen oder einsperren zu lassen, weil Ihr abgefallen seid von unserer Reichsverfassung?"

„Ich meinte, entgegnete der Geheimrath, den Nachsatz absichtlich überhörend, „daß er bei Eurer Schwester bleiben sollte, lieber Schmidt, bis die Heilung seiner Wunde eine Reise zuläßig macht."

„Das ist unmöglich, Herr, er ist nicht sicher hier. Der Freienfelder Friedrich, derselbe, der ihm den Bayonnetstich in die Brust gegeben hat, kann es in jedem Augen-

blick erfahren, daß er hier im Hause ist. Er haßt ihn um des Mädchens willen. Wo also soll er hin?"

„Sollte es nicht möglich sein, ihn dennoch zu verbergen," sagte der Geheimrath, der den Sinn der Rede ahnte, ohne ihn doch völlig verstehen zu können, „bis ich von Berlin aus, wohin ich mit dem nächsten Eisenbahnzuge abgehen muß, bestimmen kann, was mit meinem Sohne werden soll."

Der Bauer sah ihn mit kaltem, spöttischen Lächeln an.

„Glaubt Ihr, ich sei so einfältig, daß ich nicht merken sollte, wo Ihr hinauswollt, Herr? Ihr möchtet Euer Amt und Euern Credit am Hofe erhalten, und denkt, wir, die wir noch Menschenherzen haben, sollen Euch das Leben und die Freiheit Eures Sohnes retten! Das wird geschehen, Herr, verlaßt Euch darauf, aber dann, dann wird er auch unser sein und nicht mehr Euer!"

„Was soll das heißen?" rief der Geheimrath beleidigt und mißtrauisch zugleich.

Da stand die alte Margarethe mühsam auf und trat zwischen sie. „Wollt Ihr den Kranken erwecken mit Euren lauten Worten?" fragte sie. Und als die Andern schwiegen, fuhr sie fort: „Wißt Ihr es, Herr Geheimrath, daß Euer Sohn sich der Tochter meines Bruders zum Manne verlobt hat? Und daß mein Bruder sie ihm zum Weibe versprochen hat, als er zum Kampf gegangen ist?"

„Dazu hat er kein Recht, wenn ich es ihm verbiete!" fuhr der Geheimrath auf; „das aber werde und das muß ich thun!"

„Kein Recht?" fragte Margarethe. „Und das sagt

Ihr in der Stunde, da Euch Euer einzig Kind kaum erst wiedergeschenkt ist vom Himmel? Das sagt Ihr vor den Menschen, die sein Leben gerettet haben, und von denen Ihr fordert, daß sie auch weiter für ihn sorgen mit eigner Gefahr? Glaubt Ihr, der Anton, der nicht gelassen hat vom deutschen Reich, der werde lassen von der Braut, der er Treue geschworen hat, und die ihr Leben lang die Narbe auf der Stirn behalten wird, ihn zu erinnern an die Stunde, wo sie sich dem Tode ausgesetzt hat aus Liebe zu ihm? Der Anton handelt nicht, wie Euer Vater gehandelt hat an mir. Ihr kennt Euer eigen Kind nicht, wenn Ihr also von ihm denkt!"

Aber schon bei Margarethens letzten Worten hatte die Geheimräthin ihren Mann an das Bett des Sohnes gerufen. Anton war erwacht. Er hatte die Mutter erkannt, nach dem Vater gefragt. Als dieser vor ihn hintrat, als er den Sohn erblickte, der, mühsam aufgerichtet, von Mariens Armen gestützt, den Kopf an ihre Brust gelehnt, ihm die Hand entgegenreichte, zuckte es durch des Geheimraths finstere Mienen, Tiefe Rührung und die auftauchende Ahnung, daß er sich dem Willen seines Sohnes werde fügen müssen, erschütterten ihn zugleich und mächtig.

„Segnet uns!" Das war Alles, was die bleichen Lippen des Jünglings zu sprechen vermochten, und fortgezogen von der Zärtlichkeit der Mutter, legte der Geheimrath mit ihr die Hände auf die Häupter seines Sohnes und Mariens, deren Freudenthränen über den Ruhenden herniederflossen.

Eine tiefe Stille herrschte in dem Zimmer; Anton

schlummerte wieder ein. Der Geheimrath und der Hofbauer hielten sich fern von einander. Die Mutter hatte Mariens Hand erfaßt, die sie liebevoll in der ihren drückte. Margarethe stand fest und hoch aufgerichtet vor dem Bette, als ob die Schwäche der Krankheit und die Last der Jahre von ihr genommen wären.

Endlich sagte der Bauer: „Es wird am besten sein, wenn wir den Anton so bald als möglich nach dem Birkenhofe schaffen, wo er doch sicherer ist als hier. In ein paar Tagen wird er's wohl vertragen können. Willst Du ihn zu mir bringen, Schwester?"

„Ja, Bruder, das will ich, und ich will bei Dir bleiben, wenn er fortgehen wird mit seinem jungen Weibe in die Fremde, und wir wollen zusammen leben im Vaterhause in Frieden und in Eintracht, bis Du mir die Augen zudrückst. Der Name, den Deine Tochter künftig führen wird, wird keine schlimme Erinnerung mehr wachrufen im Birkenhof, und Alle werden wir ihn im Herzen tragen, Du sowohl wie ich.

Sie trocknete mit der Schürze ihre überströmenden Augen und ging davon, aber im Gehen reichte sie dem Bruder die Hand, und ein fester Druck besiegelte die Versöhnung ihrer Herzen.

Jetzt, während ich die letzten Zeilen dieser Erinnerungen schreibe, ist Marie schon seit einem Jahre Anton's Frau. Sie schafft rüstig auf der Farm am Mississippi, welche ihr Mann gekauft hat, und ist seine Lehrerin in der

Landwirthschaft, wie er der ihre in allen andern Gegenständen.

Margarethe lebt im Birkenhof bei ihrem Bruder, der Geheimrath ist im Parlament zu Erfurt, und seine Frau hofft auf die einstige friedliche Lösung des Parteikampfes in Deutschland, die ihr den Sohn und die Schwiegertochter in das Vaterland zurückführen soll.

Date Due

Library Bureau Cat. No. 1137

PT2423.L3A8 CLAPP
3 5002 02015 8221

PT
2423
L3A8

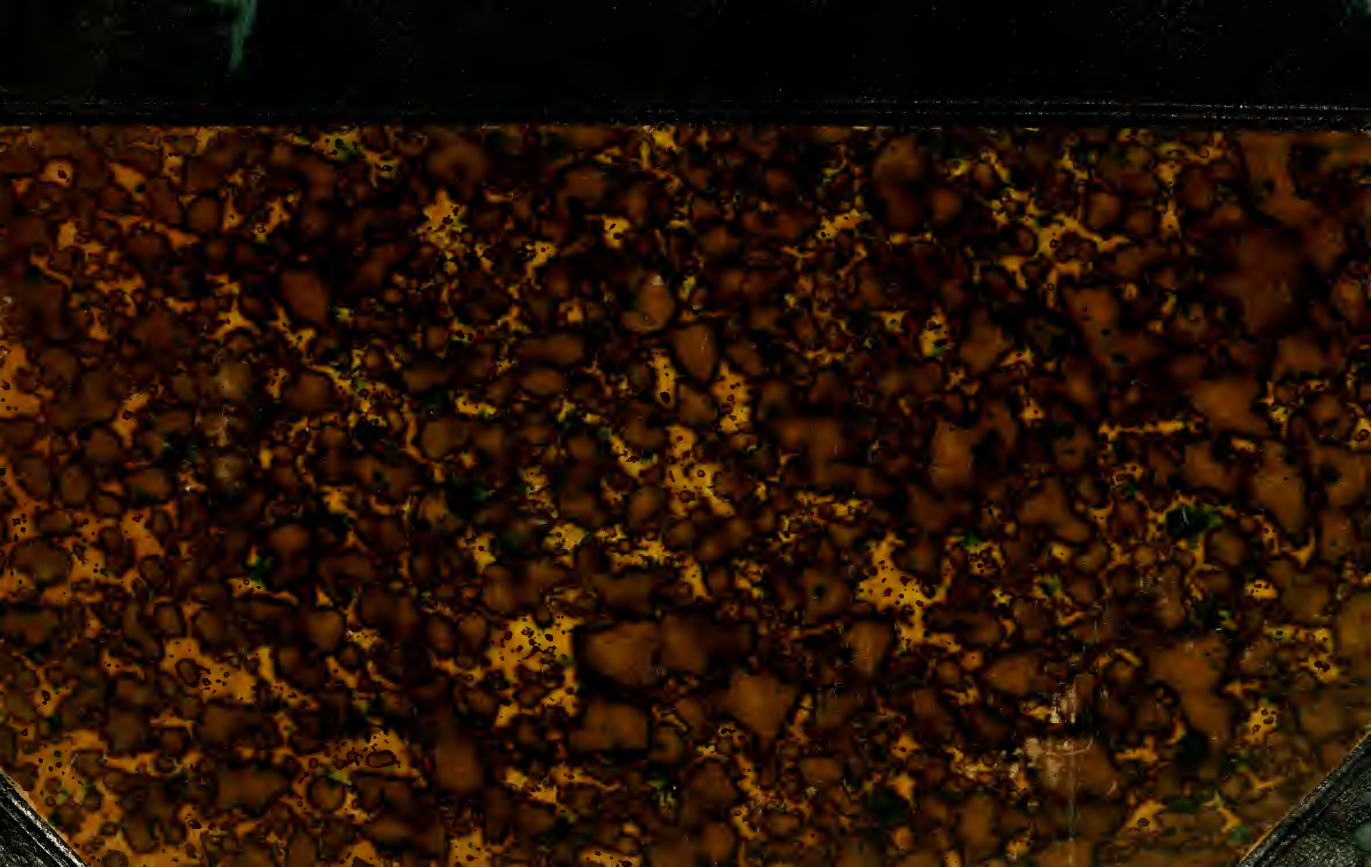
AUTHOR
Lewald.
10309

TITLE
Clementine.

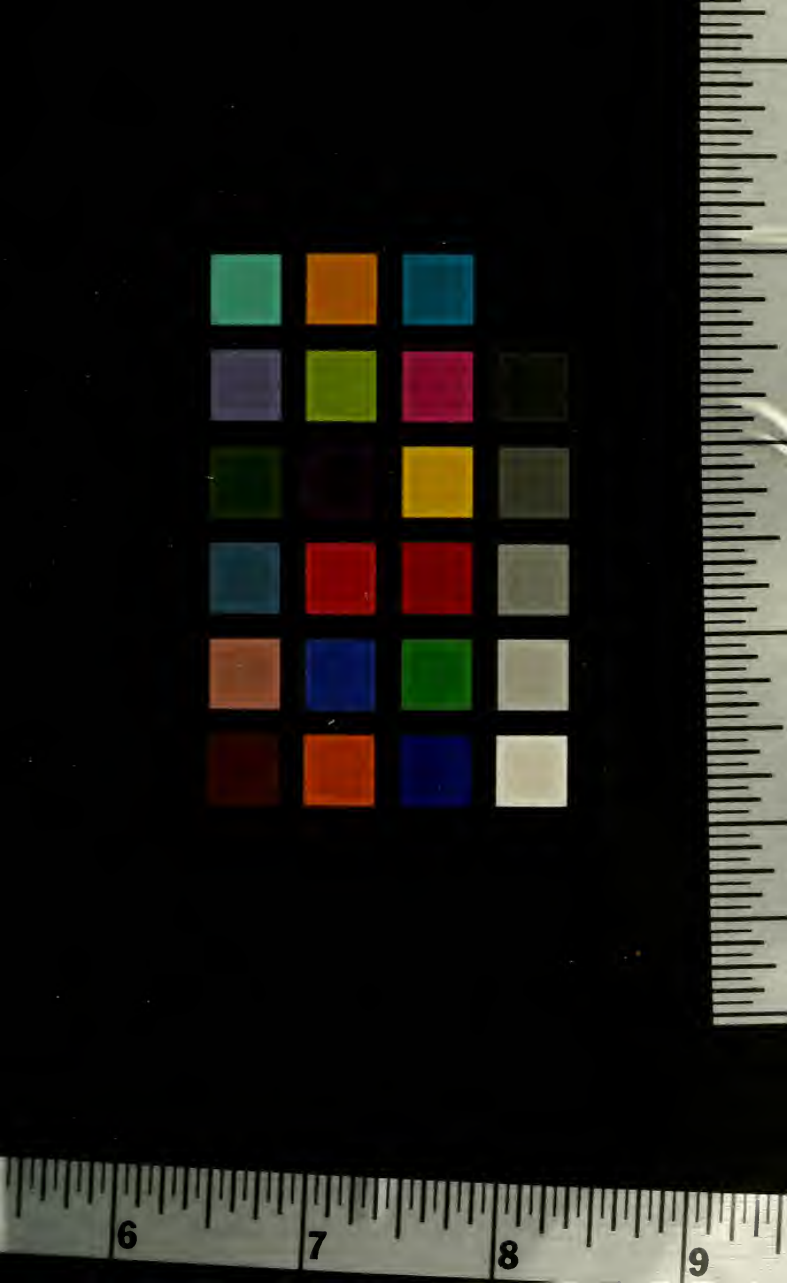
DATE DUE	BORROWER'S NAME
JUL 14 1981	Margaret E. Ward
JUN 12 1982	RENEW
MAY 13 '83	RENEW
AUG 16 '83	SEABOU...

PT
2423
L3A8

10309



A.
1
U.S.A.
2
3
4


6
7
8
9